

Cosmopolitische

# Wanderungen

P. durch P.

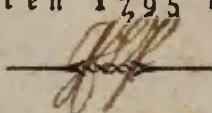
Preußen, Curland, Liefland, Litthauen,

Polthynien, Podolien, Gallizien

und Schlesien

in

den Jahren 1795 bis 1798.



In

Briefen an einen Freund.



---

Viertes und letztes Bändchen.

Erste Abtheilung.

*no. 5274.*

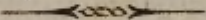
---

Germanien, 1803.

Cosmopolitische  
W a n d e r u n g e n.

---

Erste Abtheilung.



---

# Inhalts-Anzeige.

---

## Erste Abtheilung.

### Fünf und vierzigster Brief.

Seite 1 bis 129

Crown. Andenken. Krönungsfeyer in Moskau. Reflexionen. Kaiser Paul. Subow. Charakteristik des Kaisers. Rauhe Außenseite. Züge von innerer Güte. Schmeicheln am Throne. Anekdote aus dem ersten halben Jahre von Pauls Thronbesteigung. Familienzirkel des Kaisers. Die Großfürsten Alexander, Constantin, Nikolaus. Die Großfürstinnen. Topographie von Moskau. Die Kremliz, oder der Czarspallast. Blicke in die Vorzeit. Die Cathedralkirche. Der Pallast der Patriarchen. Kaiserliches Erbbegräbniß in der Michaeliskirche. Das eigentliche Schloß. Das Arsenal. Die Chinesenstadt. Das Kaufhaus. Bieligorod. Semlanogorod. Die deutsche Vorstadt. Klima von Moskau. Lage. Nationalalterthum. Uedel. Wohlfeile Lebensmittel. Privattheater. Weg von Moskau nach St. Petersburg. Veränderungen in

Riga und Mitau. Umgang in diesen beyden Städten. Einzelne Bemerkungen über Litthauen. Aufnahme in Cowno. Sehnsucht nach dem Vaterlande. Der Ehremisch, eine Erzählung.

## Sechs und vierzigster Brief.

Seite 130 bis 331

Ostrog in Vollhynien. Mein Reisegefährte. Bedeckung durch Cosaken. Furcht der Polen vor diesen Leuten. Belege dazu. Grodno. Unsere Unterhaltungen. Despotie der kleinern Tyrannen in den Provinzen. Beweis davon. Manufakturgebäude in Grodno. Chartenfabrik. Reise von Grodno nach Brzsc. Beschreibung dieser Stadt. Graf Romanzow. Handel. Einwohner. Juden. Schöne Synagoge. Jüdischer Gelehrter. Deutsche. Polen. Muhamedaner. Jesuitenkirche. Das Felsenschloß. Aussicht von demselben. Oesterreichisches Städtchen Theresepol. Vollhynien. Angenehme Gegenden. Russische Handelskaravanen. Sagen davon. Vorgefallene Mordthaten. Bezeichnung solcher Stellen. Etwas über die öffentlichen Denkmäler unserer Gerechtigkeit. Zigeuner, deren Lebensart, Sitten, Gebräuche. Bessere Gegenden in Vollhynien. Ueberfluß an Getreide. Sklaverey. Charakteristik der Vollhynier. Religion. Griechische Kirchen. Popen. Aberglauben. Begräb-

wißcerimonien. Geringes Alter der Menschen. Schöne Steppen. Schlechte Obstzucht. Vernachlässigter Gartenbau. Ackerbau. Pferdezucht. Bienenzucht. Waldungen. Klima. Menschenmangel. Französische Emigranten. Die Familie Pollignak. Luczko. Dubno. Das Waarenlager. Das Theater. Das Schloß. Die Zeit der Contracte. Ostog. Czaslau. Der Fürst Sangursky. Das Schloß. Der Park. Die Schloßkirche. Die Altstadt. Die Bernhardinerkirche. Mein Freund Harpe. Constantinow. Das Dominikaner- und das Karmeliterkloster. Aufnahme beim Generalmajor Tensch.

## Sieben und vierzigster Brief.

Seite 332 bis 488

Caminiec; in Podolien. Reflexionen. Berdiczow. Reiches Karmeliterkloster. Wunderthätiges Marienbild. Große Märkte. Ukrainische Steppen. Waldungen. Wilde Früchte. Trefflicher Kornboden in der Ukraine. Unbebaute Felder. Besser bebaute Landschaften. Großer Getreidebedarf. Fehlerhafte Oekonomie. Geringer Gerste- und Haferanbau, Hanf und Flachs, Tabak, Heidekorn, Erbsen, Hirse, Kartoffeln, Wein- und Hopfenbau. Wildes Obst. Pferde auf den Steppen und in den Wäldern. Flüsse und Teiche. Mineralien. Klima. Viehzucht. Pferdezucht. Wildheit der

Pferde. Rindvieh. Schweine. Schaaf. Bienenzucht.  
 Handel der Ukraine. Unternehmungen der beyden Po-  
 tocky. Aus- und Einfuhr. Großer Handel mit russi-  
 schen Pelstereyen. Manufakturen. Cattunfabrik zu  
 Niencirom. Lederfabrik daselbst. Bemühungen einiger  
 Magnater. Einwohner der Ukraine: Polen, Litthauer,  
 Juden, Armenier, Griechen, Cosaken. Die Saporoger.  
 Geschichte der Empörung Kondas im Jahr 1770. Bey-  
 trag zur Kenntniß der Barbarey des polnischen Adels  
 gegen einander. Ukrainische Dorfschaften. Häufige  
 Feuersbrünste. Kiew. Älteste Geschichte der Stadt.  
 Der Dnepper. Lage der Stadt. Straßen. Pflaster.  
 Nationen. Handel. Legende von der Höhle Petschera.  
 Der Erzbischof. Universität. Podolien. Boden. Ein-  
 wohner. Pestverwüstung. Charakteristik der Podolier.  
 Ackerbau. Rindviehzucht. Obstbau. Klima. Caminiecz.  
 Bestungswerke. Beschreibung der Stadt. Nationen.  
 Handel. Reichthum. Kirchen. Lutherische Kirche. Ju-  
 den-Synagoge. Griechischer und armenischer Bischof.  
 Schöne Gegend um die Stadt. Aussicht von d. Si-  
 tabelle. Landgut des Fürsten von Nassau. Lebensart  
 des Fürsten. Beschuß.

---

---

Fünf und vierzigster Brief.

---

P

Cavno, 1789.

Da bin ich wieder auf meiner neuen Wanderung, in diesem, mir so lieb gewordenen Städtchen eingekehrt, habe meine alten freundlichen Menschen wiedergefunden, und verweile hier weit lieber einige Tage, als unter dem lärmenden Geräusche, das mich bisher umtobte. Euch, meinen Lieben, meinen mir ewig Unvergesslichen, bin ich nun wieder um mehr als hundert Meilen näher gerückt. Aber noch ist die Stunde unsers Wiedersehns entfernter, als jemals! Mein Schicksal wirft mich noch viel

weiter von Euch! Ich eile in entferntere Provinzen, an die Grenzen des russischen Reichs, wo es mit dem türkischen zusammenstößt, unter halben Barbaren, vielleicht bis tief in die U k r a n e. Was ich da machen will? das sollst Du erfahren, wenn ich einst selbst das Nähere meiner Bestimmung weiß. Vor der Hand kann ich Dir nichts weiter sagen, als daß diese letzte Wanderung mich entweder auf immer von Euch entfernt, oder mich schneller, als ich es vielleicht selbst erwartete, in Eure Arme zurückführt! Mag nun geschehen, was da wolle! genug ich erwarte ruhig mein Schicksal!

Noch habe ich nicht Einen meiner alten Freunde, noch meine liebe gute Juliane nicht einen Augenblick vergessen. Mitten unter dem brausenden Getöse der Hauptstadt des Nordens, mitten unter den lärmenden Anstalten, die man zur Krönungsfeyer des gefürchteten Pauls machte, mitten unter jenen Festlichkeiten, denen ich in dem unermesslichen Moskau beywohnte, lebte ich einsam, beschäftigt mit dem Gedanken an Euch, deren Andenken mir ewig heilig blei-

ben wird! O, wie gerne hätte ich die Anschauung aller jener Festlichkeiten um eine einzige Stunde, mit Euch in traulicher Unterredung verlebt, hingegeben! Wie gerne hätte ich die prachtvolle Beleuchtung, das kostbare Feuerwerk, den Anblick eines kaum gedenkbaren Menschengewimmels aus allen Nationen und Himmelsstrichen entbehrt, hätte ich statt dessen, wenn auch nur auf einen Augenblick, zu Euch hinüberschweben, und mich an Eurer Seite von lärmendem Toben, das mich umgab, erholen dürfen! — „Wenn Einer deiner alten Vertrauten jetzt um dich wäre, so dachte ich oft: mit welcher verdoppelten Theilnahme würde ich dann alle diese Seltenheiten mit ansehen, die ich jetzt fast unbeobachtet lasse! Wie Mancher möchte sich an meine Stelle wünschen, um zu sehen, was ich sehe, und wie gerne wolte ich ihm meinen Platz überlassen, wenn er mir dagegen meine gute Juliane zuführte!“ — Aber vergebens waren meine Wünsche, mein hoffnungsloses Sehnen — Die Freunde meiner Jugend blieben von mir entfernt, und ich mußte mich hineinwerfen

in das um mich tobende Gewirre, mußte mitlärmen, mitjauchzen, in Gesellschaft der freudenvollen Menge, und die Sehnsucht meines Herzens in mir unterdrücken. Und das that ich denn auch, so gut es mir möglich war; aber gelingen wolte mir die Rolle nicht, die ich zu spielen gezwungen ward; es wurde eine Karikatur daraus, und Karikaturen taugen nichts, weder auf dem großen Welttheater, noch auf den bretternen Dielen! —

Das glänzende Schauspiel ist vorüber, das die Herrschsucht erfand, um die Sinne des Volks zu benebeln, und durch eine religiöse Cerimonie den Pöbel zu blenden, damit er die Kette nicht sehe, die man ihm, oft willkührlich genug, anzulegen Willens ist! Millionen sind dabey verschwendet worden, Millionen, die man wohl zu edlen Endzwecken hätte verwenden können! Millionen sind verschmaußt, vertrunken, verspielt, und unnütz in die Luft gefnallt! Wie viele arme Familien hätten durch das, was in diesen wenigen Tagen blos in der Hauptstadt verschleudert worden ist, ihr ganzes Lebenlang

sorgenfrey hinbringen können! Jene unnütz verschwendeten Summen, unter Unglückliche vertheilt, hätte so manche Thräne getrocknet, so manchen Kummer in Freude verwandelt, statt daß sie jetzt nichts bewirkten, als höchstens einen Rausch von wenigen Tagen, oder eine übertriebene Nachricht in den Zeitungen, welche das Ausland berichtet, wie glanzvoll Pauls Kaiserkrönung vollzogen wurde! —

Aber, so sind die Menschen! Der Reiche denkt selten bey seinem Ueberflusse, daß der Arme auch ein Herz für die Freuden des Lebens hat! Selten erinnert er sich, daß es Unglückliche giebt, die durch das, was er an Einem Tage verschwendet, vollauf hätten ihr Lebenlang! Leider, leider kümmert den Großen und Reichen dieser Erde die nackte Armuth selten! Umschimmert von eitlen blendendem Glanz, umlagert von Schmeichlern und Speicheilekfern, hören sie nicht das Hülfeschrey des Unglücklichen; ja, sie tragen noch wohl selbst durch unüberlegte oder tyrannische Verordnungen das Jh-

rige mit bey, den Elenden noch elender zu machen!! —

Welch ein Abstand zwischen dem Kaiser Paul, im Schimmer seiner Krone, und dem armen, gedemüthigten Letten oder Kuren, der unter der Peitsche seines grausamen Treibers schmachtet? — Und doch sind Beyde Menschen, so ganz gleich geschaffen, so ganz gleich organisirt, um die allgemeinen Freuden des Lebens zu genießen! Oder, giebt die Krone dem Kaiser etwan mehr Anwartschaft auf höhern Lebensgenuß, als die Müze dem Letten? das wäre doch sehr böse, wenn es so wäre; aber, gewiß, dem ist nicht so! Mensch ist Mensch, er sey in einer Hütte gebohren, oder ziere den Thron; auf Lebensfreuden haben Alle einen gleichen Anspruch! — Man sagt: der Fürst habe Sorgen der Regierung — nun, lieber Gott, der Arme hat Sorgen der Nahrung; und es ist die Frage, ob die ersten oder die letztern schmerzlicher drücken! Der Fürst, wenn er nicht Landesvater im weitläufigsten Sinne des Worts seyn will, kann sich seiner Sorgen leicht

überheben; wie wir denn auch Beyspiele dieser Art in alten und neuen Zeiten gar häufig vor Augen haben. Der Fürst findet immer Mittel und Wege, sich seine Sorgen nach Herzenslust zu erleichtern! da sind Minister bey der Hand, die ihm einen Theil derselben abnehmen, ihn mit Vergnügungen umstricken, die Klagen der Unterthanen von ihm entfernen, und indessen ihre Beutel füllen, und, geschickten Scheerern gleich, die armen unterthänigen Schaafte so methodisch schinden, daß ihnen das Blut aus allen Theilen des Körpers hervordringt! da giebt es Staatsbeamte, welche die Verordnungen des besten Fürsten verdrehen, ausdehnen, verengen, deuteln; kurz, die damit machen, was sie wollen, ohne daß Einer sie fragt: Freund, was machst du? — Diese kleinern Tyrannen, meistens die wahren Blutigel des Landes, sind eigentlich die gefährlichen Insekten, vor deren Stich man sich in Acht nehmen muß, die, um sich zu bereichern, ihrem Hange zur Ungerechtigkeit keinen Zaum und Gebiß anlegen, sondern fortdauernd so lange an dem armen Unterthan nagen, bis die

fer einem Knochengerippe ähnlich ist! Der Fürst wenn er es auch wirklich gut meint, kann diese fressenden Insekten unmöglich Alle von sich entfernen. Wenn er hier zu reinigen sucht, so schleichen sie sich dort wieder ein. Sie haben ihre Protekteurs, ihre mächtigen Fürsprecher, es kann ihnen nicht fehlen; es muß gelingen! Oft geht ja die Unverschämtheit so weit, daß man den Nahmen des Fürsten noch toller mißbraucht, und einen solchen Blutsauger, wegen seiner anerkannten Verdienste um den Staat, zu einer höhern Stelle erhebt, indeß ein besserer Mensch im Elende schmachtet, und umsonst um eine kleine unbedeutende Versorgung bittet! — Alles dieß geschieht mit höchster Approbation; allein, die höchste Hoheit weiß meistens kein Wort davon! — Der gute Fürst! wozu er sich nicht oft mißbrauchen lassen muß? Würde er alle das Unheil, das manchmal in seinem Nahmen verübt wird, er würde voll Schrecken zusammenfahren, und über sich selbst erröthen, daß er so ruhig lebt, indeß um ihn her der Unterthan schmachtet,

und den kleinern Tyrannen zum Fangeball dient!

Der Fürst kann also durch Minister und Unterbediente sich seine Sorgen erleichtern, darf allenfalls gar nicht sorgen, sondern getrost und ruhig die Hände in den Schooß legen, unter seinen Günstlingen und Maitreffen schwelgen, und das Wohl des Vaterlandes jenen Herren überlassen! diese werden denn schon nach den Rechten sehen, das heißt, sie werden sich und ihre Creaturen erheben und bereichern, die Unterthanen nach Herzenslust scheeren, und im Wohlleben schwelgen! — Aber womit, ach! womit erleichtert sich der arme Unterthan seine Sorgen, der von großen und kleinen Tyrannen gemißhandelt wird? Zu ihm schreien Weib und Kind nach Brod; aber er hat keine Minister, denen er befehlen kann. „schafft welches!“ — und der Herr Jesus will auch nicht mehr kommen und, wie ehemals in der evangelischen Legende, Wunder thun! Ihm nimmt kein Mensch seinen Kummer ab; ja es giebt Bu-

len, die denselben eher zu vergrößern, als zu verringern suchen! — Kann er seine schweren Abgaben nicht zur rechten Zeit aufbringen, so nimmt ihm sein begüterter Herr das Wenige, was er noch hat, verschließt ihm seine Hütte, und sieht unbarmherzig die unglückliche Familie auf der Straße verschmachten! — Oder, ist es etwa Uebertreibung, was ich hier sage? Erlebt man dergleichen Greuelszenen nicht noch zuweilen heutiges Tages selbst in den aufgeklärtesten Staaten? Gab Frankreich, so wie es bisher darin zugin, nicht ein schreckliches Beyspiel davon? Und giebt es Rußland nicht noch immer? — Wer gesunde Augen hat, der kann ja sehen, wie es hergeht! Wo giebt es denn wohl viele Reiche, die sich der nackten Armuth annehmen? Wo giebt es denn wohl viele Staaten, wo Familienverhältnisse, Gunst der Großen, und niedrige Speichellekkey von Seiten des Suchenden nicht mehr gelten als wahres Verdienst, oder auch nur als guter Wille? Wo ist die Stadt, ja, ich möchte sagen, das Dorf, wo nicht Egoismus den Meister spielt über

das bessere moralische Gefühl des Menschen? —

Wenn die Reichen sich der Armuth mehr und gewissenhafter erbarmten, wenn sie von ihrem Ueberfluß, den sie verprassen, zweckmäßiger mittheilten, und Familien dadurch glücklich machten: würde sich nicht das Unglück in der Welt vermindern, würde das Geschrey des Elendes nicht weniger werden? — Am meisten sorgen diese Menschen nur für sich; denn ihr Bauch ist ihr Gott! Sie sind Maulchristen, und schänden durch ihr Betragen den Namen jenes großen Mannes, dessen schöne Lehre Barmherzigkeit als das erste Erforderniß eines guten Menschen predigt! Mag doch ihrentwegen die ganze Welt untergehen, wenn sie sich nur erhalten, wenn sie nur stehen bleiben in ihrer Herrlichkeit; sey es auch auf den Trümmern des Weltalls! So machen es hin und wieder Fürsten, Minister, Staatsbeamte, Kaufleute, Prediger, kurz alle, welche mehr haben als sie verzehren! Ihr Ueberfluß hat sie unbarmherzig gemacht! Entfernt vom Mitgefühl

für fremde Noth, hören sie nur den Ruf ihrer Selbstsucht! Ihre bessere Empfindung ist abgestumpft; sie haben nur Sinn für die Anhäufung ihrer Schätze! gleich dem Molch in der Erde, wühlen sie in ihren Geldsäcken umher, und freuen sich der blanken Ischa-riotsmünze! —

Ich leugne nicht, daß es Ausnahmen giebt! Wir alle verehren ja einen guten edlen Fürsten auf dem Thron, der durch königliche Tugenden seinen Namen verewigt, mit unablässiger Sorgfalt das Beste seines Landes beherzigt, für das Wohl der Unterthanen mit redlichem Eifer sorgt, und nur das fodert, was ihm gebührt! Wir alle kennen ja einen Herzberg, einen Bernstorff, und mehrere brave rechtschaffene Männer, die an der Spitze der Regierung viel Unrecht verhüten, und die Würde ihrer Nation behaupten! Wir kennen ja auch wohl hin und wieder Kaufleute, — obgleich in diesem Stande dergleichen Erscheinungen seltner als anderswo anzutreffen sind — die mit edler Resignation einen ansehnlichen Theil ihres Ueberflusses zur

Minderung des menschlichen Elendes hingeben, und nicht mit ihren guten Werken prahlen, wie viele ihrer egoistischen Brüder, die oft nur deswegen Gutes thun, um dafür in den Zeitungen recht weidlich gelobt zu werden. Wir kennen ja auch Prediger, welche die Werke der Barmherzigkeit nicht bloß lehren, sondern auch ausüben; die durch Thaten und Handlungen zeigen, daß sie den wahren Sinn der Lehre Jesu aufgefaßt haben, und bereit sind, ihn nach ihren menschlichen Kräften zu befolgen. Heil, Heil allen diesen, die so leben und handeln; sie mögen einen Stand haben, welchen sie wollen! Wehe, Wehe allen denen, welche das Gegentheil thun!! —

Das menschliche Elend ist groß. Man darf es nicht erst, wie Herr Salzmann gethan hat, ängstlich aufsuchen, und es mit grellen Farben ausmalen; es bietet sich jedem Beobachter von selbst dar, der Sinn dafür hat! Die Vorsehung vertheilte ihre Gaben wunderbar; und es bleibt, aller philosophischen und theo:

logischen Auseinandersetzungen ungeachtet, ein ewiges Räthsel, warum man gerade in diesem wichtigsten Punkte einen solchen Mislaut in der Harmonie der Schöpfung antrifft! Wie kommt es, daß ein Mensch, und oft gerade der schlechteste, alles hat, was seine Seele wünschet, und seinen höchsten Epikurismus befriedigt, indeß ein Anderer, der gerne Gutes schaffen wolte, mit allem seinen ängstlichen Streben nicht einmal so viel verdienen kann, daß er sich und seine Familie vor Hunger schützt? Woher diese auffallende Ungleichheit? Das ist ein Geheimniß, deren Enthüllung vielleicht einer andern Welt, und uneingeschränkteren Kräften aufbehalten ist! Aber, überzeugen kann ich mich nicht, daß jenen Glücklichen blos darum so viel ward, daß sie damit boshaft wuchern, oder es blos zur Befriedigung ihrer Laune und ihres Wohlbehagens anwenden solten! Ich denke, es ließe sich noch ein schönerer, ein edlerer Gebrauch davon machen, ein Gebrauch, der unserm Herzen besseres Genüge thut, als Ueppigkeit und sybaritische Schwelgeren! —

Ich gebe es zu, daß eine vollkommen gleiche Austheilung der Güter dieses Lebens physisch unmöglich ist — ich will die Richtigkeit jenes bekannten Satzes nicht ableugnen, daß es, vermöge der einmaligen Einrichtung der Welt, nothwendig sey, daß Reiche und Arme unter einander leben müssen; allein dieser Satz beweist noch nicht, daß die Begüterten auf der Gottes Welt zu weiter nichts verpflichtet sind, als sich zu mästen, die Hände ruhig in den Schooß zu legen, und ihre Ohren zu verstopfen vor den Klagen der Armuth! Die Vorsehung gab ihnen viel, um damit viel Gutes zu wirken; sie wurden gleichsam die natürlichen Vormünder der Armen und Verlassenen — eine herrliche Bestimmung, werth des Strebens eines ganzen Menschenlebens! — Thränen-trocknen muß also das wichtigste Geschäfte der Reichen und Großen der Erde werden! Sie sind da, um mitzutheilen, um die allzugroße Ungleichheit in der Welt, die doch allerdings nicht physisch nothwendig ist, einigermaßen wieder auszugleichen, um Wohlstand und

Freude, so viel in ihren Kräften steht, zu befördern!! —

Wer nur Schätze anhäuft, ohne sie gewissenhaft zu benutzen; wer nur als kalter Egoist einzig für sich und seine Familie denkt, und übrigens der Noth des Armen sein Herz verschließt; wer genug gethan zu haben glaubt, wenn er gesetzmäßig Almosen austheilt, und hin und wieder dem Bettler einen Groschen zuwirft, der ist — verzeihe mir, Freund, den harten Ausdruck, um seiner Wahrheit willen! — der ist noch immer, nach allen Gesetzen der wahren Moralität, ein höchst alltäglicher, fast möchte ich sagen ein elender Mensch; denn was er thut, das thut er nicht aus reinem moralischen Gefühl, sondern aus Selbstsucht. Sein Almosen sagt so viel, als ob er die Vorübergehenden anriefe: „Seht da, was für ein edler barmherziger Mann ich bin! von hunderttausenden, die ich erstohlen, ermuchert habe, gebe ich einen Pfennig dem leidenden Armen!“ — Das ist Pharisäerwohlthat, und die taugt nichts! — Der wahre Edle thut in

der

der Stille Gutes, ohne Aufsehen zu machen. Den frechen Bettler läßt er vorübergehen, aber der Noth des schamhaften Armen hilft er großmüthig und mit edler Resignation ab! Niemand bemerkt seine That, als Gott, und der, dem sie zu gute kommt! Er kennt keinen andern Lohn, er fodert kein anderes Lob, als das ihm sein Herz giebt! Keine Zeitung verkündigt im Posaumentone die menschenfreundliche Handlung, wie man oft von Fürsten liest, die von einer Million Dukaten, die sie eben im Schaze haben, einen einzigen abgeben — aber seine stille That ist größer, ist verdienstvoller als diese, dessen Lob gedungene Schmeichler ausposaunen!! —

Aber, wo lebt der seltene Mann, der so handelt? Es wäre traurig für die Menschheit, wenn er gar nicht existirte! O ja, er ist gewiß da! — aber, man muß ihn mit der Laterne suchen! — Er verbirgt sich, je näher man ihm kommt; das ist der wahre Edelmuth, dessen Höhe zu erreichen, den meisten Menschen unmöglich ist. Guter Gott! hat sich doch der Egoismus so sehr der gewöhnlichen Menschen bemäch-

tigt, daß sie alles, was sie thun, blos zur Befriedigung dieser unmoralischen Leidenschaft thun! Wahrlich! Christus, dieser große Menschenkenner, hatte wohl Recht, wenn er sagte: es hält schwer, ja, es ist fast unmöglich, daß ein Reicher in das Himmelreich komme! Wann denken denn wohl diese Menschen einmal an das Himmelreich, oder, richtiger gesagt, an ein anderes Leben jenseits des Grabes? Wann hätten sie wohl Zeit zur Berichtigung dieser ernstesten Erinnerung? Mit kalter Habgier scharren sie zusammen, was sie nur erreichen können. Das Sichtbare ist das einzige Ziel ihres rastlosen Strebens; in das Unsichtbare verstellen sie sich nicht! Mag doch jenseits seyn, was da wolle; genug, wenn nur das Diesseits in fortwährender Behaglichkeit und in sybaritischer Völlerey hingelebt wird! Was nützt dem gewöhnlichen Kaufmann eine Ewigkeit ohne Speculation, ohne Geldgewinn? — da ist ihm die Zeitlichkeit lieber — die bringt doch noch was ein; die füllt doch den Beutel, und — den Bauch! Hier giebt es doch noch Nationen, die verhungern,

wenn er seine aufgehäuften Kornböden nicht öfnet, und sein Getreide gegen Erlegung enormer Summen hingiebt! Hungersnoth bey den Nachbarn ist die einzige Zeitung, die ihn interessirt, denn sie füllt seinen Kasten an, und giebt ihm Gelegenheit zu tausend neuen Gelderwerbsquellen! Ob da übrigens seine Mitbürger Noth leiden und zu Grunde gehen, was kümmert das ihn, der nichts sucht, nichts denkt, als sein kaltes egoistisches Ich; und wenn das befriedigt ist, so stolz und gefühllos der Armuth auf den Nacken tritt, als wäre die ganze Schöpfung blos um seinetwillen da! — Was soll nun ein solcher Mensch in der Ewigkeit? Ja, wenn er sich nach Mahomed's Paradies hinaubern könnte, so wäre es doch etwas; dann hätte er doch wenigstens Hofnung, dort sein Cybaritenleben fortführen zu können; aber, der Christenhimmel verspricht leider nichts von dem allen, so sinnlich er auch sonst dargestellt ist — und somit mag für ihn kein Himmel seyn; genug, daß eine Erde da ist, auf der es eine ganz ansehnliche Menge Unglücklicher giebt,

deren kleinen, mit schwerer Mühe errungenen Erwerb er durch Vertheuerung der Lebensmittel in seine Kasse loßt, und auf diese Art die Herrschaft gewinnt über alle Beutel seiner Mitbürger! Das Thun und Lassen eines solchen Menschen ist also auch nur auf Eigennuz berechnet; und wo er nicht Geld verdienen kann, da rührt er gewiß keine Hand! —

Wahrhaftig, ich ärgere mich jedesmal, wenn ich in eine Stadt komme, wo der Kaufmann den Meister über die übrigen Stände spielt! An einem solchen Ort ist die wahre Aufklärung wenigstens um funfzig Jahre zurück! Lieber mag jeder andere Geist regieren, nur nicht der eigentliche Handelsgeist! Der Geldadel ist der abscheulichste und gefährlichste von allen Vorrechten, die menschliche Narrheit einzelnen Ständen zugeeignet hat. Der Geburts- und Familienadel kann den Schaden nicht stiften, den jener stiftet; denn der Geldadel allein ist pretensionsvoller als alle übrigen. Der vernünftige Edelmann bildet sich in unsern Zeiten

nicht mehr so viel auf seine ererbten Vorrechte ein; er weiß, welchen relativen Werth diese Dinge in der menschlichen Gesellschaft haben, und sucht sie durch Verdienste geltend zu machen! Aber der bloße Reiche, der auf der Gotteswelt weiter kein Verdienst hat, als ein blindes Glück, und höchstens einen richtigen Spekulationsgeist, der ihm die besten Mittel, schnell reich zu werden, an die Hand giebt — was für ein Mensch ist das, wenn er den Herrn spielt? Er will tausendmal ärger, und tausendmal mehr verehrt seyn, als der Graf, der Baron oder der Freyherr. — Da sich seine Kenntnisse gewöhnlich nicht über seine Sphäre ausdehnen, so hat er auch für Wissenschaften wenig Sinn; er liest nicht einmal, bleibt fremd in allem, und urtheilt gewöhnlich so fade, so abgeschmakt, daß ein hoher Grad von Niedrigkeit erfordert wird, das Gewäsche des reichen Herrn schön zu finden. Sein Ich ist seine Welt; dieß ist die Achse, um sich alle seine Handlungen drehen! In welche seiner Seele keimt kein menschliches Gefühl, wenn es mit seiner Habsucht in Collision kommt!

Ihm ist es gleich, ob Tausende verhungern, wenn Er nur zusammenscharren und in Schätzen wühlen kann.

Freund, wende mir nicht dagegen ein, daß der Kaufmann auch von der andern Seite dem armen Bürger mehrere Erwerbsquellen öfnet! das ist wahr; und wenn diese einzige kleine Entschädigung auch nicht wäre, was würde denn wohl der Kaufmann noch der bürgerlichen Gesellschaft nützen? Aber selbst dieses hat im Grunde wenig reellen Werth! Wird nicht der Verdienst des armen Bürgers, der vom Kaufmanne abhängig ist, auf alle mögliche Weise beschnitten, indeß er ihm seine Waaren um die theuersten Preise hingiebt? Reicht wohl das, was der Arme gewinnt, hin, um eine ganze Familie zu ernähren? Fließt nicht alles, was der Kaufmann ausgiebt, nach und nach, und zwar mit hohen Zinsen, wieder in seine Kasse zurück? Wo ist also für den Bürger der reelle Nutzen? Was hilft mir ein Erwerb, der mit Mühe und Noth nicht einmal hinreicht, um meine nothwendigsten Bedürfnisse zu befrie-

digen? — Lieber will ich denn doch in einem Landstädtchen wohnen, wo ich wenigstens so ziemlich sicher bin, daß man mir mein Brod nicht so übermäßig vertheuert, wie dieß gewöhnlich in großen Handelsstädten der Fall ist!

Der gewöhnliche Kaufmann — denn von diesem rede ich nur — ist niemals zufrieden; es giebt keinen egoistischen Menschen, als ihn. Je größer sein Wirkungskreis ist, je mehr er zurücklegt, desto sorgfältiger spekulirt er auf neue Heutelfegerey seiner Mitbürger! Man höre einmal das allgemeine Murren, wenn eine Regierung es für gut befindet, die Ausfuhr verschiedener Produkte auf eine Zeitlang zu verbieten! Ist es dann nicht ein Geschrey, als ob der Untergang der Welt, oder wenigstens ihres ganzen Standes, nahe wäre? Und doch ist dieses Verbot sehr weise; denn der gewöhnliche Kaufmann würde den letzten Scheffel Getreide einschiffen, und mit kaltem Gleichmuth die ganze Provinz verhungern sehen! Will nun also eine weise Regierung dieses verhüten, so muß sie schlechterdings dem habfüchtigen Han-

delsgeiste Schranken setzen. Wenn aber dieses geschieht: was für ein Wehklagen, was für ein Murren erhebt sich! Wie sucht man alles hervor, um der Regierung ein V für ein U zu machen, und dennoch seine Habsucht zu befriedigen! Wer Augen hat, zu sehen, der sehe —, und er wird finden, daß ich nicht parteyisch, nicht falsch geurtheilt habe! Ich achte den Stand des Kaufmanns, wie er es verdient; und wo ich einen edlen Mann finde, dem reiche ich gewiß mit herzlicher Innigkeit meine Hand! Aber ich verachte den Egoismus der gewöhnlichen, geldgierigen Clique dieses Standes, die so überhand genommen hat, daß man wahrlich zuweilen auf den Gedanken kommen muß, den ganzen ehrwürdigen Stand zu hassen!! —

Doch, so eben bemerke ich, daß ich eine gräßliche Diverſion gemacht habe, fast so, wie die meisten unserer Prediger, die bey der Schöpfungsgeschichte anfangen, und mit dem jüngsten Gericht wieder aufhören! Nun, es mag darum seyn! Es bleibe also hier stehen, was einmal niedergeschrieben ist! Aber, in den

Zert, der sehr reichhaltig ist, weiter hinein-  
 gehen, möchte ich denn doch, des lieben Hausfrie-  
 dens wegen, nicht! Schon sehe ich ohnedem, wie  
 hin und wieder Einer aus der getadelten Menge  
 seine grimmigen Blicke auf mich abschießt, und  
 mich mit eignen hohen, vom Geldzählen be-  
 schmuzten Händen erwürgen mögte, wenn das  
 so recht anginge! Immerhin! Ich hülle mich  
 in den Mantel meines guten Bewußtseyns,  
 lege die Feder auf einen Augenblick nieder, um  
 auszuruhen, betheure allenfalls noch einmal,  
 daß ich nicht Sinn und Gedanken hatte, einen  
 ganzen Stand zu verhöhnen, sondern nur die  
 verdienstlose, geldgierige Clique in demselben  
 habe malen wollen, und ergreife dann die  
 Feder wieder, um einen neuen Perioden anzu-  
 fangen, der von dem erstern merklich verschie-  
 den, und hoffentlich zum Wiedereinlenken ge-  
 schickt seyn soll! —

---

Von dem neuen Kaiser verspricht man sich  
 in Rußland Wunderdinge. Das ganze Land

erwartet von ihm Erleichterung so mancher Lasten, welche die vormalige Günstlingsregierung dem armen Unterthan über den Kopf warf. Subow, dieser Unschädlichste unter allen Günstlingen Catharins, lange kein Orlov, und noch weniger ein so blutdürstiges Ungeheuer, wie Potemkin, hat doch schon des Unheils so viel gestiftet, daß sein Name eben nicht mit Achtung und Liebe genannt werden kann! Sein abscheuliches Benehmen gegen den rechtmäßigen Thronerben, und die Kühnheit, mit der er gegen ihn handelte, ist wenigstens ganz unverzeihlich. Er ging mit sehr verräterischen Entwürfen um, die zur Genüge zeigen, daß er, wenn auch nicht von Potemkins Blutdurst, doch wenigstens von dessen Ehrgeiz, angesteckt war. Man legt ihm wenigstens ganz öffentlich mehrere verräterische Entwürfe zur Last, die alle auf Selbsterhebung hinausliefen. Seine Clique, zu der damals auch Suwarow gehörte, soll diese Entwürfe dreist genug befördert haben. Auch giebt man ihm Schuld, daß er verschiedene geheime Versuche gemacht

habe, den Großfürsten aus dem Wege zu schaffen. Ich weiß nicht, ob alle diese Beschuldigungen gegründet sind; wenigstens spricht man in Rußland sehr laut davon. Der Kaiser hat ihn indessen sehr gütig behandelt, und dadurch bewiesen, daß er angethanene Beleidigungen großmütig verzeihen könne. Subow bewohnte einen Flügel des Pallastes, dessen Zimmer mit den kaiserlichen in Verbindung standen. Sobald der Kaiser zur Regierung gekommen war, ließ er ihm andeuten, daß er sofort den Pallast verlassen, und sich in seine eigne Wohnung begeben sollte. Bald darauf aber erließ ihm der Kaiser alle fernere Untersuchung; bestätigte die Schenkung seiner Mutter, die ihn zum Herrn von sehr einträglichen Gütern in Lithauen machte, und befahl ihm, nur St. Petersburg zu meiden, und sich auf seine Besitzungen zurückzuziehen. Das war die ganze Strafe, die dieser Günstling erhielt, der unstreitig eine weit härtere und strengere Untersuchung befürchten mußte. Gegen die Brüder und Anverwandte des Fürsten dehnte sich die kai:

ferliche Ungnade nicht aus. Zwar entfernte er sie aus seinen Augen; allein er ließ ihnen ihre Würden und Ehrenstellen, und versetzte sie in entlegene Provinzen des Reichs. Fürst Repnin, ein muthiger Gegner Cubows, und ein eifriger Verteidiger der Rechte des Großfürsten, erhielt nun den längst verdienten Lohn seiner edlen, großen und menschenfreundlichen Handlungen, die das ganze Leben dieses ehrwürdigen Helden auszeichnen. Er ward der Günstling des Kaisers, sein Rathgeber, sein treuester unbestechlichster Freund. — Nur scheint es doch, als wenn er, bey alle seinem Ansehen, Pauls rasche Entschlüsse nicht immer verhindern könne, die zuweilen so unüberlegt, so inconsequent sind, daß man oft vergebens sucht, irgend ein Resultat aufzufinden, wohin das alles gemeinet sey.

Uebrigens scheint der neue Kaiser ein erträglich guter Mensch zu seyn, der zuweilen auch recht gute Absichten zeigt, sein Land glücklich zu machen. Nur seine wunderliche Hitze, die

alles zertrümmert, was ihr in den Weg tritt; und, einem reißenden Strome gleich, unaufhaltsam vorwärts dringt, so wie seine wenige Charakterfestigkeit, verleiten ihn oft zu Handlungen, die ihn in ein Chaos von Verwirrungen stürzen, dem er am Ende nur durch Aufopferungen und Widersprüche entgeht. — Was auch die Zunge der Schmeicheley und der Verleumdung über diesen Fürsten sagt — ich unterschreibe vor der Hand noch das Urtheil keiner Partey! Das wunderliche Chaos, was jetzt noch in allen seinen Unternehmungen herrscht, wird vielleicht durch die Zeit aufgeklärt, und Paul erscheint uns dann entweder in einem bessern, oder in einem schlechtern Lichte. Daß der Kaiser die großen Erwartungen, die man von ihm hat, alle rechtfertigen wird, glaube ich keinesweges; aber eben so wenig hoffe ich, daß er lauter tadelnswürdige Dinge unternehmen wird. Wenn man so oberflächlich auf seine Handlungen hinsieht, so kann man sich dieselben freylich nicht immer erklären, weil sie oft mit einander im Widerspruch stehen;

aber im Ganzen scheint er es denn doch gut mit seinen Unterthanen zu meinen. Nur ergreift er oft ganz falsche Mittel, und sein unverbesserlicher Starrsinn läßt es ihm oft nicht zu, dem Rathe seiner treuen und erfahrenen Freunde zu folgen. Ueberlegung scheint seine Sache nicht zu seyn; er glaubt vielmehr, daß alles so gehen müsse, wie es sein Kopf für gut findet, ohne sich an die Hindernisse zu kehren; und da geräth er denn auf Abwege, die ihn lächerlich machen. Hang zur Tyränney ist ihm ebenfalls angebohren; doch wird dieselbe durch seine natürliche Herzengüte, die er wenigstens nicht immer unterdrücken kann, sehr gemildert. So denke ich mir, wenigstens noch vor der Hand, diesen Mann! —

In seinem ganzen äußern Wesen herrscht eine gewisse wilde Rauheit, ein gewisser abschreckender Ernst, der das Zutrauen der Nation so zu sagen gewaltsam von sich zurückstößt. Aber im Grunde fühlt sein Herz weich, und es ist nur so seine äußere Art, die mit dem In-

nern sehr wenig harmonirt. Wer ihn nicht kennt, der zittert vor ihm, wenn er ihn ansieht. Sein wilder störrischer Blick, seine harte rauhe Sprache, seine auffahrende Heftigkeit bey der geringsten Gelegenheit, seine schnelle, oft zu hart scheinende Bestrafung des kleinsten Vergehens — das alles sind Züge, die freylich nicht im Stande sind, ihm Zutrauen und Liebe zu gewinnen. Aber, trotz dieser rauhen Außenseite fühlt sein Herz zuweilen wahre Theilnahme, und zeigt wenigstens guten Willen; seine strenge Gerechtigkeitsliebe, die er noch immer vor der Hand so auffallend äußert, schont weder Person noch Stand, und vor allen Dingen war es ihm gleich anfangs darum zu thun, die Großen zu demüthigen, und sie zur strengern Ausübung ihrer Pflicht anzuhalten. Daß er hin und wieder ausschweift, sich in Thorheiten verwickelt, und den Tyrannen zu spielen scheint, liegt theils in der Organisation seines Körpers, theils in der Art, wie man ihn bisher in Rußland behandelte.

Man überdenke einmal die traurige eingeschränkte Lage, in welcher dieser Prinz, als Erbe eines Thrones, der ihm längst gehörte, leben mußte! Eine Null im Reiche, verachtet von der Menge, gehaßt von denen, welchen er im Wege stand, selbst von seiner eignen Mutter gemißhandelt, und zurüdgefetzt — läßt sich für einen raschen leidenschaftlichen jungen Mann ein traurigeres Leben denken? Catharina nahm bekanntlich, nachdem sie durch tausend Rabale ihrem unglücklichen Gemahl den Thron entrissen hatte, im Nahmen ihres Sohnes während dessen Minderjährigkeit davon Besitz; allein er mußte mehr als vierzig Jahre alt werden, ehe diese Minderjährigkeit aufhörte. Catharina dachte in ihrer usurpirten Hoheit nicht daran, ihrem Sohne Gerechtigkeit zu verschaffen, vielmehr suchte sie selbst alles hervor, um ihm sein Leben, so viel in ihren Kräften stand, zu verbittern. Während der ganzen langen Epoche blieb er von jeder Theilnahme an Regierungsgeschäften ausgeschlossen. Mit seiner Familie saß er auf den Schlosse

Pawlonsky, und durfte sogar nicht einmal, ohne Erlaubniß der Kaiserin, nach St. Petersburg kommen. Die feindliche Clique verfolgte ihn mit unerhörter Frechheit, und stellte ihm sogar einigemal nach dem Leben. In allem, was zu seinem künftigen Geschäfte gehörte, blieb er ein vollkommener Fremdling. Er war gleichsam der Sklave seiner Mutter und der sie umgebenden Günstlinge, die ihm Feindschaft und Verfolgung geschworen hatten. Die wenigen Freunde, welche seine Sache verteidigten, waren zu schwach, um ernsthafte Maaßregeln zu ergreifen, auch fürchteten sie Catharins Zorn, wenn sie thätiger handelten. So lebte er fast ein halbes Jahrhundert in Unthätigkeit und Sklaverey fort. Sein rascher Geist mußte sich auf das kleine Soldatenspiel einschränken, das ihm die Kaiserin erlaubte, und das deshalb sein Lieblingspiel wurde.

Durch eine solche Behandlung wuzelten natürlich in seinem Herzen Haß und Menschenfeindschaft. Er verlorh nach und nach die rei-

nern Begriffe von der eigentlichen Bestimmung  
 des Menschen und des Fürsten, und von den  
 wahren Verhältnissen zwischen Monarch und  
 Unterthan. Er selbst Sklave, sahe auch in den  
 übrigen Menschen nur Knechte, die von dem Wil-  
 len ihrer Treiber abhingen. Eine rauhe heftige  
 Gemütsart ward ihm eigen; eine Folge seiner  
 drückenden Lage. In alle seine Unternehmungen  
 mischte sich das Gepräge eines störrigen eigen-  
 sinnigen Kopfes, der alle Schranken zu durch-  
 brechen drohte, wenn er einst selbstthätig han-  
 deln würde. Zu bewundern ist es noch immer,  
 daß sich sein Herz nicht gänzlich verhärtete, daß  
 er unter solchen Umständen, ausgeschlossen von  
 allen Vorrechten seiner Geburt, nicht jedes  
 Gefühl für die leidende Menschheit verlor, und  
 ein kalter herzloser, unerbittlicher Despot wurde.  
 Aber seine weichgeschaffene Seele konnte durch  
 unglückliche Umstände nicht ganz unterdrückt,  
 nicht ganz verhärtet werden. Immer blieb noch  
 ein Keim eines bessern menschlichen Gefühls  
 darin verborgen, und zeigt sich auch noch jetzt,  
 da er Dinge begeht, welche die Welt tadelt,

Dinge, welche sonst nur gewöhnlich einen grausamen Tyrannen bezeichnen.

Catharina starb; und Paul, der unterdrückte, der gemißhandelte Paul bestieg endlich den Thron, den man ihm so lange vorenthalten konnte. Aus einem unterthänigen Sklaven sahe er sich nun zum Selbstherrscher und Alleinherrn eines unermesslichen Reichs erhoben, dessen uneingeschränkter Wille für acht und zwanzig Millionen Menschen einziges unübertretbares Gesetz war. Wie alle eingeschränkte Köpfe — denn ein Genie ist der Kaiser nicht — wußte auch er seine plötzlich erlangte Freyheit nicht gehörig zu benutzen, sondern exaltirte auf mancherley Art. Doch handelte er edler als manche Andere in seinen Umständen würden gehandelt haben. Hätte er weniger natürliche Herzengüte besessen, so wäre er gleich anfangs der fürchterlichste Tyrann geworden, der den Neronen des Alterthums nichts nachgegeben hätte. Aber so ward er es wenigstens nur zum Theil, und sein edleres besseres Gefühl ließ ihn zuweilen seine Schwäche einsehen, bewahrte ihn hin

und wieder vor einer zu großen Ausschweifung, und minderte seine natürliche Neigung zur unumschränkten Despotie.

Alles, was er bisher gethan hat, scheint überhaupt mehr die Folge seines raschen unüberlegten Geistes, als eines eigentlichen Hanges zur Tyranney zu seyn. Unumschränkt herrschen will er; darauf deuten alle seine Unternehmungen; aber ob er gerade gesonnen ist, Despot im eigentlichsten Verstande des Worts zu seyn, das muß uns erst die Folgezeit belehren. Den Haß gegen seine Mutter konnte er nicht unterdrücken, so sehr er sich auch in der Bestrafung seiner bisherigen Widersacher maßigte. Es ist wirklich zu bewundern, wie er seinen gerechten Unwillen gegen seine Feinde unterdrückte, und großmüthiger handelte, als mancher aufgeklärte Fürst unter ähnlichen Umständen gethan haben würde. Er verbannte sie blos aus seinen Augen; dafür schenkte er ihnen aber alle weitere Bestrafung, ja, er überhäufte sie sogar mit Wohlthaten. Dieses edle Benehmen, so ganz entfernt von kleinlicher Rache,

verdient meines Erachtens ungetheilten Beyfall — desto weniger aber kann ich sein Betragen gegen seine verstorbene Mutter entschuldigen. Auf sie scheint sein ganzer Haß gefallen zu seyn; alles, was er unternahm, zeigte, daß er gesonnen sey, sie zu verkleinern. Das war eine Schwäche, die schlechterdings nicht entschuldigt werden kann; denn Catharina war immer eine große Frau; und sie zu erreichen, oder wohl gar zu übertreffen, wäre ein edleres Streben gewesen, als ihren Ruhm zu verkleinern!

Daß er seinen Vater, Peter den Dritten, aus seinem dunkeln Gewölbe des Alexander-Newsky-Klosters herausholen, und ihn, nach der Gewohnheit der Russen, öffentlich ausstellen ließ, (eine Ehre, die dem unglücklichen Kaiser nicht widersfahren war,) entschuldigt allenfalls die kindliche Liebe. Die Thränen, die er öffentlich der Asche des Gemordeten weihte, zeugen von der kindlichen Empfindung, die ihn beseelte, und der er sich nicht zu schämen brauchte. Auch war es ihm zu verzeihen, daß er die Kaiserkrone auf den Sarg Peters des Dritten le-

gen und ihn mit allen kaiserlichen Ehrenzeichen beerdigen ließ, indeß Catharina nur als Gemahlin des Kaisers beygesetzt wurde. Peter der Dritte verdiente, schon wegen seines Unglücks, diese ehrenvolle Auszeichnung; und Catharina, wenn sie aus Elysium herab sehen konnte, was man mit ihrer Hülle vornahm, würde im Bewußtseyn ihrer Schuld ausgerufen haben: "Mir geschieht Recht!" In so weit ist also Pauls Unternehmen nicht zu tadeln. — Aber daß er alle, noch so heilsame, Verordnungen seiner Mutter gleichsam mit Füßen trat, daß er alles unbedingt und unüberlegt aufhob, daß er Neuerungen machte, wo gar keine Neuerungen nöthig, ja sogar nachtheilig waren, und sehr weise berechnete Einrichtungen seiner Vorgängerinn durch unweise ersetzte — das alles sind Züge, die sich mit seinen übrigen bessern Unternehmungen nicht zusammen einigen lassen, und schlechterdings den Tadel jedes Unparteyischen verdienen! —

Ueberhaupt läßt sich der Widerspruch von weisen und unweisen Handlungen während der

einjährigen Regierung dieses Fürsten nicht leicht erklären. Wenn man bedenkt, wie groß sich der neue Kaiser zeigte, als er plötzlich den öffentlichen Credit hob, der in den letzten Regierungsjahren seiner Mutter so empfindlich gelitten hatte, daß die Staatspapiere fast gar keinen Werth mehr hatten — wenn man sieht, wie er mit edler Resignation, selbst einen Theil seiner häuslichen Bedürfnisse aufopferte, um das gesunkene Ansehen der Assignaten zu heben; wie er all' sein überflüssiges Gold und Silber in die Münze gab, und Geld daraus schlagen ließ; wie er sich auf alle mögliche Weise einschränkte, einen kleinen bürgerlichen Familienkreis um sich herumzog, allen Luxus verbannte, der Betrügerei der Unterbedienten Zaum und Gebiß anlegte, strenge Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person, verübte, das Ansehen der Gesezze gegen jede Beeinträchtigung der Großen aufrecht erhielt, überall selbst zugegen war, überall selbst nachsah, dem Volke einige drückende Steuern erließ, verkleidet auf den Märkten umherschlich, sich daselbst von der Güte und Theuerung der Lebensmittel

augenscheinlich überzeugte, Taxen festsetzte, und strenge bestrafte, wenn seine Befehle übertreten wurden; — wenn man überlegt, wie edel er seine Stunden eintheilte, keine Arbeit, keine Aufopferung scheute, um das Wohl des Ganzen zu befördern; wie sein unablässiges Streben dahin ging, das Glück seiner Nation zu befördern, wie es ihm nicht zu schwer dünkte, jede Bittschrift selbst anzunehmen, selbst zu lesen, und zu beantworten; wie er that, was in seinen Kräften stand, um die unglückliche Lage der ärmern Volksklassen wenigstens einigermaßen zu verbessern, der Tyranney des Adels Schranken zu setzen, und ihren gesetzlosen Bedrückungen Einhalt zu thun: — wenn man alle diese großen, edlen Unternehmungen überdenkt, und nun seine kleinlichen, wahrhaft kindischen Spielereyen dagegen hält, seine Umwandlung der nationellen passenden Kleidung des Militairs, seine kindische Nachahmungssucht, sein Haß gegen alles, was Aufklärung heißt, sein lächerlicher Krieg mit den bebänderten Schuhen, Giletts und runden Hüten, seine wütende Jakobiz-

nerriecherey, seine tadelvolle Verbannung aller Denk- und Gewissensfreyheit, seine widersinnige Neigung für veraltete Vorurtheile, seine lächerlichen Forderungen in Ansehung der Auszeichnung seiner Person, sein Verschließen seiner Staaten vor jedem Fremden, seine Einschränkungen in Betref der Reiselustigen unter seiner Nation — kurz, wenn man alle diese Thorheiten, von denen die Welt voll ist, mit seinen Großthaten zusammenhält, sollte man wohl glauben, daß ein und der nehmliche Mensch solche sich ganz widersprechende Handlungen unternehmen könnte? Und doch ist es wirklich so; doch hat Paul der Erste der ganzen Welt unumstößlich bewiesen, daß ein und derselbe Mann die größten Inkonsequenzen in sich vereinigen kann! —

Uebrigens ist der Kaiser eben so wenig frey von der Schwachheit, sich übertrieben geschmeichelt zu sehen, als viele andere Fürsten. Der Weihrauch, den ihm einige Speichellekfer streuen, behagt seinem Egoismus recht wohl.

Er dünkt sich wirklich, das übertriebene Lob zu verdienen, das man ihm beylegt; und da es gegenwärtig keinem zu rathen ist, die wahre Meinung seines Herzens laut werden zu lassen, so hat er sich auch selbst ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt, um hinter die Wahrheit zu kommen, was man eigentlich von ihm hält! — Die Klügern schweigen, weil laute Sprache sie nach Siberien führen möchte; und die Schmeichler, diese unnütze Menschenbrut, die den Thron umschwirrt, setzen ihre Federn in Bewegung, nehmen alle Backen voll, und posaunen Pauls Vortreflichkeit aus, ohne einmal einen richtigen Begriff davon zu haben. Die Meisten thun es, um ein Amtchen zu erhaschen, oder ihren ausgeleerten Geldbeutel mit einigen Rubeln wieder zu füllen, denn Eins von Beiden ist ihnen gewiß; in diesem Fall zeigt sich der Kaiser außerordentlich großmüthig und gnädig!

Da ist unter andern ein gewisser Herr Schleußner — im Grunde nur eine Art von Avanturier, der schon verschiedne Carrieren,

und fast immer mit gleichem Mißlingen, versucht hat — dieser Mensch, der auf nichts weniger als auf Dichtergenie Anspruch machen kann, der nicht einmal einen richtigen Begriff von Metrum, geschweige noch von ästhetischer Kunst hat, hält sich doch in seinem tollen Wahn für einen Dichter, und hat es schon gewagt, ein Bändchen seiner Sudeleyen dem Publikum vor Augen zu legen, das man längst nach Verdienst gewürdigt, und nebst dem Verfasser vergessen hat. Um nun seine Benichtigkeit einmal wieder bemerkbar zu machen, schrieb er gleich nach Pauls Thronbesteigung eine neue Sudeley, die er mit dem Namen einer Ode belegte, die von stinkenden Lobeserhebungen und Uebertreibungen strotzte. Er verglich darin den neuen Kaiser mit allen Helden des Alterthums, und räumte ihm die Ehre der Apotheose ein, ehe er noch wußte, ob der Kaiser Mensch genannt zu werden verdiente! Indessen erreichte er dadurch vollkommen seine Absicht. Paul las diese elende Schmeicheley, lächelte selbstgefällig über den Unsinn, und ertheilte dem Herrn Schleußner einen Posten, dem dieser Mensch

eben so wenig gewachsen ist, als ich dem Lehramte der malabarischen Sprache. — Dergleichen Menschen, wie dieser ist, giebt es nun mehrere. Sie scharwenzeln um den Monarchen herum, schmeicheln seinem Egoismus, fröhnen seinen Schwachheiten, vergöttern ihn, und Er, dem diese Vergötterung gefällt, dünkt sich natürlich weit besser, als er wirklich ist, und verfällt auf Thorheiten, die ihn vor der Welt lächerlich machen. In die Länge der Zeit kann diese Schmeichlerbrut dem Lande unendlichen Schaden verursachen. Der Kaiser hat keinen festen Charakter; er ist jedem Eindrücke, dem guten so wie dem bösen, offen; je mehr sein Eigenwille geschmeichelt wird, desto hartnäckiger bleibt er bey seinen Thorheiten; jedes übertriebene Lob findet bey ihm eine gute Aufnahme; ohne Ueberlegung, ohne Festigkeit, ohne über die Folgen nachzudenken, räumt er am Ende dieser Schmeichlerbrut eine immer größere Gewalt über sich ein; je mehr seine unbedeutenden Handlungen vergöttert werden, desto mehr vergisst er seine mancherley Mängel und Gebre-

hen, vergißt seine Menschheit, dünkt sich erhaben über alle Unvollkommenheiten, und maßt sich am Ende mehr an, als ihm zukommt! Jene gefährliche Clique leitet ihn dann, wohin es ihr beliebt; er glaubt selbstständig zu handeln, und ist doch nur die Maschiene, die Jene in Bewegung setzen, je nachdem es ihnen gut dünkt! So ist denn der Monarch für das Land verloren; unter dem Schutze jener Clique erhebt sich dann die kleinere gefährlichere Tyranny; die Klagen der Unterthanen verhallen in der Wüste; der Wille des besten Fürsten, bleibt ohne Wirkung.

O, wenn doch alle Fürsten der Erde diese höllische Brut von ihren Thronen verbannen möchten! das Unheil, welches sie stiften, ist groß genug, um ganze Nationen zu verderben! dem Lande und dem Fürsten sind sie gleichschädlich! Wenn unsre Monarchen doch erst einsehen wollten, daß es schöner sey, vom Volke geliebt und angebetet, als von einigen Speichellekern vergöttert zu werden! Wenn sie doch erst der nackten Wahrheit Gehör geben, und den Freun-

den derselben einen entschiedenen Vorrang über die ganze große Horde der Schmeichler zugestehen möchten! Gewiß, Niemand würde es einfallen, einen Regenten zu verlassen, der dem Rufe der Wahrheit folgt, und es in seiner prachtvollen Hoheit niemals vergißt, daß er Mensch und das Oberhaupt eines Staates sey, dessen Mitglieder von ihm Heil und Segen erwarten! —

Du kannst wohl denken, lieber Freund, daß es in Rußland nicht an Geschichten und Anekdoten fehlt, die das Lob des neuen Kaisers erheben sollen. Dafür hat jene Brut gesorgt, die hier toller als irgendwo ihr Wesen treibt. Sie hat kleine unbedeutende Vorfälle aus Paul's Privatleben von einer glänzenden Seite herausgehoben, sie vergrößert, und dem Volke zur Bewunderung dargestellt! Mehrere dieser und ähnlicher Vorfälle sind oft bey einem Privatmanne ganz alltäglich, und werden nicht einmal beachtet; aber, bey einem Kaiser muß alles auffallen, und so lange gedreht werden, bis es in ein prachtvolles Licht fällt. Hat doch

Herr Reichard, Einer der ersten deutschen Speichellekter, die Mäßigkeit des Kaisers Franz bis in den Himmel erhoben, weil er sich an Ererkuchen, und nicht an einer wohlbesetzten Wiener Tafel satt aß! Kluge Leute fanden nun wohl die Sache sehr lächerlich, und meinten, daß so etwas gerade der Bemerkung nicht werth sey, indeß prangte doch der Kaiser für diese kaiserliche Handlung im Kupferstich! — Gerade so, wie dieser Deutsche, machen es die Deutschen in Rußland. Da ist Hr. Storch und Consorten eben das, was Hr. Schirach und Reichard, nebst Gehülfen, in Deutschland sind! — Ich bin nicht Willens, dir alle jene Anekdoten wiederzukäuen, die jetzt hier im Umlauf sind. Vielleicht findet sich über kurz oder lang ein verhungertes Anekdoten Krämer, der alle diese schönen Säckelchen aus dem Staube wieder hervorsucht, ihnen ein artiges Mäntelchen umgibt, und sie dann so in die leselustige Welt hinauswandern läßt. Mit diesen Herren mag ich nicht einerley Weg gehen; denn ärger als die Sünde hasse ich den Posaumenton der

Schmeicheley! Nur einen einzigen Vorfall erlaube mir diesem Briefe einzuverleiben; ein Vorfall, der meines Erachtens einen sehr schönen Beytrag zur Charakteristik des Kaisers giebt und seinem Herzen Ehre macht! Die Geschichte ist in dem Munde aller Einwohner von St. Petersburg; Weiber und Kinder erzählen sich dieselbe; sie ist gleichsam die Neuigkeit des Tages, und in allen Gesellschaften unterhält man sich davon. Uebrigens kann ich für die Autenticität derselben stehen, da ich sie aus dem Munde eines Mannes habe, für dessen Wahrheitsliebe ich mich verbürgen darf. —

Bekanntlich war Kaiser Paul, gleich bey'm Anfange seiner Regierung, von dem menschenfreundlichen Wunsche beseelt, sich mit der Noth seiner Unterthanen, so viel als möglich, bekannt zu machen, ihre Lage kennen zu lernen, und so schnell, als es sich thun ließ, den drückendsten Lasten derselben ein Ende zu machen. In dieser Absicht hatte er durch einen öffentlichen Befehl bekannt machen lassen, daß ein jeder Unterthan, er mögte seyn wer er wolle, wenn er

etwas

etwas bey ihm zu suchen hätte, ungehinder-  
 ten Zutritt zu seiner Person finden sollte. Da  
 er, als ein enthusiastischer Freund des Sol-  
 datenspiels, immer selbst bey der Wachparade  
 gegenwärtig war, alle Manövrès vor seinen  
 Augen machen!, und zuweilen auch, als galanter  
 Ehemann, vor dem Palaste der Kaiserinn seine  
 gedrechselten Puppen aufmarschiren und ma-  
 növriren ließ, so war auch dieser Ort anfangs  
 ganz dazu bestimmt, daß ein Jeder hinzutreten  
 und dem Kaiser seine geschriebene Bittschrift  
 übergeben konnte. Paul verwandelte dann ge-  
 wöhnlich seinen finstern Ernst in eine freundli-  
 chere Miene, nahm die Bitte des Suchenden  
 sehr gütig auf, und versprach Beystand und  
 Schutz, wenn anders das Ansuchen so beschaf-  
 fen war, daß man auf Beydes Rechnung machen  
 konnte. So gut dieses alles aber auch vom  
 Kaiser gemeint war, so wurde es ihm doch  
 bald ungemein lästig. Gewöhnlich übertreiben  
 die Menschen ihre Forderungen, je bereitwilliger  
 der Monarch zum Helfen ist. Die Gutmütigkeit  
 der Monarchen wird oft schrecklich gemißbraucht,

und daher ist es kein Wunder, wenn sie sich nach oftmaligen Täuschungen dem Volke wieder entziehen, und ihm den Zutritt zu ihrer Person erschweren. Der Kaiser wurde mit einer Menge von Bittschriften überlaufen, die entweder ganz unbedeutend, oder völlig ungerecht waren. So wie er sich zeigte, hielt ihn da und dort ein Haufe Bittender mit ihren Memorialen auf. Paul, anstatt mit seinen Soldaten zu spielen, konnte sich kaum mit genauer Noth dem Andrängen unverschämter Bettler erwehren. Natürlich ward er dadurch verdrüsslich gemacht, und, um in seiner Lieblingsarbeit nicht ferner gestört zu werden, suchte er die Sache anders einzurichten. Er ließ zu dem Ende in dem untersten Geschos seines Pallastes ein Gemach bereiten, das, statt der Fenster, mit einem ofnen eisernen Gitter versehen war. Hier befahl er, daß Jedermann seine Bittschrift hineinwerfen sollte, und versprach, dieselbe, wo möglich, innerhalb vier und zwanzig Stunden zu beantworten, im Fall die Sache nicht zu verwickelt wäre. Er selbst hatte den Schlüssel zu diesem Gemach, und ging

jeden Tag, wenn ihm ' seine Geschäfte eine Stunde übrig ließen, hinein, um die eingelaufenen Memoriale zu durchlesen. Zwey Sekretaire, die ihn begleiten mußten, erhielten dann die Anweisung, wie die Antwort einzurichten sey. Dabey aber wurde zugleich bey Gefängnißstrafe verboten, daß sich von nun an Niemand mehr junterstehen sollte, den Kaiser auf der Wachparade anzureden. Man kannte des Kaisers Strenge, und richtete sich darnach. —

Ein Edelmann aus der Provinz hatte während der Regierung Catharinen's einen langweiligen Prozeß geführt, der ihm endlich durch eine höchst ungerechte, für ihm nachtheilige Entscheidung, den größten Theil seines sehr ansehnlichen Vermögens gekostet hatte. Sein großer Verlust that ihm wehe, aber er mußte schweigen, denn der Senat, oder vielmehr die tonangebende Clique in demselben, hatte zu seinem Nachtheil entschieden, und eine weitere Appellation wäre mit der Verweisung nach Sibirien bestraft worden. — Jetzt hörte er von der Gerechtigkeitsliebe des neuen Kaisers; hörte

wie strenge und ohne Ansehen der Person er bestrafe; erfuhr, daß er zwey Obersten zu gemeinen Musketiers degradirt hatte, weil sie, durch gesetzwidrige Vorenthaltung der dem Soldaten zustehenden Provision, ihren Regimentern Schaden zugesügt hatten. Natürlich erwachte jetzt in dem Manne die längst entschlafene Hoffnung wieder. — „Willst hingehen, denkt er, und dem guten Kaiser deine Sache noch einmal vortragen! die Bösewichter, die mir nicht wohlwolten, sind vernichtet; jetzt siegt vielleicht die Gerechtigkeit. Ist der neue Kaiser das, wofür ihn ganz Rußland hält, so wird er mir die nothwendige Gerechtigkeit nicht versagen, und meine Sache noch einmal mit gewissenhafter Parteylosigkeit untersuchen lassen!“ — Sogleich setzte er sich hin, berichtete dem Kaiser das widerrechtliche Verfahren in dem Gange seines Prozesses, setzte ihm die dabey vorgefallenen Teufeleyen deutlich aus einander, und begab sich mit seiner Bittschrift nach St. Petersburg.

Wen seiner Ankunft war schon die Ukase allgemein bekannt, welche den Zutritt zur Person

des Kaisers bey Gefängnißstrafe verbot; allein der Zufall wolte es, daß er nicht das Geringste davon erfuhr. Ohne sich also weiter darum zu bekümmern, da er nicht einmal etwas von dieser Veränderung ahnete, begab er sich, in Bewußtseyn auf die Güte seiner Sache, nach dem Paradeplatze. Hier war der Kaiser eben in seinem Lieblingsspiele begriffen, als der Bittende sich ihm zu Füßen warf, und in demüthiger Stellung sein Memorial überreichte. Der Kaiser, anfangs erschrocken, dann aber heftig vom Verdrusse übermannt, seine Befehle so kühn übertreten zu sehen, nahm zwar mit einem ernstern Blick die Bittschrift an, fuhr aber auch in dem nehmlichen Augenblick mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit auf den armen Mann los. — „Wie, was wagst du?“ rief er ihm zu, „achtest du so meine Befehle? Habe ich meinen Willen nicht laut genug bekannt machen lassen? Soldaten, bindet ihn, und schleppt diesen Frevler ins Gefängniß, zum Spiegel für Jeden, der meinen Befehlen nicht gehorsamt!“

„Gnade, Ew. Majestät,“ flehte der arme schuldlose Verbrecher, „ich bin unschuldig!“

„Ey, was unschuldig!“ brauste der Kaiser heraus, „ich bin Herr, und fodre Gehorsam! Wer meinen Willen übertritt, er sey, wer er sey, der duldet seine Strafe als Majestätsverbrecher. Fort mit ihm!“

„Lesen Ew. Majestät nur meine unterthänigste Bittschrift, und Sie werden sehen, daß ich schuldlos leide!“ antwortete der Mann. —

„Davon ist hier nicht die Rede,“ schrie der Kaiser, noch heftiger gemacht durch den Widerstand: „ich will schlechterdings keinen Uebertreter meiner Willensmeinungen dulden! Wer dagegen handelt, der darf seiner Strafe nicht entgehen. Ich will ihn züchtigen zum Beispiel für Viele. Also, fort mit dir!“ — Er wandte sich unwillig ab, und die Wache schleppte den Unschuldigen ins Gefängniß. Der Aufseher über diese Strafanstalt, der, im täglichen Umgange mit Verbrechern aller Art, beynähe alles menschliche Gefühl abgelegt hatte, empfing den ver-

meinten Hochverräther mit hämischer Schadenfreude, und warf ihn, unter allerley Mißhandlungen, in ein unterirdisches Loch, das seit langer Zeit keinem Verbrecher zur Wohnung gedient hatte. Hier lag nun der Arme, sich ganz allein überlassen, und hatte Muße genug, über die Ursache nachzudenken, warum der Kaiser, ohne ihn zu kennen, in einen so heftigen Zorn gerathen war. Natürlich wurde er an seinem Charakter irre; das Verbot kannte er nicht, mithin mußte er denken, daß ihm der Inhalt seiner Bittschrift bekannt war, und er sich blos deshalb so entrüstete, daß er noch einmal sein altes verjährtes Recht hervorsuchte. Indessen tröstete er sich doch immer mit einer bessern Aussicht; es war ihm nicht möglich, an der Gerechtigkeitliebe seines Fürsten ganz zu verzweifeln, und da derselbe die Bittschrift angenommen hatte, so hoffte er, daß dem Kaiser das ihm geschehene Unrecht in die Augen leuchten, und er ihm wenigstens die Freyheit wieder geben würde.

Die Folge zeigte, daß er nicht umsonst gehofft hatte. Pauls ungebändigte Hitze war wirklich

nach einigen Stunden ganz verbraucht. Er schloß sich in sein Cabinet ein, und las mit Ernst und Nachdenken die Petition des Armen. Die Sache selbst war ihm bekannt; allein die dabey gebrauchten Machinationen zum Verderben dieses Mannes waren ihm fremd geblieben. Er erstaunte daher nicht wenig über die Frevel, die jene boshafte Clique sich bey diesem Vorfalle erlaubt hatte. Daß dem Armen großes Unrecht geschehen war, sah er jetzt wohl mehr als zu deutlich ein; desto mehr that es ihm aber auch wehe, daß er durch seine Uebereilung dieses Unrecht vermehrt hatte. Mit aller Resignation gestand er sich selbst den Fehler ein, den er begangen hatte. Paul vergaß seinen Kaiserstolz, seine geträumte Gottähnlichkeit, und der bloße Mensch handelte, und zwar mit einem Entwurfe, der seines Gleichen sucht. Er hüllte sich, wie er es gewohnt war, wenn er, ohne Aufsehen zu erregen, die Straßen von St. Petersburg durchstrich, in seinen Ueberrock, und machte sich auf den Weg, entschlossen, das dem Armen angethane Unrecht auf alle mögliche Art wieder gut

zu machen. Er begab sich auf den Platz, wo gewöhnlich die Ischwoſchieks mit ihren Droſken halten, um Jedem, der ſie dingt, zu Dienſten zu ſeyn, und ihn in der weitläuftigen Stadt herumzufahren. Den Erſten Beſten dieſer Leute rief der Kaiſer herbey, und befahl, ihn nach dem Gefangenhauſe zu führen. Der Aufſeher über die Gefangnen erſchrak nicht wenig, als er den Kaiſer vor der Thür halten ſah, und eilte ihm mit kriechender Unterthänigkeit entgegen. — „Ich will einmal die Anſtalt beſehen,“ ſagte der Kaiſer, „führe mich herum.“ — Der Gefangnenwärter that, was ihm die Majestät befahl, und da man ſchon längſt einen ſolchen Beſuch erwartet hatte, ſo fand er alles in der beſtmöglichſten Ordnung. Der Kaiſer ſprach Uebreich mit dieſem und jenem von den Gefangenen; erkundigte ſich nach der Urſache ihrer Verhaftung; fragte ſie, wie ſie gehalten würden, ob ſie mit dem Inſpektor und ſeinen Unterbedienten zufrieden wären, und verſprach denen, die wegen kleinerer Vergehungen verhaftet waren, eine baldige Befreyung.

„Schön!“ sagte der Kaiser, nachdem er Alles gesehen hatte, „es freut mich, daß du ein Mensch bist, und deine Gefangenen menschlich zu behandeln suchst. An diesem Posten ist ein Mensch höchst nöthig! Strafe für Verbrechen muß seyn; aber schon die Vererbung der Freiheit ist Strafe genug; diese Unglücklichen noch mehr ängstigen, ist Unmenschlichkeit. Es ist mein Wunsch und Wille, den Zustand dieser armen verbannten Menschenklasse so leicht als möglich zu machen. Ich will nicht, daß diese Elenden, die ohnehin für einige vielleicht unbedeutende Vergehungen so schmerzhaft büßen, noch durch eine unerlaubte Strenge und durch gänzliche Ausschließung von allen natürlichen Vorrechten, ganz entmenscht werden. Der Mensch bleibt Mensch, auch wenn er Verbrecher ist. Vergiß das nicht, und behandle deine Gefangenen immer so, daß ich Ursache habe, mit dir zufrieden zu seyn, dann soll dir auch meine Gnade nicht entgehen.“ —

Der Inspektor, der wohl am besten wußte, wie wenig er eigentlich die kaiserlichen Lobsprüche verdiene, bückte sich demüthig zur Erde nieder

und schlug die Augen zu Boden, ohne etwas zu antworten.

„Aber,“ fuhr der Kaiser fort, „ist nicht heute ein neuer Gefangener bey euch eingebracht worden?“ —

„Auf Ew. Majestät allergnädigsten Befehl, ja,“ antwortete der Inspektor, „ich habe ihn wohl verwahrt.“ —

„Wo hast du ihn denn?“ fuhr der Kaiser auf, „ich will ihn sehen! — Man soll mir nicht einen Einzigen dieser Unglücklichen vorenthalten.“ — Zitternd und bebend führte der Inspektor, der in diesem Augenblick sein Unrecht ahnete, den Kaiser durch mehrere Gewölbe.

„Warum führst du mich durch diese Mordlöcher?“ fragte Paul entrüstet; „ohnmöglich kann ich hier eine Wohnung menschlicher Wesen vermuthen!“ —

„Ew. Majestät halten zu Gnaden,“ stotterte der Aufseher verlegen und ängstlich, „der strenge Befehl Ew. Majestät — die Meinung, daß der Gefangene ein todeswürdiges Verbrechen begangen haben müsse — alles dieses bewog

mich, den Mann in diese unterirdische Gewölbe einzuschließen.“ —

„Unmensch! was hast du gethan?“ schrie der Kaiser, und stieß ihn voll Verdruss weit von sich; „doch, was will ich,“ fuhr er gelassen fort, „habe ich nicht selbst die meiste Schuld an dieser That? Kann ich es dem Manne wohl verargen, daß er meinen Befehlen in der ausgedehntesten Strenge nachgekommen ist? Nein, ich muß mir die Folge meiner Uebereilung selbst bemessen! Komm her, armer Mann, ich verzeihe dir; dein Gefangener ist unschuldig, und ich bin da, ihm seine Freiheit wiederzugeben. Ein Mißverständnis entriß mir über ihn ein allzuhartes Urtheil. Aber merke dir das für die Zukunft. Vergiß über den Verbrecher, der oft nicht einmal eigentlicher Verbrecher ist, den Menschen nicht. Behandle ihn lieber schonender als strenger, wie es dir befohlen ist. Jetzt führe mich zu dem Unglücklichen!“ —

Die Schösser rasselten; die Thüren öffneten sich, und der Kaiser trat in ein enges Gewölbe, wo der arme Gefangene schmachtete. Paul konnte

sich der Thränen nicht enthalten; „Gott!“ rief er aus, „Gott, Welch ein Anblick!“ — Er breitete seine Arme aus, und umfaßte den Unglücklichen, der so eben den Kaiser erkannte, und ihm zu Füßen stürzen wolte. Der Kaiser hob ihn sanft und freundlich auf, und schloß ihn gerührt in seine Arme. „Armer Bruder!“ rief er aus, und die Thränen stürzten herab, „was hast Du gelitten? In diesen schaudervollen Kerker warf dich deine Unbesonnenheit und meine Heftigkeit! Unglücklicher, warum wagtest Du es aber?“ —

„Ich verstehe Ew. Majestät nicht,“ sagte der Mann; „was wagte ich denn, das den Zorn meines Kaisers reizen konnte? Er kannte mich und mein Ansuchen nicht. Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit meines Fürsten kam ich hieher, und werde ungehört verdammt!“ —

„Nein, nicht ungehört,“ antwortete der Kaiser; „Deine Sache, armer Mann, ist in guten Händen. Aber Du wußtest doch wohl mein Verbot?“ —

„Welches, Ew. Majestät? Ich bin ein Fremdling in der Residenz, und der Befehle gibt es jetzt so viel und mannigfaltig.“ —

„Ich hatte verordnet, daß sich mir Niemand während der Wachtparade mit einer Bittschrift nähern folte; dagegen hatte ich eine andere Verfügung getroffen, wodurch mir das meinen Unterthanen geschene Unrecht bekannt wurde. Du übertratest diese Verordnung, gingst mich auf dem Paradeplatze an, und ich mußte strafen.“ —

„Darum also? Darum? O, mein Kaiser! ich wußte nichts von diesem Befehl! Ich lebe in einer Provinz, die von der Hauptstadt zu weit entfernt ist, als daß alle Verordnungen der Regierung sogleich daselbst solten bekannt werden. Ohnehin zwingen mich meine durch den unseligsten Prozeß zerrütteten Vermögensumstände zu einer sehr eingeschränkten Lebensart, und ich gehe mit Niemanden um, von dem ich allenfalls die Neuigkeiten des Tages sogleich erhalten könnte. Mir blieb also bis diesen Augenblick der Befehl Ew. Majestät fremd, so wie ich auch in diesem Augenblicke die Ursache erfahre, warum mein

gütiger Herr so heftig auf mich zürnte. Im Vertrauen auf meine gute Sache, näherte ich mich ihm, ohne mich vorher weitläufig darnach zu erkundigen, ob er das alte Verfahren noch beybehalten, oder eine andere Verfügung getroffen habe!“ —

„Du wußtest also wirklich nichts von meiner Verordnung?“

„Wie würde ich es sonst gewagt haben, den Zorn Ew. Majestät zu reizen, und dadurch meiner Sache mehr zu schaden als zu nützen?“

„Das ist wahr; um so mehr aber habe ich Ursache, Unrecht wieder gut zu machen. Du zürnst doch nicht, lieber Bruder?“

„Ew. Majestät, ich habe für eine kleine Uebertretung eines mir unbekanntes Gesezzes fürchterlich gelitten!“ —

„Wie? Hat man Dich hier beleidigt?“ fragte der Kaiser mit Heftigkeit.

Der Gefangene schwieg.

„Ich frage noch einmal,“ fuhr der Kaiser fort, „hat dieser Mensch da,“ indem er auf den Inspektor wies, „Dich gemißhandelt?“ —

Der Gefangene zuckte die Schultern.

„Ich verstehe alles,“ sagte Paul, und warf einen flammenden Blick auf den zitternden Aufseher; „und wenn dieser beleidigte Mann auch schweigt, so sagt mir dein Zittern und Beben, was du gethan hast. Doch, ich habe einmal verziehen, also mag auch dieses mit hingehen, da ich selbst an dem Vorfalle Schuld war. Aber zittere, wenn so etwas noch einmal geschieht! Ich kann getäuscht werden; aber wenn ich die Täuschung inne werde, so ist es um alle diejenigen geschehen, die mir solchen Betrug spielten! Ich werde streng untersuchen; und finde ich, was ich nicht wünschte, daß dein hartes Gewerbe dir Mitleiden und Menschengefühl gestohlen hat, so taugst du nicht zu diesem Posten.“ —

Jetzt wandte sich der Kaiser wieder zu dem Gefangenen, und schloß den von der Huld seines Monarchen überraschten Mann in seine Arme. „Verzeih mir, mein Bruder,“ sagte er mit ernster Rührung, „Du hast gelitten; aber laß Dich meine aufrichtige Reue versöhnen. Es that mir leid, daß ich Dir wehe gethan habe; aber ich will

gut machen, was mir möglich ist. Frey bist Du von diesem Augenblick an; aber das ist Schuldigkeit. Komm mit mir! Vier tausend Rubel nimm von mir als einen kleinen Ersatz Deiner Schmerzen an. Deinen Prozeß, dessen ungerichte Entscheidung ich anerkenne, will ich selbst untersuchen; Du sollst Dein Vermögen wieder haben; alles, alles soll Dir ersetzt werden. Nur vergieb mir!“ —

„Ich vergeben?“ antwortete der Edelmann, und küßte dankbar die Hand seines menschenfreundlichen Monarchen. „O, mein treflicher, mein edler Fürst! Ich bin belohnt genug durch diese Thräne, die mir verkündet, daß mein Herr die Leiden seiner Mitbrüder fühlt.“ —

„Guter Bruder!“ sagte der Kaiser, und drückte ihn fest an sich. Aber jetzt komm nur, und laß uns diese Mordlöcher verlassen; Du begleitest mich; ich will der ganzen Residenz zeigen, wie ich mein Dir angethanenes Unrecht erkenne und gutmache! — Der Edelmann mochte gegen eine solche öffentliche Auszeichnung protestiren, so viel

er wolte; der Kaiser ließ nicht nach; er mußte ihn nach dem Pallaste begleiten. Beym Weggehen wandte er sich noch einmal gegen den Inspektor, und rief mit einem drohenden Blick: „Keinen Menschen mehr in diese Gewölker, wenn dir meine Gnade lieb ist!“ — Einer Familie und einigen versammelten Großen stellte der Kaiser den Befreyten als einen Mann vor, dem er durch seine unmäßige Hitze gewaltige wehe gethan habe. Selbst die Uempfindlichsten bewunderten des Kaisers Resignation. Er überhäufte ihn mit Wohlthaten und Gechenken, leitete selbst seinen Prozeß ein, drang auf schnelle Entscheidung, und hatte wirklich in kurzer Zeit die Freude, seinen neuen Freund im Besiz des ihm entrissenen Vermögens wieder eingesezt zu sehen. Mit gerührtem und dankbarem Herzen verließ der glückliche Mann die Hauptstadt, deren Vergnügungen ihn vergebens anlockten, und verbreiterte in der ganzen Provinz die edelmüthige Handlung seines Monarchen. — Nicht wahr? lieber Freund, diese Anekdote macht doch wohl dem edlen Herzen des Kaisers Ehre? Welcher Fürst sieht wohl sein Un-

recht so ein; und wenn er es einsieht, welcher hat wohl so viel Gewalt über sich, es öffentlich zu gestehen, und auf eine so edle Art wieder gut zu machen? Friedrich der Einzige, dieser philosophische König, konnte sich dennoch zu dieser Selbstüberwindung nicht bequemen. Wenn er gefehlt hatte, so verbesserte er, aber er gestand nie: „Ich habe Unrecht!“ Paul hingegen, dieser wegen andrer inkonsequenter Handlungen mit Recht getadelte Fürst, gesteht seinen Fehler öffentlich ein, und verbessert denselben. Warum vereinigt doch dieser natürlich gutmüthige Mann so viele widersprechende Eigenschaften in sich? Ist es nicht Jammer und Schade, daß ein so edler, so herzlich guter Mensch bey andern Gelegenheiten auf Thorheiten verfällt, die ihn lächerlich machen; der Dinge begehrt, deren sich kein Tyrann schämen darf? Ich bin nicht im Stande, diesem Fürsten eine vollkommene Apologie zu halten, vielmehr muß ich es als unparteyischer Zuschauer tadeln, daß er sich so manche lächerliche Thorheit, so manche gesetzwidrige Verordnung, so manche blos aus despotischer

Willkühr fließende Handlung zu Schulden kommen läßt. — Aber das ist denn doch wohl etwas zu weit gegangen, wenn man alle seine Handlungen in eine Waagschale legt, und alles verkennt oder lächerlich macht, ohne auf Umstände und Verhältnisse Rücksicht zu nehmen! —

Kaiser Paul lebt im Cirkel seiner Familie als edler Privatmann. Alle Stunden, die er von seinen Geschäften abmüßigen kann, widmet er seinen Kindern. Er speist mit ihnen an einer Tafel, die sehr mäßig besetzt ist, und zu der kein Fremder, außer an großen Festtagen, hinzugelassen wird. Seine Gemahlinn ist seine treueste Bundesgenossinn. Weit entfernt von Catharins Ehrgeiz, der Peter den Dritten so unglücklich machte, liebt sie ihren Gemahl, duldet seine Schwächen, und thut alles, was ihr möglich ist, um sich ihm gefällig zu machen. Der Kaiser hat ihr die Aufsicht über das schöne Fräuleinsstift anvertraut, das in St. Petersburg angelegt ist. Hier bringt sie mehrere Stunden des Tages hin, sieht überall selbst nach, wo etwas mangelt, wohnt dem daselbst ertheilten Un-

terrichte bey, und verbessert mit mütterlicher Sorgfalt die dabey eingerissenen Fehler. — Großfürst Alexander, der künftige Erbe des Throns, und mit seinem Vater zu gleicher Zeit von der Nation gehuldigt, ist ein edler schlanker Jüngling, von schöner regelmäßiger Gestalt und männlichem Betragen. Durch Sanftmuth und Güte gewinnt er alle Herzen. Wo sein Vater aufbraust, da sucht er die schädlichen Folgen dieses Aufbrausens so viel als möglich zu hintertreiben. Er macht manches in der Stille wieder gut, was sein Vater verdarb. Die Nation liebt und vergöttert ihn; unter allen Umständen nahen sich die Bittenden ihm am zutraulichsten, und seine Menschenfreundlichkeit, verbunden mit der mit seinem Charakter eigenen Vorsicht und Klugheit, gibt ihm Mittel und Wege an die Hand, seinen Vater zuweilen ganz nach seinen Absichten zu leiten. Er nimmt, dem Plane des Kaisers gewäß, an allen Regierungsgeschäften mit Antheil, und Paul selbst segnet noch vor der Hand sein Geschik, das ihm einen Sohn gab, der den Ausbrüchen seiner Hefigkeit mit weiser Nachsicht

entgegen arbeitet, und manche verderbliche Folgen derselben zu verhindern sucht \*). *Constantin*, der zweite Prinz, ist dem Vater ganz ähnlich, sowohl an äußerer Bildung, als auch an Heftigkeit des Charakters. Die Sanftmuth seines Bruders fehlt ihm gänzlich. Er ist rasch in seinen Handlungen, überlegt nicht lange, und läßt sich wohl manche Thorheit zu Schulden kommen. Die Nation fürchtet ihn mehr, als daß sie ihn liebt. Er war der Liebling seiner verstorbenen Großmutter, die fast ohne ihn nicht leben konnte. Vielleicht hatte sie wichtige Pläne mit ihm vor, die alle durch ihren schnellen Tod vereitelt wurden. — Der kleine *Nikolav*, der dritte Sohn des Kaisers, ist ein Kind von zwey Jahren, und — kommandirender Obrister des reitenden Garderegiments. — Die Prinzessinnen ähneln dem liebenswürdigen Bilde ihrer schönen Mutter. Schönheit, Grazie und Güte des

\*) Jetzt nicht mehr; so wie überhaupt jetzt Vieles verändert ist, was zu Anfange dieser Regierung noch hofen ließ! —

Herzen sind bey ihnen vereinigt. Unter der alleinigen Bildung ihrer vortreflichen Mutter sind sie die liebenswürdigsten Mädchen geworden, und versprechen die edelsten Gattinnen zu werden. — Uebrigens ist der Luxus dem Kaiser verhaßt; seine ganze Familie zeigt sich selten anders, als in schlichter weißer Bürgerkleidung. Oft begegnet man den Prinzessinnen auf den Promenaden, ohne die geringste Auszeichnung. Sie sind freundlich und herablassend gegen Jeden, der sie grüßt; und wer sie nicht kennt, geht gewiß in der Meinung vorüber, ein gewöhnliches Bürgermädchen gesehen zu haben. — So viel von diesem Kaiser und von seiner Familie. Jetzt zu andern Dingen! — —

Daß ich in Moskau war, und die Krönungsfeierlichkeiten mit ansah, habe ich Dir schon gesagt. Allein erwarte keine vollständige Topographie dieser ungeheuren Stadt von mir. Ein kurzer Aufenthalt von acht Tagen in dieser halben Welt, der noch dazu in einer ewigen Zerstreuung verfloß, war wohl eben nicht geschickt, mich mit den Merkwürdigkeiten eines so weitläuf-

tigen Ortes bekannt zu machen. Um diese ungeheure Stadt mit ihren dreihundert und sechszig Kirchen und Klöstern, die meistens, nach Art der chinesischen Pagoden, mit runden grünen Kugeln, statt der Thürme, versehen sind, und denselben schon von weitem ein ganz auffallendes Ansehen vor andern europäischen Städten geben, kennen zu lernen, dazu bedarf man wenigstens eines Aufenthalts von mehreren Monaten. In dessen will ich Dir denn doch alles oberflächliches berichten, in Hoffnung, daß Du damit zufrieden seyn und nicht mehr fodern wirst, als ich zu leisten vermag.

Moskau, die ehrwürdige Haupt- und Residenzstadt des russischen Co'sses, liegt an an Moskwa, die sich ohnweit der Stadt mit dem weit beträchtlichern Flusse Oka verbindet. Ihr Umfang ist wenigstens fünf deutsche Meilen; die weitläufige Anlage der Stadt macht es unumgänglich nothwendig, daß man sich der Miethsdroschken bedient, welche man fast in allen Gegenden antrifft; daher sieht man außer dem Möbel und den allerley Lebensmittel herumtragenden

Händlern, nur selten einen Menschen von Distinction zu Fuße. Desto häufiger stößt man auf große und kleine Equipagen, die gewöhnlich so schnell fahren, daß man, besonders in engen Straßen, wirklich die augenscheinlichste Gefahr läuft. Die Polizey, die hier im Durchschnitt sehr lobenswerth wachsam ist, kann doch diesem Unwesen nicht steuern. Der Russe läßt sich das Privilegium des Schnellfahrens nicht nehmen, und so lange die Großen nicht selbst mit ihrem Beispiele vorangehen, so lange ist hier auch an keine Verbesserung zu denken. Indessen geschieht doch nicht so viel Unglück, als man glauben sollte; ja, man hört äußerst selten so etwas. Zum Glück fährt der Russe, bey all seiner Schnelligkeit, sehr vorsichtig, und er weiß äußerst geschickt einzubiegen, sobald er Gefahr sieht. Auch ist Eile zuweilen nötig, weil der Weg gewöhnlich weit ist; denn um z. B. aus der Kreml in die deutsche Vorstadt zu kommen, bedarf es wenigstens einer Reise von einigen Stunden.

Moskau besteht eigentlich aus vier durch Mauern und Gärten von einander abgesonderten

Städten, die vielen weitläufigen Vorstädte nicht mitgerechnet, deren Anzahl sich auf dreißig belaufen soll; der Haupttheil der Stadt ist die sogenannte Kreml i oder innere Stadt, die eigentlich nur den kaiserlichen Pallast nebst den dazu gehörigen Gebäuden, Kirchen und Klöstern in sich faßt. Dieses ungeheure gothische Gebäude, ein prächtvolles Monument von der Herrlichkeit der alten Tzaaren des russischen Reichs, enthält alles, was zu den Künsteleben der alten Fortifikation erforderlich war. Eine dicke, dreyfache Mauer mit einer Menge von Thürmen umschließt diesen Ort; ein tiefer ausgemauerter Graben, der von der Moskwa sein Wasser erhält, macht ihn unzugänglich, und auf den Mauern umher sieht man die mächtigsten Feuerschlünde, bereit, den Pallast zu verteidigen, und Tod und Verderben auf die Feinde der Tzaaren und des Volks zu schleudern.

In dieser festen Stadt, die dem Volke nicht anders als bey feyerlichen Gelegenheiten zugänglich war, hausten die alten Fürsten Rußlands gleich Göttern, denen man sich nur mit ehrfurchts-

vollem Schaudern nähern durfte. Um sie her wohnten ihre Minister, ihre Rätke, ihre Trabanten, die den ruffifchen Großmogul bewachten, und ihn vom Volke entfernt hielten, feine tyrannifchen Befehle vollstrekten, oder auch in feinem Namen, ohne daß er etwas davon wußte, nach Belieben despotifirten. Von hier aus ergingen jene unwiederruffliche Befehle durch das coloffalifche Reich, und ehrfurchtsvoll fchmiegte man fich in das Joch, das der unfichtbare Tyrann oder fein Anhang dem Volke über den Nacken warf. Hier fannen die Tzaaren mit ihren Günftlingen auf neue Bedrückungen und Auflagen, oder ein betterer Fürft erließ von hier aus feinem Lande eine drückende Steuer. Hier floß das Blut guter edler Fürften, die der Kabale und der Herrfchfucht geopfert wurden; hier floß das Blut der Böfewichter, die durch Andere ihres Gelichters ihre usurpirte Herrfchaft wieder verlohren.

Nicht ohne Rührung, nicht ohne Schaudern verweilte ich in diesem majestätifch furchtbaren Schlosse, das voller geheimen Gewölbe und Zugänge ist, die tief unter der Erde fortlaufen

sollen. Hier bluteten ohne Zweifel die unseligen Opfer des Despotismus und des religiösen Wahns, die sich gegenseitig zum Verderben der Menschheit verbanden. Wer in die Klauen dieser gekrönten und bekümmerten Mörder fiel, der ward heimlich geschlachtet. Alle Greulichkeiten verflorner Jahrhunderte, deren die Geschichte dieses Staates so voll ist, gingen beym Anblick jener colossalischen Gebäude meiner Erinnerung vorüber. Ich sahe alle die Guten und Bösen, wie sie lebten, webten und handelten. Einzelne Männer hob meine Phantasie aus diesem dunkeln Gemälde heraus. Hier sahe ich den schrecklichen Iwan in seinem thierischen Grimm, der Menschen erwürgte, wie man sonst Fliegen tödtet, der keine Schonung, keine Barmherzigkeit kannte, und doch von der andern Seite so merkwürdig, so groß ward. Hier sahe ich den Mörder Boris, den blutgierigen Unmenschen Chouisky, wie sie frevelnd ihre Hand in das Blut der Unschuld tauchten, und sich durch Missethaten aller Art den Weg zum Throne bahnten. Hier sahe ich aber auch den edlen Alexander Newsky, der mit schöner

Resignation dem Vaterlande die geschlagenen Wunden verband, und dessen ehrenvoller Name noch heut zu Tage in Rußland segnend genannt wird! —

Ich erinnerte mich der schrecklichen Zeiten, wo Dschinghis Khan's - Horden diese Gegenden verwüsteten, diese ungeheure Stadt in einen Aschenhaufen verwandelten und nichts als Leichenhügel zurückließen. Mit vandalischer Barbaren drangen sie vor, und nichts konnte ihre wilde Grausamkeit aufhalten. Keine Mauer war zu fest, die nicht unter ihrer Wuth in Trümmern zerfiel; kein Zufluchtsort war ihnen zu heilig, wo nicht ihr von Blute triefendes Schwert neue Opfer aussuchte. Rußlands mächtige Monarchen mußten diesen wilden Horden zinsbar werden, wolten sie anders die Verwüstungen von ihrem Lande abwenden, und das Leben ihrer übrigen Unterthanen schonen. Jene greuelvollen Zeiten der allgemeinen Anarchie und Verwirrung traten lebhaft vor meine Seele; jene Zeiten, wo schreckliche Bürgerfehden und Streitigkeiten mit auswärtigen Feinden, bald diese, bald jene Provinz

verwüsteten, wo rauchende Städte und Dörfer, Aschenhügel und blutende Leichname den Zug der Feinde bezeichneten, wo das Land, ohne ihre Consistenz und Festigkeit, ein Raub seiner Nachbarn wurde, wo Rußland mehrmals auf den Sprung stand, aus dem Reiche der Staaten ausgestrichen zu werden, und zwar durch thätige Beyhülfe eines Gegners, den es jetzt auf immer niedergedrückt hat. Ich verglich vormals und jetzt. Welch ein Unterschied! Rußland, das gegenwärtig dem halben Europa Gesetze vorschreibt, das Polen verschlang und den Türken ihre blühendsten Provinzen entriß, war damals ein bloßer Schattenstaat, auf dessen Existenz man fast gar nicht achtete, der, fast ausgeschlossen von aller Verbindung mit den übrigen europäischen Höfen, nur mit asiatischen Barbaren kämpfte, im asiatischen Luxus schwelgte und, erschüttert in seinen ohnehin morschen Grundfesten, auf asiatische Art zu enden drohte. Ich verglich die sogenannten Heroen des russischen Alterthums mit Peter dem Unvergesslichen, der, bey aller natürlichen Wildheit und Barbarey, das große Werk zu Stande brachte,

und aus dem verworrenen Chaos, das nur wenig vorbereitet war, eine neue und schöne Schöpfung hervorrief. Ich verglich Catharinen und alle ihre Vorgängerinnen aus dem achtzehnten Jahrhundert, mit der Großfürstinn Olga, die in der neunten Nere eben diesen Staat beherrschte, und fand, daß alle diese Fürstinnen, was Herrschaft und Despotie betraf, einander gleich dachten, und daß es nur günstigere Zeitumstände waren, welche ihre Unternehmungen von einander unterschieden.

Ich erinnerte mich jener schrecklichen Epochen, wo Hungersnoth und Pest mit verheerender Grausamkeit die Gegenden heimsuchten, und die fruchtreichsten, blühendsten Landesstriche in unangebaute menschenleere Wüsten verwandelten. Ich hörte das Klaggeschrey der Unglücklichen, die, den Tod mit jedem Zuge athmend, ängstlich nach Rettung schnappten. Ich sah die Elenden, wie sie über die halb vermoderten Leichname ihrer Freunde und Verwandten herfielen, um mit ihrem Fleische ihren wüthenden Hunger zu stillen, aber, ungewohnt der schrecklichen Kost, selbst leblos neben

den Leichnamen niedersanken. Ich sah aufgehäuften Leichenhügel um mich her, weil es an Menschen gebrach, um die Todten zu begraben. Aus den Gewässern der Moskwa schienen mir klägliche Stimmen vieler tausend Unglücklicher heraufzustoßen, die noch halblebend in jene wasserreiche Tiefe versenkt wurden. Ganz Moskau schien mir einem Weinhause zu gleichen. Aus allen Ecken grinzten Todtenschädel mich an, welche heulten: „Wir wurden unsern Tyrannen geopfert, welche Hungersnoth und Pest über uns herberiefen, indeß sie selbst ungerührt über das Elend der Unterthanen eingeschlossen blieben und im unerhörten Ueberfluß schwelgten!“ — Welch eine schaudervolle Erinnerung! Ich hatte Mühe, des Gedankens wieder los zu werden. Die Mauern des Czaarenpallastes, die wohl so oft von Klagen und Jammergeschrey wiederhallten, schienen mir über den Kopf zusammenstürzen zu wollen. Von Angst und Schrecken ergriffen, flohe ich diesen furchtbaren Ort, und erst, als ich das Freye erreicht hatte, und die furchtbaren schwarzen Mauern jenes gothischen Colosses hinter

mir sah, erholte sich mein Geist wieder nach und nach, und vertiefte sich in lichtvollere Gegenzstände. —

Die Kremlli kann ohngefähr eine kleine deutsche halbe Meile im Umfange haben. Sechs große Kirchen von verschiedener Schönheit und zwey ansehnliche Klöster gehören zu diesem Bezirk. Die Kathedralkirche, Sober genannt, ist unter allen in Moskau befindlichen Kirchen die schönste und größte. Von den eigentlichen Merkwürdigkeiten dieser Kirche kann ich Dir wenig sagen. Als ich die ehrwürdigen Hallen dieses weitläufigen Tempels betrat, war eine zu große Menge Volks darin versammelt, die es mir unmöglich machte, mich nach etwas zu erkundigen. Was ich so obenhin sah, hatte, außer einigen schönen Gemälden, die wirklich vorzüglich waren, fast eben nichts Auszeichnendes.

In dieser Kirche ward die Kaiserkrönung vollzogen. Von der ganzen Ceremonie sage ich Dir nichts. Ohne Zweifel werden eure deutschen Zeitungen so überflüssig davon posaunt haben, daß

Dir ein neuer Bericht mehr Langeweile als Vergnügen machen möchte. Auch wüßte ich wirklich von der ganzen Feyerlichkeit wenigstens nichts Vollständiges zu sagen. Der ungeheuren Menschenmenge wegen, entging mir der größte Theil der Ceremonie; denn alles drängte und quetschte sich, um nahe zu seyn, und ich möchte es keinem Ausländer anrathen, sich bey einem solchen Nationalfeste einem Russen vorzudrängen, wenn er sich nicht einer beleidigenden Beschimpfung aussetzen will. Wache war zwar in Menge vorhanden, und die Soldaten wiesen oft sehr handgreiflich durch Kolbenstöße zurück; allein es war ihnen doch nicht möglich, sich der herbenströmenden Menge zu widersezzen, besonders, da es ihnen verboten war, ernsthafte Maaßregeln zu nehmen. Der Luxus, der sich bey dieser Gelegenheit in seiner ganzen Größe zeigte, war so ungeheuer, daß man sich schlechterdings davon keinen Begriff machen kann, wenn man es nicht selbst mit angesehen hat. Die russischen Großen zeigen bey solcher Gelegenheit eine Prachtliebe, die alles übersteigt, was man in Deutschland bey dergleichen öffentli-

chen Festlichkeiten Pracht nennt. Dieß ist wahre Bettelen dagegen! Das unermessliche Vermögen, welches jeder russische Fürst besitzt, macht es ihm leicht, einen so ungeheuren Aufwand zu machen, ohne daß seine Casse dadurch gerade eine wichtige Lücke erhält. Hier übertrafen einige Kneesen in ihrem asiatischen Pompe, der sie umgab, sogar den Kaiser, der doch alles gethan hatte, was er, obgleich im Grunde ein Feind des übertriebenen Luxus, nur immer thun konnte, um den Vorurtheilen der Nation nicht zu nahe zu treten; sonst hätte er wohl kein Feuerwerk abbrennen lassen, welches funfzigtausend Rubel kostete. Es war schon anzusehen, das muß ich gestehen; eine ungeheure Kunst war daran verschwendet; Rußlands größte Meister — und bekanntlich hat noch keine Nation in dieser Kunst so große Fortschritte gemacht — hatten alle ihre Talente aufgeboten, um ein wundervolles Meisterwerk zu liefern; aber in anderthalb Stunden waren funfzigtausend Rubel in die Luft geknallt, und Niemand hätte etwas davon gewonnen. Im Wirbel von Zerstreungen floß ein Tag nach dem andern hin. Alle

nur erdenklichen Festlichkeiten wurden hervorge-  
sucht, um diese Tage zu allgemeinen Tagen der  
Freude zu machen. Das unermessliche Moskau  
hallte wider vom Jubel der Menge. Für mich  
war es das interessanteste Schauspiel bey dieser  
Ceremonie, die Volksmenge jubeln zu hören, welche  
Tag und Nacht alle Straßen der Stadt belekte,  
und die Menge der Nationen zu betrachten, die  
aus den entferntesten Gegenden dieses Reichs zu  
dieser Ceremonie herbegeeilt waren. Oft habe  
ich mich stundenlang mit den verschiedenen Phy-  
sionomien, die ich ansichtig wurde, unterhalten,  
habe den Baschkiren mit dem Deutschen, den Per-  
ser mit dem Russen verglichen, und die beson-  
dern Nationaltrachten mehrerer dieser Nationen  
bewundert. Das gemeine Volk war gar ausge-  
lassen wild; es war nicht rathsam, sich des  
Abends weit aus dem Hause zu rühren; auf allen  
Straßen stieß man auf besoffene Menschen, welche  
in ihrer Tollheit den Fremden insultirten, und  
die Polizey, welche hier überhaupt sehr wachsam  
ist, mußte ihre Aufmerksamkeit verdoppeln, ohne  
daß sie doch im Stande war, alle möglichen

Unordnungen bey dem besten Bestreben zu verhüten.

Dicht hinter der Katharinenkirche liegt der Pallast des ehemaligen Patriarchen, des Pabstes der Russen, der, mit gleicher Gewalt wie jener versehen, unumschränkt über die Gewissen der Unterthanen gebot, und sich zuweilen sogar den Fürsten furchtbar machte. Doch erhielt er nie jenen mächtigen Einfluß in die weltlichen Angelegenheiten, als der Pabst. Die meisten Fürsten wußten ihm denn doch den Daumen aufs Auge zu setzen, und ihn in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Der Pallast selbst hat von außen das ehrwürdigste Ansehen des Alterthums, wie die meisten Gebäude dieses Bezirks; sein Inneres habe ich nicht gesehen. Man hat mir versichert, daß sich in demselben eine sehr schöne Bibliothek befinden soll, die besonders reichhaltig an genesischen und russischen Handschriften ist. Vielleicht ließe sich aus diesen jetzt mehrentheils ungenützt liegenden Schätzen des Alterthums manches Räthselhafte und Ungewisse in der Geschichte des russischen Staats berichtigen, wenn einem sachver-

ständigen Manne erlaubt würde, diese Manuscripte zu benutzen.

Das Erbbegräbniß der alten Czaaren, wo alle Monarchen, die in Moskau residirten, bis auf Feodor Aleriewitsch, den ältern Bruder Peters des Großen, begraben sind, befindet sich in der großen und schönen Kirche des heiligen Michaelis. Ich ließ mir diese geräumigen Gewölbe öffnen, und durchstrich dieselbe mit heiligem Schauer. Die zum Theil verfallenen Särge der ehemaligen Herren dieses Reichs, der Moderduft, der sich überall verbreitete, und die heilige ununterbrochene Stille, die in diesen halbdunkeln Gewölben ihre Wohnung aufgeschlagen hat, und durch nichts gestört wird, als höchstens durch das Picken der nagenden Holzwürmer, erfüllten meine Seele mit traurigen Betrachtungen über die Vergänglichkeit menschlicher Größe. Die meisten der hier schlafenden Fürsten, einige wenige ausgenommen, waren Tyrannen ihrer Völker, die mit Blut ihre Hände bespukten, und ihren Schatz vergrößerten auf Kosten der Armuth. In ihrem tollen Wahne dünkten sie sich erhaben über die Sterblichkeit,

und foderten gottähnliche Verehrung. Jetzt sind sie Staub, wie der Geringste ihrer Unterthanen, nur mit dem Unterschiede, daß ihnen vielleicht der Fluch der Nationen ins Grab nachfolgte, indeß Jenen der Segen und die Thräne seiner Freunde begleitete. Sie haben jetzt nichts mehr voraus, die sich sonst so unendlich viel dünkten; ihre Knochenreste sind nicht weniger grausenvoll anzusehen. — Iwan! schrecklicher Mensch! wenn du dich doch jetzt ansehen könntest in deiner grinsenden Todtengestalt, wie würdest du es bedauern, daß du einst länger als vierzig Jahre eine blutige Geißel der Nationen warst. — An seinem Sarge stand, ich und dachte mit Schubart:

Wekt ihn nur nicht, mit eurem hangen Nechzen,  
Ihr Schaaren, die er arm gemacht!

Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen  
Der Wütrich nicht zu früh erwacht!

O, Ihr Fürsten und Gewaltigen! stieget Ihr  
doch oft in die Gräfte Eurer Vorfahren hinab,  
und sähet, was dort aus ihnen geworden ist!

Jeder Schritt, den Ihr in diese Gewölbe der Verwesung seztet, würde Euch die große Wahrheit zurufen: „Du bist Mensch, und mußt sterben!“ Gedemüthigt und geheilt von Eurem Stolze, würdet Ihr dann wieder mit neuer Kraft unter die Lebendigen treten, und der ernste Ruf der Todten würde Euren Dünkel niederschlagen und Euch weise machen! Kein Mensch, selbst der böseste nicht, verläßt die Behausung des Todes, ohne wenigstens eine Lehre der Weisheit mit Heraus zu nehmen. —

Das eigentliche Schloß oder die Wohnung der alten Czaaren hat einen sehr weitläufigen Umfang. Es gibt darin eine Menge von Sälen, die fast unermesslich sind. Die Tritte des Gehenden hallen ordentlich darin wider. Sie strozzten von dem asiatischen Pompe voriger Jahrhunderte. Einige haben noch ihre alten prachtvollen Möbeln; andere sind modernisirt und zum neuen Bedarf eingerichtet; allein der angebrachte Schnitzschmak steht ihrem ehrwürdigen Alterthume nicht an. Die in ihrer alten Herrlichkeit geblieben sind, wie sie sich damals befanden, als die russischen

Tzaaren sie noch bewohnten, haben ein weit in-  
 teressanteres Ansehen. Ein großer Theil des  
 Schlosses geht nach und nach der Zerstörung ent-  
 gegen, da er unbewohnt ist, und die neuen Re-  
 genten wenig darauf verwenden. In einem Flüs-  
 gel derselben befindet sich das kaiserliche Arsenal,  
 das unter andern noch eine Menge von alten  
 Werkzeugen der alten Belagerungs- und Vertei-  
 gungskunst enthält. Auch findet man hier eine  
 schöne Niederlage von den Arbeiten der Gewehr-  
 fabrik zu Tule. So ist es mir wenigstens ver-  
 sichert worden; denn ich selbst habe es nicht gese-  
 hen, theils, weil die Zeit zu kurz war, theils,  
 weil es dem Fremden schwer gemacht wird, hin-  
 einzukommen, der dazu eine ausdrückliche Erlaub-  
 niß, weiß Gott, von wem alles! haben muß,  
 wo er alsdann hineingeführt wird, und nach Art  
 der Russen, die nichts umsonst thun, tüchtig da-  
 für bezahlen muß.

Die zwente der vier großen zu Moskau ge-  
 hörigen Städte heißt die Chineserstadt,  
 Kittaigorod. Durch eine Brücke, die über  
 die Moskwa geschlagen ist, hängt sie mit der

Kremlin zusammen, ist aber auch noch besonders nach alter Art befestigt. Eine Menge von Thürmen, Bollwerken und hohen Mauern umgeben diesen Theil der Stadt, und sondern ihn von den andern ab. Hier ist der Sitz des Handels mit dem Auslande, besonders mit Persien, Georgien, China und den andern asiatischen Staaten. Das hiesige Kaufhaus ist ein bewundernswürdiges Gebäude, wo alle nur erdenkliche Waaren in den größten Quantitäten angetroffen werden, welche Russen und Deutsche daselbst ausstellen. In Zeit von einer Stunde kann hier die übermäßigste Forderung befriedigt werden. Hier wimmelt es den ganzen Tag hindurch von Käufern und Verkäufern, und das Menschengedrange ist oft so groß, daß man Mühe hat, durchzukommen. Die Waaren bekommt man hier so wohl in der vorzüglichsten, als auch in der schlechtesten Güte, und zwar um einen ziemlich wohlfeilen Preis, wenn man anders mit den russischen und deutschen Juden umzugehen weiß, die unverschämt ins Wesen hineinfodern. An ihrem Anschlag muß man sich schlechterdings nicht kehren,

sondern höchstens nur die Hälfte darauf bieten, indem der Russe, nach tausend und aber tausend Entschuldigungen und Einwendungen, gewöhnlich den Käufer nicht leicht von sich weggehen läßt, er müßte denn offenbaren Schaden leiden. Nur muß man sich wohl vorsehen, daß man nicht in der äußersten Geschwindigkeit eine schlechtere Waare gegen die bedungene untergeschoben bekömmt; denn der Russe ist in dieser Art von Betrügerey so gewandt, daß man bey der geringsten Verletzung der nöthigen Vorsicht gar häßlich geprellt werden kann. Der deutsche Kaufmann schlägt seine Waare noch höher an, und ist überhaupt zum Betrüge noch geneigter, als der Russe selbst. Es ist eine traurige Bemerkung, daß die Deutschen sich im Auslande so verunehren, gerade wie die Engländer, wenn sie nach Ostindien kommen. Sie bieten aller Schaam Trotz, und glauben die Ehrlichkeit aufgeben zu müssen, sobald sie Deutschland den Rücken gekehrt haben. Hier in Rußland machen sie es nun gar arg; das ist die Klage aller Reisenden, die das russische Reich besuchen. Wer sich einem Deutschen in die Arme

wirft, der hat sich ohnfehlbar am schlechtesten adressirt. Die Deutschen sind die ärgsten Juden, die es nur geben kann, und dabei nehmen sie eine Frechheit an, die ihres Gleichen sucht. — — Zu diesem Theile der Stadt gehört auch die sogenannte Universität, die von der Kaiserinn Elisabeth gestiftet ist. Vor der Hand aber verdient das ganze Ding nicht viel mehr als den Namen einer ordentlichen Schule; die ganze Einrichtung ist so fehlerhaft, und die meisten der dabei angestellten Lehrer haben so wenig die zu ihrem Amte erforderlichen Kenntnisse, daß höchstens mittelmäßige Subjekte aus diesem Tempel der Musen hervorgehen. — Merkwürdiger ist die schöne Seidenfabrik, von der Kaiserinn Catharina angelegt, die äußerst zweckmäßig und künstlich eingerichtet ist, und sehr schöne Arbeiten liefert, die fast den persischen nichts nachgeben, und eine Menge Menschen beschäftigen, die davon ihren Unterhalt ziehen. —

Wieligorod ist die dritte zu Moskau gehörige Stadt. Eine hohe weiße Mauer schließt sie ein, weshalb sie auch wohl ihren Namen

weiße Stadt erhalten hat. Sonst heißt sie auch noch Zarenstadt. Die beyden andern Städte, Krami und Kuttagorod, werden gleichsam von ihr eingeschlossen. Sie ist stark bewohnt, hat aber nicht so viele weitläufige und prachtvolle Gebäude, als die Chineserstadt. Mitten durch diesen Theil der Stadt läuft die Steglinna, ein kleiner Fluß, der fischreich seyn soll. Von öffentlichen Gebäuden ist hier die schöne Stükgießerey und der kaiserliche Marstall zu merken.

Die vierte und letzte Stadt, welche um alle drey andern herumläuft, heißt Semlanogorod. Sie ist mit hohen Erdwällen umgeben, und wird durch zwey große massive Thore verschlossen. Hier sind fast alle Gebäude von Holz, und ausgezeichnete Wohnungen vornehmer Personen findet man gar nicht; nicht einmal Kaufleute und Künstler bewohnen diesen Theil der Stadt, und nur die geringere arbeitende Menschenklasse hat daselbst ihre Hütten aufgeschlagen. Daher sind auch alle Wohngebäude klein und niedrig. Die Unachtsamkeit der Menschen verursacht

hier häufige Feuersbränste, die oft ganze Straßen verwüsten. Doch kehrt man sich daran nicht, sondern baut von neuem hölzerne Hütten auf, und wird durch das häufige Unglück, das so oft wieder kommt, weder klüger noch vorsichtiger gemacht. In diesem Distrikt findet man eine ungeheure Menge von Kirchen, die aber alle von keiner Bedeutung sind. Auch die wenigen öffentlichen Gebäude, die hier anzutreffen sind, wollen nicht viel sagen.

Uebrigens wechseln in ganz Moskau die engsten schmutzigsten Straßen mit den schönsten und breitesten Plätzen ab, und große moderne Palläste mit räucherichten altgothischen Gebäuden und niedrigen hölzernen Hütten. Die Vorstädte sind weit angenehmer, und im Grunde auch weit moderner angelegt. Unter denselben zeichnet sich die deutsche Vorstadt, Nemezka Globoda genannt, sehr vortheilhaft aus. Dieser schöne, freye und mit den modernsten Gebäuden ausgeschmückte Theil der Stadt wird von lauter Deutschen bewohnt, die eine äußerst bedeutende

Rolle spielen. Wer sich ihnen als bloßer Freund, nicht als Käufer, nähert, den nehmen sie castfrey auf; doch vergessen sie es ja nicht, gelegentlich ihren Vortheil zu bedenken. In ihrem Aeußern benehmen sie sich sehr artig, erweisen auch wohl einige kleine Gefälligkeiten, und halten gewöhnlich für den reisenden Landsmann eine offene Tafel. Da sie fast alle begütert sind, in den prächtigsten Equipagen einherfahren, ihre eigene Bediente halten und sehr große Häuser machen, so sind sie auch selbst bey dem Adel sehr geschätzt und geachtet. Fast jeder hat bey seinem Hause einen vortreflichen und weitläufigen Garten, der mit den schönsten und seltensten Früchten prangt, die hier mit vieler Mühe gezogen werden. Die Anzahl der hier wohnenden Deutschen soll sich auf 20,000 belaufen, so wie man die Menschenzahl für ganz Moskau auf bey nahe 600,000 ansetzt. Die Deutschen haben vier sehr große und schöne Kirchen, von denen zwey den Lutheranern, eine den Reformirten und eine den Katholiken gehört. Ihre Schulanstalten sind vortreflich. Außerdem haben sie eine Menge von Privilegien, die sie sich

seit ihrer ersten Ansiedlung nach und nach errungen haben. —

Moskau hat ein sehr mäßiges und gesundes Klima; der Sommer ist lang genug, und bringt alles zur Reife, was der Mensch nur bedarf. Die Gegend umher hat nichts Auszeichnendes, aber sie ist auch nicht so rauh und wild, als mehrere Reisebeschreiber sie finden wollen. Einige sehr angenehme Parthien kann man derselben nicht absprechen. Die Menschen werden gewöhnlich sehr alt und führen ein glückliches Leben. Im Durchschnitt sind sie fast alle wohlhabend; wenigstens gibt es keinen einzigen Armen, der Betteln gehen darf, wenn er arbeiten will. Der Erwerbsquellen sind hier so viel und mancherley, daß dadurch für alle gesorgt ist. Daher fällt auch der allgemeine Wohlstand dieser Stadt bey der oberflächlichsten Beobachtung ins Auge. Fast alle Einwohner sind gastfren, und nehmen die Fremden sehr gütig auf. Der hiesige Adel ist vorzüglich gebildet, und hat einen gewissen humanen Ton angenommen, der ihn im Umgange sehr liebenswürdig macht. In dieser Stadt

muß man den Zusammenfluß des Nationalreichthums auffuchen. St. Petersburg kommt dagegen gar nicht in Betracht. Alle die reichen russischen Fürsten, welche bey Hofe nichts zu thun haben, ziehen sich nach Moskau zurück, wo es ihnen noch immer besser gefällt, als in der neuen Residenz. Ihre Vorliebe gegen Moska u können sie nicht verleugnen. Hier besitzen sie ohnehin ihre großen, prachtvollen Palläste; hier liegen gewöhnlich ihre reichen Besitzungen, die ihnen unermessliche Summen einbringen; hier ist die Wiege ihrer alten Fürsten. Alles dieses zieht sie hieher. Die ganze Stadt genießt einen Theil der Einkünfte ihres unermesslichen Vermögens. Sie treiben einen ganz unerhörten Luxus, und doch ist die Lebensart hier äußerst wohlfeil, verhältnißmäßig wenigstens um zwey Drittheile wohlfeiler, als in St. Petersburg. Für den Bedarf ist hinlänglich gesorgt. Alles, was der Ueberfluß nur fodern kann, wird hier zu Markte gebracht, und zwar in so erstaunlicher Menge, daß oft noch vieles davon übrig bleibt. — Einige der reichsten

Fürsten halten sich Privattheater, auf deren Bervollkommung sie unermessliche Summen verschwenden. Fürst Soltikow besitzt das schönste und größte, und man hat mir versichert, daß ihm die jährliche Unterhaltung desselben über zwanzig tausend Rubel kostet. — Uebrigens hat sich Catharina die Zweite auch um Moskau durch lobenswerthe und gemeinnützigte Anstalten sehr verdient gemacht; besonders macht das von ihr gestiftete Findelhaus und Invalidenstift ihrem Namen ewig Ehre! —

So viel von Moskau, dieser unermesslichen Stadt. Es ist wenig genug; allein du mußt dich schon damit begnügen! Ich habe dir freylich nicht viel Neues gesagt, was du nicht auch schon in andern Schriften findest. Allein bedenke, daß ich nur acht Tage lang mich dasselbst aufhielt, und daß selbst während dieser Zeit die Krönungscerimonie alle Menschen beschäftigte! Nach Verfluß dieser Tage verließ ich Moskau, und ging nach St. Peters-

burg zurück. Der Weg von der Hauptstadt, bis zur Residenz, eine Strecke von hundert und zwanzig Meilen, ist so vortreflich, daß er den schönsten Chausseen Deutschlands und Frankreichs die Waage halten kann. Es ist eine Lust, darauf zu fahren; der Wagen rollt auf der ebensten Bahn dahin, und man empfindet nicht das Geringste von den gewöhnlichen Unbequemlichkeiten des Weges, wie dieses in Preußen noch immer der Fall ist, wo man sehr oft Gefahr läuft, den Hals zu brechen, oder wenigstens mit zerstauchten Knochen die Stationen erreicht. Uebrigens spricht man sehr viel von der Unsicherheit der russischen Landstraßen, die durch Vagabonden aller Art bewerkstelligt wird. Ich meines Theils kann davon nichts sagen. So weit ich vor der Hand einen Theil des großen Reichs bereiset habe, so wenig ist mir je etwas begegnet, welches diese Sache mir in Gewisheit verwandelt hätte. Es kann seyn, daß die asiatischen Distrikte vielleicht von Räubern nicht frey sind; aber im europäischen Antheil hat man wohl wenig zu besorgen; be-

sonders ist der Weg von Moskau nach St. Petersburg so sicher, als nur irgend eine Straße in Deutschland seyn kann.

In sieben Tagen hatte ich die ganze Reise vollendet, und glücklich und wohlbehalten langte ich in der jetzt stillen und einsamen Residenz an, wo alles mit ängstlicher Sehnsucht die Rückkehr des Kaisers erwartete. Man hoffte jetzt noch mehr von ihm, als vorher. Der gekrönte und gesalbte Kaiser war jetzt in den Augen des Volks eine weit größere Pflanze, als bisher; er war geheiligt, durch die Cerimonie der Krönung gleichsam von Gott selbst zum Tyrannen der Nation eingeweiht! Er kam; ein allgemeiner Jubel empfing ihn; die Stadt ward wieder lebendig; durch alle Straßen dröhnte der ungestüme Lärm der Freude. Er kam, und — fing seinen lächerlichen Kleidungskrieg an; begann seine Grenzen zu sperren, Menschen und Büchern den Eingang zu verschließen, und die Zeiten der alten Barbarey und Unwissenheit wieder einzuführen. Noch eine Zeitlang blieb ich in St. Petersburg, und sahe, nicht

ohne Gefahr für mich selbst, das Unwesen mit an. Dann zeigte sich mir eine günstige Gelegenheit, die Hauptstadt zu verlassen, und freudig schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, — „Je weiter von dem Hauptsitze der Despotie, desto sicherer“ — das war der Gedanke, der mich damals befeelte. Ob ich denselben bewährt finden werde, muß die Folge lehren. Vor der Hand habe ich noch keinen Ort angetroffen, wo das neue Bedrückungssystem nicht mehr oder weniger lastet!

In Riga und Mitau besuchte ich alle die guten Menschen wieder, die vor einem halben Jahr einige Tage meines Lebens verschönert hatten. Mit der alten Güte und Herzlichkeit wurde ich von ihnen empfangen; ungekünstelt war die Freude, mich wiederzusehen, und im traulichen Cirkel dieser Biedern brachte ich noch einige schöne Tage hin. Allein, die neue politische Lage der Dinge hatte doch schon ihr altes natürliches Freyheitssystem einigermaßen beengt. Man scheute sich, und vermied es geflissentlich, etwas darüber zu sagen. Diese

Menschen, die sonst gewohnt waren, die Meinungen ihres Herzens ganz laut zu äußern, müssen jetzt gleichsam ihre Worte abwägen, und sich, aus Furcht vor Aufpassern, des unbedeutendsten politischen Gesprächs enthalten. Ueberall waren geheime Laurer aufgestellt, gleich den geheimen Policcyverwandten der aufgeklärten Residenzstadt Wien, welche das kleinste Wort auffassten und es an die Behörde trugen. Wer nun besonders von den Franzosen, diesen Hauptgegenständen des kaiserlichen Hasses, etwas Gutes zu sagen, sich getraute, der konnte sicher seyn, daß er seiner Strafe nicht entging. Schimpfen, und sie in den Abgrund der Hölle verfluchen, das konnte man, so viel man wollte; das thaten aber die guten Leute nun nicht; denn sie sahen wohl ein, daß es vor der Hand wohl in Frankreich besser zu leben seyn möchte, als gegenwärtig in Rußland. Die gesellschaftliche Unterhaltung litt indeß bey dieser politischen Bedrückung nicht weiter, als daß ein Hauptgegenstand des Gesprächs verloren ginge; denn kein Wörtchen von Politik

kam mehr zum Vorscheine, wenigstens hütete man sich sehr, in Gegenwart von Fremden, oder selbst bekannten, aber gleichgültigen Personen, etwas zu äußern, was nachtheilig hätte werden können. Sonst aber behielten diese guten Menschen ihre gastfreien Gesinnungen bey, und unterschieden sich dadurch vor vielen andern Städten, wo der Handelsgeist das Monopol des Tonangebens an sich gerissen hat.

Ach! nimmer, nimmer werde ich die guten Einwohner von Riga und Mitau vergessen! Sie haben meine höchsten Erwartungen von Menschenfreundlichkeit und Gastfreundschaft übertroffen. Sie sind mir als Ideale gutmüthiger edler Menschen erschienen; die herzlichste Freundschaft, das gütigste Zuorkommen habe ich bey ihnen gefunden. Und das wird wahrscheinlich ein jeder Reisender finden, der diese Gegenden besucht und sich nur einigermaßen zu benehmen weiß. Obgleich die Kaufmannschaft, als der reichste und ausgebreitetste Stand, besonders in Riga, einigermaßen den Meister spielt, so herrscht doch unter ihnen ein

ganz anderer humanerer Geist, als den man sonst gewöhnlich unter dieser Classe antrifft. Von dem kleinlichen Egoismus, der an andern Handelsorten diese Menschen beseelt, wissen die Rigaischen Kaufleute nicht das Geringste. Während den Geschäftsstunden gehen sie freylich mit allem Ernste zu Werke, und beschäftigen sich thätig mit ihrem Erwerb; aber sie lassen deshalb keinen Nothleiden ungetröstet von sich, oder weisen ihn wohl gar mit trozigen, fränkenden Worten ab. Auch als Kaufleute sind sie Menschen geblieben, so sehr auch sonst der Spekulationsgeist menschliche Gefühle abstumpft. Zu jeder Stunde des Tages sind sie zur Erfüllung ihrer Menschenspflichten, als den edelsten und heiligsten, die ihnen obliegen, willig und bereit. Den reichlichen Ertrag ihres Gewerbes legen sie weise an, aber sie knausern nicht, oder dünken sich blos da zu seyn, um für sich und ihre Familie zusammen zu scharren, indeß sie auf die ärmere Volksklasse mit stolzem Bauernhochmuth herabsehen. Sie kennen ein edleres Vergnügen,

als aufgehäuften Kisten voll Goldes: sie theilen mit, und zwar ohne Pralerey, aber auch ohne Geiz. Je mehr ihr Vermögen zunimmt, desto wohlthätiger werden sie. Es ist ein erfreuender Anblick, und thut dem Herzen wohl, wenn man auf der Börse diese Geschäftsmänner zusammentreten sieht, um für eine leidende Familie zu sammeln, und in wenig Minuten mehrere hundert Rubel beysammen sind. Dieß ist das schönste Bild des Wohlthuns, das Rigas Bewohner sich zum Muster nehmen! Sie machen keinen stolzen Familiencirkel aus, die alles von ihrem Umgange entfernen, was unter ihnen steht; sondern sie nehmen an den allgemeinen Vergnügungen lebhaften Antheil, wissen nichts von dem dummen Dünkel geträumter Hoheit, und lassen jeden gebildeten Mann, aus welchem Stande er immer sein mag, Theil nehmen an ihren kleinen Festen. Ein Geist des Wohlwollens und der Gastfreundschaft herrscht unter allen Ständen! Sie scheinen gleichsam einen gemeinschaftlichen Contract abgeschlossen zu haben, sich durch hohe Tugenden vor ihren Nachbarn aus-

zuzeichnen. Außerst liebenswürdig in ihrem Betragen, entfernt von aller Anmaßung, einnehmend in ihren Sitten, zuvorkommend und gütig gegen Jeden, der sie aufsucht, machen sie es sich zur unerlässlichen Pflicht, alles anzuwenden, um ihren einmaligen vortreflichen Ruf zu behaupten. Ihr Geist hat den höchsten Grad der Bildung erreicht, und eine zweckmäßige Erziehung veredelt ihre natürlichen Anlagen. Hier ist kein einziger Kaufmann, der nicht mehr wissen sollte, als zu seinem Gewerbe nothdürftig erforderlich ist! In keiner Wissenschaft ist er ein vollkommener Fremdling; in mehreren Sprachen weiß er sich sehr elegant auszudrücken; wovon auch die Rede seyn mag, weiß er mitzusprechen, ohne mit Dumdreistigkeit zu entscheiden. Seine Zwischenzeit wendet er so nützlich als möglich an, um seine Kenntnisse zu bereichern und mit der Zeit mitzugehen. Jeder, der nur auf den Umgang mit den gebildeten Cirkeln Anspruch macht, sucht sich desselben auch durch eigene Ausbildung seines Geistes werth zu machen. Ein Dumkopf, und wenn er Millionen besitzt, wird nicht geach-

tet; desto mehr aber wird der Mann von Kopf und Kenntnissen geschätzt und hervorgezogen. — Doch so eben erinnere ich mich, daß ich dir das alles schon größtentheils einmal geschrieben habe! Aber so geht es! Wenn man einen Ort oder eine Gegend liebgewonnen hat, so kann man nicht aufhören, davon zu schwärzen und sie allenfalls anderen, wo Verbildung statt Ausbildung herrscht, und wo die Menschen nicht glauben wollen, daß sie wenigstens um fünfzig Jahre in der wahren Aufklärung zurück sind, als Muster zu empfehlen! —

Was mich betrifft, so kann und werde ich es niemals vergessen, was ich diesen guten Menschen schuldig bin, und welche frohe, vergnügte Stunden ich ihnen zu danken habe! Sie haben meinen sinkenden Glauben an die Menschheit wieder gehoben, meinen geträumten Idealen entsprochen, meine Begriffe vom Werthe der Menschlichkeit geläutert! Mit innigem Danke gestehe ich es, daß ich die hier verlebten Tage zu den schönsten und angenehmsten meines Le-

bens rechnen kann! Uneigennützig ward ich aufgenommen, und fand das hohe Glück der Freundschaft in seiner ganzen Seeligkeit! — Mit schwerem blutendem Herzen nahm ich Abschied von diesen guten Menschen. Der Gedanke: daß ich sie nie, nie mehr wiedersehen sollte, preßte mir Tränen aus; es waren vielleicht die heiligsten, die ich weinte! Sie flossen der Dankbarkeit und der Freundschaft! Lebt wohl! Auch Ihr habt mich nicht ohne Rührung entlassen! Hätte ich unter Euch bleiben können, wie gerne wäre ich geblieben; wie gerne hättet Ihr mich aufgenommen! Aber das Schicksal stieß mich von Euch und zum Widerstreben war ich zu schwach! Euer Andenken wird mir heilig und werth bleiben! Mit immer gleichem Enthusiasmus werde ich in den entferntesten Gegenden von Euch sprechen, und wirft mich das Schicksal einst in die vaterländischen Gefilde zurück, und vereinigt mich mit den Freunden meiner Jugend: so werde ich mich dort mitten im Cirkel meiner Lieben, wo wir die Fata unsers Lebens mit einander wiederholen, Eurer noch in stiller Freude erinnern, und Eu-

rem Namen ein Denkmal redlicher Freundschaft stiften! —

Auf dem ganzen Wege von Mitau nach Cawno war ich mißvergnügt und verstimmt. Je tiefer ich in Litthauen hineinkam, desto mißmuthiger ward ich. Die Gegenstände umher waren eben nicht geeignet, mich zu erheitern. Die Despotie, welche vom Throne aus das Land erschütterte, zeigte sich hier in ihrer gräßlichsten Gestalt. Da sah ich kleine Tyrannen, die sich vor größern beugten; Menschen, denen die heiligsten Gefühle fremde waren. Ich sahe ein unterdrücktes Volk, dem man alle seine Menschenrechte gestohlen, und in das viehische Joch einer ertödtenden Sklaverey gewaltsam eingezwängt hatte. Ich sahe Haufen von Unglücklichen, die, ohne den größten Theil ihres grenzenlosen Elendes zu empfinden, für ihre Tyrannen sich abmüdeten, und durch die Peitsche ihrer Treiber zur Tragung neuer Lasten aufgeweckt wurden. Ich sahe eben diese Tyrannen, wie sie sich vor andern höhern Tyrannen

nen demüthigten, und von diesen eben so barbarisch auf den Nacken getreten wurden, als sie es ihren unglücklichen Untergebenen thaten. Wohin ich nur einen Blick wandte, da-sielen mir Bilder des Elendes, des Aberglaubens und des Schreckens auf. Pfaffen mästeten sich von dem reellen Ertrag der Lehre Jesu, die sie in der jämmerlichsten Verfälschung, zum Hohn der Vernunft, dem Volke aufstischten. Der Irrwahn vertrat die Stelle der reinen Religion. In allen Unternehmungen des Volks sahe ich die furchtbare Gestalt des grellsten Aberglaubens durchschimmern, der von den Glazköpfen selbst unterhalten, und zu einer Religionswahrheit gestempelt war. Ein Amulett, ein Rosenkranz, eine Monstranz, hatte hier einen weit höhern Werth, als Gott selbst. Dieses große Wesen war den Wenigsten gedenkbar; selbst seine Existenz kannte man nicht; statt dessen aber wurde ein Bildchen verehrt, das man zu Duzenden bey den Kirchenthüren erhandeln konnte. Ueberall, überall herrschte der Geist des Trugs, der Gewissenlosigkeit und der unerhörtesten Tyranney.

Pfaffen waren mit dem Adel einverstanden, und gaben die Erpressungen derselben für Befehle Gottes aus. Das Volk schmiegte sich unter die Peitsche, und ertrug die grimmigsten Schmerzen und Mißhandlungen ohne Zähneknirschen, und ohne wiederzuschlagen, weil es überzeugt zu seyn schien, daß das alles so ewige unabänderliche Bestimmung sey. Dagegen suchte es sein irdisches Paradies im Brannteweinsrausch, vertrank seine Empfindung, seinen letzten ihm übrig bleibenden menschlichen Werth, erhob sich in diesen Stunden des betäubenden Rausches zu Königen der Erde, bis der Dunst des Brannteweins verrauchte, und er durch die Peitsche seines Treibers wieder herabgestürzt wurde aus seinem Elisium! Der Segen des schönen Landes ward die Beute einiger Bettigen, die im Wohlleben schwoelgten, indeß die brauchbarste und größte Menschenklasse ihr Leben jammervoll hinschmactete, und mit den Thieren Unterhalt und Wohnung theilte. Gottes edelstes Geschöpf war hier tief herabgewürdigt. Die elendesten Dorfschaften und die sogenan-

ten Städte, die ich durchfuhr, zeigten mir den Anblick der jämmerlichsten Menschenverhungung! Nakte Kinder, verhungerte Greise, zerschlagene Gerippe, morsche Hütten, viehische Unreinlichkeit, elende Nahrungsmittel — das waren die traurigen und ekeln Gegenstände, die sich mir überall gleich blieben, und deren Bitterkeit ich zum Theil selbst mit empfinden mußte! Oft fragte ich vergebens nach einem nur erträglichen Bissen für meinen verwöhnten Gaumen. Spreubrod und ein wenig Milch war oft das Einzige, was ich nach vieler Mühe aufzutreiben konnte. Oft suchte ich vergebens nach einem Obdach, wo mich der Rauch nicht erstikte; ich mußte mich daran gewöhnen, den schrecklichsten Dampf zu ertragen. Wäre nicht hin und wieder ein Jude mir dienstfertig zur Hülfe geeilt, so wäre ich wahrscheinlich halb verhungert und halb geröstet nach Cavno gekommen. Aber zum Glück stellte sich mir dieses für Litthauen so nothwendige Uebel recht oft in den Weg, und verschafte mir für mein Geld, was ihm aufzutreiben möglich war. —

So erreichte ich endlich mit Mühe und Noth die Stadt *Cavno*, wo ich auch meine bessere Stimmung wiederfand, indem das freundliche Entgegenkommen meiner dortigen Bekannten meinen bisherigen Mißmuth verscheuchte. Hier stieg ich noch einmal zu den Ruinen jenes Bergschlosses, hart an der *Memel*, hinan, das ich dir schon einmal beschrieben habe. Hier überschauete ich denn nun noch einmal die schönen Ufer der beyden hier zusammenströmenden Flüsse *Wilja* und *Memel*, blickte über die *Memel* hinweg in die ruhigen Gefilde meines Vaterlandes, und dachte mit sehnsuchtsvoller Rührung an Euch, meine Geliebten! Wohl und weh ward mir dabey zu Muth. Der Gedanke, daß ich jetzt weiter als jemals mich von den vaterländischen Fluren entfernte, lockte mir unwillkührlich eine stille Thräne ins Auge. Ach ich sehnte mich herzlich nach Eurer Umarmung! Starr blickte ich hinüber, und meiner Phantasie umschwebten die Bilder der Vergangenheit! Es dünkte mir, als sähe ich die Gegend, wo ich die ersten Jahre meines Lebens verlebte; meine Ueben Jugend:

freunde waren in einiger Entfernung mit allerhand Spielen beschäftigt; mein Herz hüpfte vor Freuden, und ein frohes Erstaunen ergriß mich. In dem Augenblick stürzte ein Stein von den Ruinen zu meinen Füßen herab. Das Phantasienspiel war verschwunden; die Wirklichkeit stellte sich wieder ein. So sehr ich mich auch mühte, das vorige Bild wieder zu haſchen, so war es mir doch nicht mehr möglich. Ach, ich fühlte nur zu sehr, daß ich allein war! Meine Sehnsucht nach den heimischen Fluren ward stärker als jemals; jetzt, da die Befriedigung derselben unmöglich war. Gewaltſam mußte ich mich losreißen; und, mit geheimen innern Schauer — war es Ahnung; oder was war es sonst? ich weiß es nicht — verließ ich die Ruinen des alten Bergschloßes! — doch konnte ich mich nicht enthalten, über die Memel zu setzen, und einen Augenblick auf den jenseitigen Ufern zu verweilen. Mit dem heiligsten Gefühl eines Kindes; das seinen verlohrnen Vater wiedersehen soll, betrat ich den neuen vaterländischen Boden; warf mich nieder und küßte die

Erde. Die mir vorübergingen, machten sonderbare Grimassen. Ich schlich mich tiefer in die Waldung, warf mich auf das weiche Gras hin; und überließ mich meinen Empfindungen. Ich träumte noch einmal den schönen Traum vergangener Zeiten. — „Wirst du noch einmal wiedersehen, was du einst liebgewonnen hattest?“ Das war der Gedanke, über den ich mich in tiefes Sinnen verlor! Ein unangenehmes Ohho! weckte mich. Ich blickte auf, und ein Hirt trieb mit diesem Rufe seine Heerde vor sich hin. Die Sonne neigte sich zum Untergange; ohne es zu wissen, hatte ich mehrere Stunden angenehm verträumelt. Ich nahm bewegt Abschied von der vaterländischen Erde, und ruderte ernst und traurig zurück! Nein, man sage, was man will; aber, bey Gott, Heimweh ist mehr als Kinderplage; Heimweh ist ein stilles süßes Gefühl, das den Empfindenden durchs Leben leitet; und nur mit dem Tode aufhört! —

Ich will diesen Brief mit einer Szene aus dem Alterthume Litthauens schließen, durch

welche diese Gegend eigentlich in der Geschichte merkwürdig geworden ist. Es ist der sogenannte Ehrentisch, ein Vorfall, den Herr von Baczkó zu einem kleinen Roman benutzt hat; diese Geschichte giebt einen auffallenden Beweis, wie sehr der Uebermuth des deutschen Ordens zur Zeit seiner glänzendesten Epoche zugenommen hatte, und wie reich das Land damals gewesen seyn muß. Um die Scene deutlich zu machen, ist es nothwendig, bey der politischen Geschichte dieser Zeit einen Augenblick zu verweilen, und einige der frühern Vorfälle in ein gehöriges Licht zu stellen.

Jagello, Großfürst von Littauen, hatte bekantlich, durch Abschwörung der Nationalreligion seiner Väter, die polnische Königskrone erschlichen. Um seinen Lieblingswunsch zu erreichen, hatte er den polnischen Magnaten alles beschworen, was sie foderten, und unter andern auch die Ausrottung des alten Gottesdienstes und die Einführuug des Christenthums in Lit-

thauen. Man kennt seinen schwärmerischen Zug dahin, und die sonderbare Art, wie er seine Litthauer bekehrte. Daß er bey den meisten seinen Zweck erreichte, war nicht Schuld seiner Ueberredungsgabe, sondern die Schuld des Eigennuzes, die den Menschen anklebt. Jagello hatte sich schon von Jugend auf als ein treulofer Mensch bewiesen. Sein Better Bitold, in jedem Betracht ein sehr edler Mann, der ihn an Regententugenden weit übersah, war der besondere Gegenstand seines Hasses, je mehr ihm dieser auszeichnende Beweise seiner Freundschaft und seines Wohlwollens gab. Jagello behandelte ihn und seine Verwandten mit dem schändlichsten Undank. Schon als Großfürst von Litthauen hatte er Beweise seines unredlichen, mißtrauischen und heimtückischen Charakters gegeben, die jeden überzeugten, weß Geistes Kind er war, nur nicht seinen redlichen Jugendfreund Bitold, der noch immer von ihm das Beste glaubte, und seine Fehler sogar verteidigte. Er hielt sich durch die innigsten Bande mit ihm verbunden, und konnte

sich schlechterdings nicht überzeugen, daß er seine treue Freundschaft mit dem schwärzesten Undank belohnen würde, bis er endlich zu seinen eigenen Nachtheil erfuhr, wie sehr er sich in ihm betrogen hatte. Kaistutt, Witolds Vater, ein alter ehrwürdiger Held, stand den Absichten des Großfürsten entgegen. Verräterisch überfiel er ihn und seinen Sohn, und nahm beide gefangen. Ohnerachtet selbst der deutsche Orden, der unversöhnlichste Feind des alten Helden, für seine Befreyung sich verwendete, so wollte Jagello doch nichts davon hören, sondern ließ vielmehr seinen biedern Oheim im Gefängnisse erwürgen. Nur durch die List seiner Gemahlin, die ihn rettete, entging Witold einem ähnlichen Schicksale, und flohe in die Arme des deutschen Ordens nach Preußen. Der Orden, dessen Hauptaugenmerk Litthauens Eroberung war, nahm den fürstlichen Flüchtling sehr gütig auf, wies ihm ein Schloß zur Wohnung an, und versprach ihm thätigen Beystand wider seinen verrätherischen Vetter, der, als Mörder

seines edlen Vaters, seine ganze Rache gereizt hatte.

Nach und nach sammelte sich um ihn ein kleines Korps seiner getreuen Litthauer, die den wackern Sohn des unglücklichen Kaistuts in seinem Exil aufsuchten und ihn auffoderten, die Ermordung seines edlen Vaters zu rächen. Wolte Witold nicht als ein verbannter Flüchtling sein ganzes Leben hinbringen, so mußte er dem Rathe seiner Getreuen folgen. Mit ihrer Hülfe, und verstärkt durch ein ansehnliches Ordensheer, fiel er in Litthauen ein, und verbreitete bald den Ruf seiner siegreichen Thaten. Sagello zitterte dem Rächer entgegen, und bot ihm eine Ausöhnung an. Witold, der nicht die Absicht hatte, sein Vaterland zu verheeren, sondern nur seine Rechte zu reklamiren, der überdies die Treulosigkeit des Ordens durchschauete, vergab dem Mörder seines Vaters, söhnte sich mit ihm aus, und schloß einen Friedensvergleich mit ihm ab. In demselben erhielt er die ihm entrissenen väterlichen Güter

wieder, und that Verzicht auf den Beystand des Ordens. Zugleich wurde abgemacht, daß, wenn Jagello König von Polen würde, Witold das Großfürstenthum Litthauen erhalten sollte.

Raum aber hatte Jagello seine Absicht erreicht, so gab er auch neue Beweise seines Heimtückischen Charakters. Indesß Witold, zum Besten seines Vatters, gegen die Armeen des Ordens kämpfte, und sein Vaterland von den Verheerungen dieser Vandalenhorden zu befreien suchte, ertheilte der König seinem Bruder Skirgello die großherzogliche Würde von Litthauen, welche er doch schon seinem Vater Witold eidlich zugesichert hatte. Natürlich verdroß dieses Betragen den wackern Witold. Skirgello war überdies ein Ungeheuer, ein wütender Tyrann, der das Land drückte, und sich in Wein oder in Blute beerauschte. Alle Freunde Witolds foderten ihn auf, diese neue Treulosigkeit des Königs zu ahnden. Witold, den es ohnehin schmerzte,

Vasall eines solchen schlechten Menschen zu seyn, that endlich, was seine Freunde foderten, und grif zu den Waffen. Das Glück wolte ihm nicht wohl; sein Heer ward geschlagen, er selbst gerieth an den Rand des Verderbens. Mit Mühe und Noth erreichte er als ein Flüchtling Preussens Grenzen, wurde vom Orden abermals sehr freundschaftlich aufgenommen, und erhielt von diesen Eölibaten die abermalige Zusicherung eines thätigen und schnellen Beystandes.

In kurzer Zeit war ein ansehnliches Heer beyammen, mit dessen Hülfe Witold in Lithauen eindrang. Allein bald bemerkte er die verrätherische Absicht des Ordens, die dahin ging, alle Vesten für sich zu erobern, und Witolds Interesse ganz bey Seite zu setzen. Sobald er diese Verrätherey inne wurde, trat er mit Jagello in neue friedliche Unterhandlungen. Der König ließ sich bereit finden, seinem Better Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, besonders da das ganze Land über Skirgello's

Grausamkeit laute Klagen führte. Die Folge davon war, daß Skirgello seiner Würde entsezt und Witold als Großherzog von Litthauen anerkannt ward. Durch diesen Vertrag ward der Orden um seine Hofnungen, Litthauen für sich zu erobern, betrogen, und mußte furchtbaren Ereignissen entgegen sehen. Er wandte daher alles an, diese Verbindung zu trennen, oder wenigstens durch einen schnellen Schlag den Verbündeten zuvorzukommen.

Conrad von Wallenrodt war damals Hochmeister des Ordens; ein heftiger, stolzer und ehrgeiziger Mensch, dem mehrere gleichzeitige Schriftsteller den Beynamen des preußischen Tiberius beylegen. Das ganze Streben seines Ehrgeizes ging dahin, das zu vollenden, was so viele seiner Vorgänger vergebens versucht hatten, und Litthauen dem Orden zu erobern. Der Zufall gab ihm unversehens ein Mittel an die Hand, das er wenigstens als Vorwand zum Kriege benutzen konnte. Swidrigal, einer der Brüder Jagello's,

war mit Witold's Erhebung zur herzoglichen Würde nicht zufrieden, flohe nach Preußen und rief den Orden zur Vertheidigung seiner vermeintlichen Rechte auf. Conrad, der schon so oft hintergangen war, hatte wohl Ursache, einem litthauischen Prinzen nicht mehr zu trauen; indeß nahm er doch den neuen Flüchtling sehr gütig auf, und versprach ihm auch den Beystand des Ordens, wenn er sich vorher eidlich verpflichten wolte, das Großherzogthum mit dem Ordenslande zu vereinigen. Swidrigall, den bloß Rache und Ehrsucht leiteten, ging alles ein, was man von ihm foderte; und nun begann der Hochmeister, thätig zu Werke zu gehen.

Preußen war damals blühend und reich. Eine lange Ruhe und einige weise Regenten, die auf einander folgten, hatten den Wohlstand des Landes erhoben, und beträchtliche Verwüstungen davon entfernt gehalten. Die Kriege mit Litthauen waren meistens außerhalb den Grenzen geführt, und hatten dem Lande wenig geschadet; eine gefoderte Beysteuer zu dem neuen

Unternehmen konnte also den Unterthanen wenig lästig werden. Der Hochmeister machte furchtbare Anstalten. Fremde Soldner wurden ins Land gerufen; der Heermeister von Lief-  
 Land erhielt ein Aufgebot, sich mit seiner ganzen Macht bereit zu halten. Unermessliche Magazine wurden angelegt, und das Land mußte große Summen bezahlen. Aber auch fremde Fürsten sollten mit in das Interesse des Ordens gezogen werden. Um diese, oder wenigstens eine Menge von irrenden Rittern, die damals überall umherzogen, für sich zu gewinnen, bediente sich der Hochmeister eines ganz eignen Kunstgriffs. Auch mußte er so etwas hervor-  
 suchen, wenn sein Plan nicht scheitern wolte. Die alte abgenutzte Auffoderung, die Litthauer zu bekehren, galt nicht mehr; denn das Christenthum war unter diesem Volke schon herrschende Religion geworden.

Conrad ließ also an allen Höfen bekannt machen, daß er gesonnen sey, einen Ehrentisch zu halten, wie er noch niemals sey ge-

halten worden, und lud dazu jeden muthigen Helden ein, der daselbst als willkommner Gast mit allem möglichen Luxus bewirthet werden sollte. Der wunderlichste Einfall war immer der willkommenste; an Neugierigen fehlte es damals eben so wenig, als jetzt, und besonders fanden Abentheuer aller Art immer ihre Ritter, die sie bestanden. Schon das Neue des Einfalls reizte natürlich die Neubegierde; der Hochmeister erreichte glücklich seinen Zweck, und aus allen Ländern Europas strömten Krieger herbey, die gerade nichts zu thun hatten, um dem preussischen Ehrentische mit beizuwohnen. In kurzer Zeit sahe sich der Hochmeister an der Spitze eines Heeres von siebenzigtausend Mann, unter denen sich mehr als sechs und vierzigtausend Fremde befanden. —

Mit diesem großen Heere brach nun Conrad von Wallenrodt nach Litthauen auf, und hielt in der Nähe der Stadt Cawno am Aegidiustage des Jahrs 1394 den versprochenen Ehrentisch. Die Memel bildet hier

eine kleine hohe Insel, auf welcher ein prachtvolles Gezelt aufgeschlagen war. Auf der einen Seite des Flusses lagerte sich das Ordensheer, und auf der andern die fremde Armee. Der Hochmeister wählte sich zwölf der vornehmsten und berühmtesten Ritter aus, bestieg ein prächtig ausgezieretes Boot, und ruderte mit ihnen der Insel zu. Eine lärmende Musik empfing sie. Als sie in das Gezelt eintraten, erstaunten sie über die blendende Pracht, die daselbst herrschte, und die alles übertraf; was sie noch je an königlichen Höfen gesehen hatten. Alle Geschirre, Teller, Schüsseln, Becher; und was sonst noch zu diesem sybaritischem Mahle erfordert wurde; waren von massivem Gold und Silber gearbeitet. Der Hochmeister lud die Anwesenden ein, an der prächtigen Tafel Platz zu nehmen; und mit dem Schlage neun Uhr des Morgens fing die Schmauserey an, und dauerte bis zwey Uhr Nachmittags ununterbrochen fort. Sobald die Gäste Platz genommen hatten, sank das Gezelt auf ein gegebenes Zeichen nieder, und beyde Armeen sahen ihre

Helden an der prachtvollen Tafel schmausen, und hinter jedem derselben einen dienenden Ordensbruder, der ihn mit einem Schwirne von prächtig in Goldstoff gegen die Sonnenstrahlen beschützte. Alles, was der Luxus jener Zeit — bekanntlich der schwelgerischste, der jemals existirte — nur erfinden konnte, das war hier im reichsten Maaße verschwendet. Dreyßigmal wurden die Speisen und Getränke durch andere ersetzt. Zu jedem neuen Trunke wurde auch ein neuer goldner Becher gereicht; der vöbrige aber blieb ein Eigenthum des Ritters, der daraus getrunken hatte. Eben so verblieben auch die silbernen Teller und andere Geräthe demjenigen, der sie gebraucht hatte. Die Musik dauerte in eins fort, und während den Pausen, in denen sich die schmausende Gesellschaft verschnaupte, traten Sänger und Redner auf, die mit bizarren Grimassen und übertriebenem Bombast die Verdienste der Anwesenden dem Publikum zum Besten gaben. Auch die beiden Heere wurden nicht vergessen, sondern jeder Soldat würde mit wohlschmeckenden Speisen und Getränken be-

dient, und lobpreisete mit lallender Zunge die Großmuth des Hochmeisters und des Ordens. Am Ende des Schmauses ließ dann der Hochmeister durch Herolde bekannt machen, daß er nach geendigtem Kriege gesonnen sey, noch zwey solcher Ehrentische zu geben, zu welchen dann Jeder gezogen werden sollte, der seinen Namen im bevorstehenden Kriege berühmt machen würde. Natürlich wirkte dieser Aufruf auf alle Abentheuer, die nicht wenig nach der Ehre einer solchen Schmauserey geizten.

Uebrigens entsprach der Erfolg der Erwartung nicht. Die ungeheuern Kosten dieser einzigen Schmauserey in der Welt waren umsonst verschwendet. Bitold schlug die Armee, und dreyßigtausend Mann büßten durch den Verlust ihres Lebens den Ehrgeiz des Hochmeisters. Wallenrodt selbst vergaß sein Versprechen, durch eine neue Schmauserey den Muth seines Heeres wieder zu beleben. Er grämte sich über seinen mißlungenen Plan, überließ sich der Verzweiflung, fiel in Wahnsinn, und endete in

dieser Verrücktheit. — — So viel über diese  
 Narrheit der vorigen Jahrhunderte, die vielleicht  
 unter allen Narrheiten des menschlichen Geistes  
 die hervorstechendste ist! Sie giebt einen auffal-  
 lenden Beweis von dem enormen Luxus der da-  
 maligen Zeiten, gegen den der unsrige, der doch  
 heut zu Tage so verschrieen wird, kaum ein  
 Schatten ist! Der einzige Unterschied zwischen  
 heut und damals war vielleicht der, daß das  
 Geld häufiger und die Bedürfnisse wohlfeiler  
 waren; denn in unsern Tagen einen solchen  
 Ehrentisch zu halten, möchte wohl die Einkünfte  
 eines Königreichs übersteigen! — —

Lebe wohl, und denke mein! —

---

---

Sechß und vierzigster Brief.

---

Ostrog in Wollhynien, 1798.

Da siz ich, nun in dieser sogenannten Hauptstadt Wollhyniens, unter allen Ratten-  
nestern, die mir noch in Polen vorgekommen  
sind, für mich das abscheulichste! Wenn ich zum  
Fenster hinaus sehe, so schrecke ich zurück. Der  
Koth in den ungepflasterten Straßen ist so groß,  
daß man Gefahr läuft, darin zu versinken.  
Schmuzige Juden umgeben mich, welche hier  
die Vornehmen spielen. Alles, was ich  
sehe, erregt meinen Ekel; — aber was soll ich  
machen? Ich kann nicht weiter, und muß aus-  
halten! Das Beste, was ich noch thun kann,  
ist, daß ich mich hinseze und mit dir schwaze,

wodurch ich denn einigermaßen vergesse, daß ich in einer halben asiatischen Wüste bin! —

Warum ich hier bleibe? fragst du. Ich, für mein Theil hätte hier nichts zu thun, und freudig würde ich den Staub, aber richtiger gesagt, den hiesigen Koth, von meinen Füßen schütteln, wenn es auf mich ankäme; aber Geschäfte halten meinen Reisegefährten hier mehrere Tage auf, und um den nicht zu verlieren, muß ich schon sehen, wie ich fertig werde. Man bedarf eines erheiternden Gesellschafter, wenn man auf einer Reise durch diese öden, menschenleeren Gegenden nicht hypochondrisch werden will. Ich darf also wirklich mein Geschick segnen, daß es mir an meinem jungen russischen Handelsmann einen Begleiter schenkte, den man nicht immer so wiederfindet! — Mit ihm durchstreife ich denn, bald rechts, bald links, diese Provinzen, ohne daß wir uns weiter an eine eigentliche Marschroute kehren, theils weil wir Beide Vergnügen an einer solchen Abschweifung finden, theils weil wirkliche Handelsgeschäfte

meinen Freund an diesen oder jenen Ort hinrufen. Der Zufall führte mich mit diesem interessanten jungen Russen in St. Petersburg zusammen, der sich herzlich freuete, als er erfuhr, daß auch ich gesonnen sey, diese Provinzen zu bereisen, und sich mir auf der Stelle unter sehr annehmliehen Bedingungen zu meinem Begleiter anbot. Schon in der ersten Unterhaltung hatte ich bey meinem Russen einen edlen gebildeten Geist gefunden, und mit Vergnügen nahm ich daher seinen Vorschlag an, den ich auch bis jezt noch keinen Augenblick bereuet habe, und nie zu bereuen gedenke. Der junge Mann hat sich auf Reisen im Auslande gebildet; er kennt Deutschland, Frankreich und Italien; spricht Französisch und Deutsch wie seine Muttersprache; besitzt ein sehr edles Herz und einen schwärmerischen Geist, der tief empfindet, für jedes Schöne ein rasches Gefühl hat, und in politischen Dingen sich größtentheils zum Republikanismus hinneigt. Unsere Unterhaltungen sind oft äußerst interessant; seine Bemerkungen sind wahr und tref-

fend. In jenen wilden, wüsten und menschenleeren Gegenden, die wir zuweilen durchreisen, ist mir seine Gesellschaft sehr angenehm. Er führt alles mit sich, was zu einer so weiten Reise und in einer so unzugänglichen Gegend erforderlich ist, und theilt gewissenhaft mit mir, ohne auf meinen Geldbeutel zu spekuliren, dessen er nicht bedarf, da er sehr reich ist. Wenn ihn Geschäfte an einem Orte aufhalten, so widmet er mir doch alle die Stunden, die er nur abmüßigen kann, und sucht mir auf alle mögliche Weise den Aufenthalt wenigstens erträglich zu machen. Meine Finanzen leiden sehr wenig; denn er dringt mir mit ungemeiner Güte alles auf, was ich bedarf. Seine beyden Bedienten sind auch die meinigen, und gehorchen mir eben so gutwillig, als ihrem Herrn. Er steht mit den vornehmsten Offizieren der in diesen Gegenden kantonirenden Truppen in Verbindung, und auf sein Verwenden erhalten wir an unsichern Stellen, dergleichen es hier sehr viele giebt, weil die weitläufigen, meilenlangen Waldungen Räuber begünstigen, eine Bedekung von

einem und mehreren Cofaken. Diese Leute, die gefälligsten von der Welt, die um ein paar Kopfen unermüdet in ihren Dienstleistungen sind, gewähren uns einen hinlänglichen Schutz. Ihr Muth sowohl, als auch ihr natürlich wildes Ansehen, reicht hin, um das hiesige räuberische Gefindel abzuhalten, das theils aus abgedankten polnischen Soldaten, theils aus Zigeunern und spizbübischen Juden zusammengesetzt ist. Dazu kommt nun noch die hohe Ehrfurcht, die man in ganz Polen für alles hat, was Russe heißt, besonders was bewafnet ist. Feigheit ist auch den kühnsten Bewohnern dieser Provinzen eigen, und der Russe hat sich hier so in Respect gesetzt, daß sich alles vor ihm verkriecht, wenn er sich zeigt. Es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß ein einzelner Cofak, wenn er bewafnet in eine Versammlung der Lande einwohner tritt, ein allgemeines Schrecken erregen und durch einen einzigen drohenden Ton den ganzen großen Haufen aus einander sprengen kann. Die Angst, mit der man hier einem Russen entgegen zittert, ist unbegreiflich, und läßt sich

nur aus den Mißhandlungen erklären, welche die Bewohner dieser Gegenden von diesen Leuten geduldet haben. Ich habe davon auffallende Beispiele gesehen, die ich selbst nicht glauben würde, wenn ich mich nicht mit eigenen Augen überzeugt hätte. Selbst der Edelmann, der sich doch sonst gegen Niedere seines Landes so stolz brüstet, läßt sich von einem Russen ins Bockshorn jagen. Einen Beleg zu dieser Behauptung giebt folgende Anekdote, die wahrhaftig nicht übertrieben ist.

Wir kamen eines Tages, unter Begleitung eines Cofaken, in ein Städtchen, Warsowicz genannt. Unter allen Städten dieser Gegend, die sich gewöhnlich durch Schmutz und Unsauberkeit auszeichnen, fiel uns dieser Ort desto mehr durch seine äußere Reinlichkeit und durch seine modernen massiven Wohngebäude auf, mit denen der ganze Ring oder Marktplatz besetzt war. Ohnerachtet es noch ziemlich frühzeitig war, so beschlossen wir doch, die Nacht hier zu verbleiben, weil wir wohl keinen bessern Ort zu er-

warten hatten. Das Wirthshaus war recht artig angelegt, und ohnerachtet ein Jude darin hauste, in dessen Wohnstube es nun frehlich israelitisch: schmuzig aussah und sehr übel roch, so war doch das eigentliche Gastzimmer reinlich und ordentlich aufgeputzt, ja sogar mit einer Art von Sopha versehen, das uns nicht unbehaglich dünkte. Wir nahmen also sogleich von diesem Stübchen Besitz, und freueten uns herzlich auf das bequeme Nachtlager und die bessere Pflege, die wir hier zu erwarten hätten. Kaum aber hatten wir unsere durch den erbärmlichen Weg zerstauchten Glieder ausgedehnt, als das Unglück uns einen russischen General zuführte, der zu seinem Regimente nach Podolien reiste, und ebenfalls in diesem Wirthshause zu übernachten beschloffen hatte,

Mit einer Seelenangst, die sich auf seinem Gesichte malte, trat der Wirth bald darauf in unser Zimmer, und bat uns gnädige Herrschaften um Gotteswillen, daß wir doch unsere Stube dem Herrn General abtreten möch:

ten, der schlechterdings darauf bestünde, die Nacht hier zu verweilen. Wir sahen uns einander lachend an, und ich wunderte mich nicht sowohl über die lächerliche Aengstlichkeit unseres Wirths, als vielmehr über die grobe Zumuthung des Generals, der, mir nichts dir nichts, fremde Reisende aus ihrem Zufluchtsorte verdrängen wolte. Ich machte meinen Freund darauf aufmerksam — „Ja,“ antwortete er ge-  
 dehnt, „so sind diese Herren alle! Sie folgen in diesem Falle der gewöhnlichen Maxime ihres Souverains, da zu nehmen, wo sie das Recht des Stärkern auf ihrer Seite zu haben glauben; wenn ihnen aber Ernst entgegen gesetzt wlrđ, so geben sie sich. Ich will doch einmal sehen, wie weit es dieser Herr General treiben wird. Ich bin hier gerade so viel, als er, und habe einmal den Besitz dieses Zimmers! Abtrozen lasse ich mir schlechterdings nicht das Geringste! Das ist dein Bescheid, Mauschel; jetzt mache, daß du fortkommst!“ — Der Jude stand noch immer und zitterte; er fuhr fort, um Gottes Willen zu bitten, und erzählte ein Langes und

Breites von dem Toben des Generals, und von der Menge der Bedienten, die ihn begleiteten, wahrscheinlich, um uns bange zu machen. Allein er verfehlte seinen Zweck, und mein Freund blieb bey seinem Starrsinn. —

Indessen war der General wirklich nicht so schlimm, als ihn der Jude machte. Er hatte eine starke Familie; daß er also für das Unterkommen derselben besorgt war, war sehr natürlich. Anfangs mochte er auch wohl, wie dergleichen Herren thun, gegen den Wirth getobt und gedroht haben; allein vor Gewaltthätigkeiten waren wir wohl sicher. Der Jude stand noch immer, bebte wie Espenlaub, und fuhr fort zu bitten. Der General war indeß mit seiner Familie ins Wohnzimmer getreten, wo er freylich nicht lange vor Gestank aushalten konnte. Da der Wirth noch immer mit dem Bescheide ausblieb, so wurde ihm natürlich die Zeit lang, und er rief deshalb unsern Cosaken herbey, und erkundigte sich näher nach uns. Der Bericht, den er erhielt, schien ihm einzu-

leuchten, daß er bei uns mehr durch Artigkeit als durch Grobheit gewinnen würde. Er schickte also unsern Cosaken an uns ab, und ließ sich die Ehre ausbitten, uns besuchen zu dürfen. Wir sprangen eiligst auf, warfen uns in unsere abgeworfenen Reiskleider, und gingen dem Herrn General entgegen, der so eben in unser Zimmer trat. — „Meine Herren,“ redete er uns nach den ersten Begrüßungszerimonien im gebrochenen Deutſch an, „so sehr es mich freuet, Ihre Bekanntschaft zu machen, so kann ich es doch eben dem Zufall nicht danken, daß er uns hier zusammen in eine sehr unangenehme Collision bringt! Sie sind frühere Besitzer dieses einzigen brauchbaren Gemachs, und ich kann Sie nicht zur Abtretung desselben mit Gewalt zwingen, ich muß daher einzig auf ihre Diskretion rechnen! Ich gebe ihnen zu bedenken, daß ich Frau und Kinder bey mir habe! Wenn ich mich auch behelfen wolte, so fodern die se wenigstens eine bessere Pflege! Ins Schloß zu gehen, und mich dem Edelmann aufzudringen, steht mir unmöglich an! Wir Russen haben Ursache, uns

für jede Gefälligkeit in Acht zu nehmen, die diese Nation uns erzeigt! Sie hingegen sind unverheyratet, und können also leichter einen Ort finden, wo sie noch unterkommen. Der Edelmann selbst rechuet es sich wahrscheinlich zur Ehre an, Sie bey sich aufzunehmen, wenn er durch den Juden die Lage der Umstände erfährt; und Sie stehen nicht in den Verhältnissen, wie ich, wodurch sie verhindert werden, seine Gefälligkeit zu benutzen. Ich bitte Sie also, darauf Rücksicht zu nehmen, und mir dieses Zimmer für meine Familie abzutreten!“ — Diese artige Auffoderung des Generals überraschte uns; auf Troz waren wir gefaßt, aber der guten Lebensart konnte weder ich, noch mein Freund, widerstehen. So schwer es uns auch ankam, unsern Ruhesitz mit dem Rücken anzusehen, so resignirten wir doch darauf, und zedirten ihn der Familie des Generals. Dieser dankte uns in den verbindlichsten Ausdrücken, bat sich die Ehre unserer Gesellschaft zur Abendtafel aus, und führte nun seine Familie triumphirend in das abgetretene Zimmer.

Nun aber war guter Rath theuer, wo wir die Nacht über bleiben sollten. In der Wirthsstube war es nicht möglich, vor Gestank, Unreinlichkeit und Kindergeschrey auszuhalten. Der hiesige Edelmann — das wußten wir — hatte große Gesellschaft bey sich, und würde also die Ankunft zweyer ungebetener Gäste eben nicht gerne sehen. Auch regte sich in uns Beyden ein gewisses Gefühl, das uns abmahnte, bey diesem Dorfdespoten einen Versuch zu wagen. In dessen was war zu machen? Wolten wir nicht eine Nacht auf der Straße oder in der mit Dünsten aller Art geschwängerten Wirthsstube hinbringen, welches beides gleich unmöglich war, so sahen wir uns genöthigt, jenen gefürchteten Ausweg zu versuchen. Der Jude ward also an den Herrn des Orts abgesandt, um ihm glimpfliche Vorstellungen wegen unserer Aufnahme zu machen. Nach einer Weile kam er heulend und schrenend zurück. Der saubere Edelmann hatte den Antrag gewaltig übel genommen, und den Juden, statt aller Antwort, die Treppe hinabwerfen lassen. Unten machten sich dann auch

noch die Bedienten ihren Spaß, und hezten die Hofhunde auf den armen Kerl. Mit heulender Stimme klagte er uns seine Noth, und schrie über Schmerzen an allen Theilen seines Leibes. War es nun gleich nicht so gefährlich als es der Jude machte, — denn diese Menschenart übertreibt gewöhnlich alles — so verrieth doch das Betragen des Edelmanns wenig Delikatesse; da er doch nicht einmal wußte, wer wir waren, und also den Juden doch als unsern Abgesandten betrachten mußte. Uns verging dadurch die Lust zu einem weitem Versuche; unser Stolz regte sich laut, und wenn nur ein möglicher Ausweg erdenkbar gewesen wäre, so hätten wir uns damit beholfen. Aber wir fanden kein einziges Plätzchen, auf dem wir nur eine erträgliche Ruhe zu erwarten hatten, und so mußten wir von zweyen Uebeln das Kleinste wählen! —

Unser Cosak warf sich endlich zum Vermittler auf. Je bionnamat! schrie er: du Teufel! wart, ich will dichs lehren! Wißt Ihr was? Laßt mich zu ihm! der Edelmann soll Euch

aufnehmen, und wenn er noch einmal so stolz wäre! Ich habe Mittel, ihn zu demüthigen! Laßt mich nur machen! der stolze Pole soll fühlen, daß er einen Russen beleidigt hat! Seyd ohne Sorgen! Ich schaffe Euch Quartier, wie Ihrs nur wünschen könnet!“ — Der General, der das alles mit anhörte und herzlich bedauerte, daß er die unschuldige Ursache so vieler Unruhen sey, gab dem Cosaken lauten Beyfall, und instruirte ihn, wie er es zu machen habe! — „Ich weiß schon! Ich weiß schon!“ sagte der Cosak, sattelte sein Pferd, bewafnete sich und eilte davon! Er kam an den Hof des Edelmanns, und die Bedienten wollten ihn nicht durchlassen! Allein er schwang seine Karbatsche, und die Kerls wichen ehrfurchtsvoll zurück. Einer übernahm die Wartung seines Pferdes, die andern aber öfneten ihm die Thüre zu den Zimmern des Edelmanns, wo dieser Dorfdespot in einem großen Zirkel von Damen und Herren saß, und durch allerhand Lefkerbissen seinen Gaumen küzelte. — „Grüß Euch Gott!“ sagte der Cosak bey dem Eintritt, und

lüftete seine Mütze; „welcher von Euch Herren ist hier der Herr des Guts?“ — Erschrocken stand der Edelmann auf; „Was willst du?“ fragte er zitternd, denn die Cofaken hatten ihm während der Revolutionskriege so viel zu schaffen gemacht, daß er immer noch erblaßte, wenn er Einen von dieser Nation ansichtig wurde. —

„Warum wollt Ihr die fremden Herren nicht aufnehmen, die Euch darum bitten lassen, weil sie einem russischen General das Gastzimmer im Wirtshause abgetreten haben?“ fragte der Cofak mit ernster drohender Stimme.

„Du siehst, Väterchen, ich habe keinen Platz,“ antwortete der Edelmann sehr geschmeidig: „die Gesellschaft, die mir heute die Ehre ihrer Gegenwart gönnt, ist sehr zahlreich und nimmt alle Gastzimmer meines Schlosses ein. Unter andern Umständen wäre ich sehr bereitwillig!“ —

„Und wenn die ganze Gesellschaft in Stalle schlafen sollte, so müssen die Fremden

ein Zimmer erhalten! fuhr der Cosak bethe und drohend fort; schämt Euch, Herr, daß Ihr so undienstfertig seyd, und noch so unbarmherzig dazu, den armen Juden zu mißhandeln, der Euch um das bat, warum sich kein Russe lange bitten läßt! Es scheint, als kenntet Ihr die Russen noch nicht, die sich wahrlich nicht so leicht abweisen lassen! Wenn dem so ist, so will ich sie Euch kennen lehren! Aber ich hoffe, daß Ihr es dahin nicht kommen lassen, sondern vernünftig seyn werdet! Warum baut Ihr nicht Wirthshäuser, wo mehr als eine Familie Unterkommen findet? Also machts kurz — oder der General schickt Euch alle seine Leute über den Hals; und die möchten Euch mehr Ungelegenheit machen, als zwey ruhige Reisende!“ —

Der Edelmann, erschrocken und bleich über die groben Drohungen des Cosaken, stotterte noch einige Entschuldigungen her, und sagte dann, daß er bereit sey, die fremden Herren aufzunehmen; doch würden sie zufrieden seyn müssen, wie er sie plazieren könne! — „Nur nicht im

Stalle, oder auf dem Boden! „polterte der Cosak heraus; „ein ordentliches Zimmer mit reinlichen Betten — das sage ich euch! Bedienung bedürfen sie nicht; sie haben mich und ihre Leute! Auch wollen sie nicht mit schwelgen an Eurer leckern Tafel! Sie wollen nur einen ruhigen Aufenthalt, und werden Euch und Eure Gäste nicht weiter stören! „— Der Edelmann bejahte alles, und der Russe sprengte vergnügt zurück.

Der General lachte herzlich, als uns der Cosak die Schnurre zum Besten gab, und bewies uns durch mehrere Beispiele, daß der größte Theil des polnischen Adels jetzt so gedemüthigt sey, daß der Anblick eines Russen ihm eine fruchtbare Erscheinung wäre. Wir beurlaubten uns jetzt von diesem Manne, und versprachen, um die Abendzeit wiederzukommen. In Begleitung unsers Cosaken und der Bedienten, wanderten wir jetzt auf das Schloß zu. Es lag am Ende einer schönen langen Kastanien=Allee, in einer sehr reizenden Gegend, um:

geben von einer hohen Mauer. Das Innere desselben war schön, obgleich nicht ganz modern, und zeugte von dem Reichthum des Besizers. Vor dem Schlosse empfing uns der Kammerdiener, ein ehemaliger Französischer von Adel, der jetzt dem Himmel dankte, daß er bey einem gemeinen polnischen Edelmanne Kammerlakaiendienste verrichten konnte. Er führte uns durch die Vorzimmer, wo eine Menge halb zerlumpter Bedienten uns in einer gebückten Stellung vorübergehen ließ und dann Einer von ihnen die Flügelthüren aufriß. Wir traten in ein schönes mit trefflichen Gemälden verziertes Zimmer, und der Kammerdiener verließ uns einen Augenblick, um uns zu melden, worauf sogleich der Herr des Hauses erschien, und uns mit einer übertriebenen Höflichkeit bewillkommte. Wegen des vorigen Mißverständnisses bat er sehr artig um Verzeihung, und ersuchte uns um die Güte, die Zahl seiner Gäste durch unsre Gegenwart zu vermehren. Wir verbatan das, indem wir unser Engagement bey dem General zur Entschuldigung nahmen, und er ergab sich endlich

darein; doch mußten wir ihm auf einen Augenblick in das Gesellschaftszimmer folgen, und einige Gläser Wein trinken. Die Gesellschaft war recht artig; allein mein Freund, der immer noch auf den Edelmann verdrießlich war, blieb nicht lange, sondern bat nur um die Gefälligkeit, uns unser Zimmer anweisen zu lassen. Unsrer Bitte wurde uns endlich gewährt, und der Herr Kammerdiener that dieses mit einer sehr imposanten Art, das diese Bettlerbrut bey all' ihrem Elende, worin sie schmachtet, noch nicht ablegen kann.

Unser Zimmer war in der schönsten Ordnung und auf das bequemste eingerichtet. Es schenkte uns eine reizende Ansicht über den großen und schönen Garten in die herrliche romantische Gegend hinaus. Wir entzückten uns lange an dem überraschenden Anblick. Wir hatten so unsere eigene Betrachtungen darüber, daß ein Mensch wie dieser, der, dem obigen Vorfall nach, zu urtheilen, gegen seine Untergebenen wahrscheinlich ein wütender Tyrann war,

elne so paradiesische Gegend beherrschte. — „Ue-  
berall, bemerkte mein Freund, hat die Natur  
ihre Glücksgüter sehr verschieden ausgetheilt;  
aber in Polen und in den übrigen Ländern,  
wo die Despotie der großen und kleinen Tyrann-  
nen noch ganz-gesezlos hauset, da ist es doch  
am wunderlichsten eingerichtet! Diese wenigen  
Menschen, denen die Geburt ein elendes Vorrecht  
verlieh, sind die Schwelger, die alles an sich  
reißen, was die Natur für alle und jede be-  
stimmt hat! Sie halten sich auch für die er-  
mirten Lieblinge der Gottheit, und können sich  
dann freylich nicht finden, wenn ein solcher  
gewaltsamer Stoß sie trifft, wie den Marquis,  
und Comtes und Ducs in Frankreich! Dann  
wollen diese Herren den Himmel bestürmen, und  
rasen über die Ungerechtigkeit, die ihnen ein  
gewaltsam usurpirtes Recht aus den Händen  
reißt! Aber klüger und besser werden sie nicht  
durch ihr Elend — sie behalten den tollen Wahn,  
es müsse alles wieder ins alte Gleiß kommen,  
und ertragen vor der Hand Mißhandlung und  
Schmach, in Hofnung auf bessere Zeiten! Ich

bedauere diese armen Märtyrer ihrer Vorurtheile! Sie machen sich dadurch selbst unglücklicher, als sie seyn würden, wenn sie mit philosophischer Resignation über die Nichtigkeit menschlicher Erdengröße nachdenken möchten! Glaube mir, mein Freund! Solten jene aus Frankreich Vertriebene mit der alten Allgewalt wieder in ihr Vaterland zurückkehren, sie würden nicht menschlichere Grundsätze mitnehmen, vielmehr würden sie noch unmenschlicher haufen! Eben so, und noch toller, würden es die Polen machen, wenn sie einmal Herren ihrer jezigen Unterdrückter werden sollten! Da würde der Greuel erst recht losgehen!“ —

Unter diesen und ähnlichen Bemerkungen verlief uns die Zeit, die wir allein hinbrachten. Wir koeffirten uns, so viel es möglich war, und gingen ins Wirthshaus zurück. Das Abendessen war noch nicht fertig, und der General erbat sich unsre Begleitung zu einem Spaziergange. Er war ein jovialischer Mann, der sehr richtige Einsichten und viel Consequenz äußerte. Seine

Unterhaltung war sehr angenehm. Wir bewunderten die Ordnung und die Reinlichkeit des Städtchens, welche gegen die gewohnte polnische Sauerer freylich auffallend abstach. Diese Wohnungen zeigten wenigstens von außen eine gewisse Art von Wohlstand, obgleich die halbnakten Menschengeriſſe, die uns überall aufstießen, diese Aussicht wieder verkleinerten. Die Kirche war klein und unbedeutend. Der Herrgott wohnte weit schlechter, als der schwelgerische Edelmann. — Bey Tische fanden wir eine sehr liebenswürdige Familie, und die Unterhaltung wurde auch nicht einen Augenblick unterbrochen. Wir blieben recht lange beysammen. Als wir in unser Zimmer wieder zurückkamen, fanden wir daselbst einen gedeckten Tisch, auf dem einige Teller mit Confitüren und einige Flaschen trefflichen ungarischen Weines standen. Der Kammerdiener entschuldigte seinen Herrn, daß er uns nicht selbst besuche, und nöthigte uns, etwas zu genießen. Der alte Ungar, an dessen Genuß unser Cosak mit theilnehmen mußte, behagte uns trefflich, und

wir gingen halb taumelnd zu Bette. Lange hatten wir nicht so weich und feste geschlafen. Kaum öfneten wir die Augen, so stand auch schon Chokolade und ein sehr schönes Frühstück bereitet. Wir konnten nicht umhin, die Artigkeit des Schloßherrn zu bewundern, der durch dieselbe seine alte Grobheit gut zu machen suchte; und schon fingen wir an, uns von ihm eine vortheilhaftere Idee zu entwerfen. Bald nachher ließ er sich bey uns anmelden, und erschien mit einem so imponirenden und dabey doch auch so kriechenden Wesen, daß wir uns genöthigt sahen, unsre bessere Meinung von ihm wieder zurückzunehmen! Wir merkten nun wohl, daß Furcht vor unserm Cosaken, und vor dem General, die Ursache seiner Artigkeit gewesen war, und daß er uns unter andern Umständen auf der Straße hätte umkommen lassen. Noch mehr wurden wir davon überzeugt, als uns die Bedienten erzählten, daß sie nur auf Verwenden des Cosaken einiges Abendessen erhalten hatten, der dasselbe durch Drohungen extrozen mußte. Wir eilten also, um aus diesem Orte zu kom-

men; und mein Freund beschenkte die Bedienten des Edelmanns sehr reichlich; denn er dachte zu delikar, als daß er sich von einem solchen Menschen an Großmuth hätte übertreffen lassen sollen. — Dergleichen Abentheuer, mein Lieber, erlebte ich mehrere auf dieser Reise. Ich könnte Dir noch eine Menge derselben aufzählen, die den Charakter der Nation versinnlichen, welcher aus Freyheit und Stolz zusammengesetzt ist, und von der ich Dir in der Folge vielleicht noch etwas Näheres sagen werde. Vor der Hand mag dieses genug seyn! —

Wir verließen C a v n o und unsre dortigen Bekannten nicht ohne Bedauern. Mein Freund, der sich schon zu mehreremahlen, und lange Zeit, hier aufgehalten hatte, war so sehr an dieses freundliche Völkchen gewöhnt, daß es ihm ordentlich schwer fiel, von ihnen zu scheiden. Unsere Reiseroute ging nach G r o d n o. Die Städte und Dörfchen, welche wir durchfuhren, sind zum Theil gar nicht bemerkenswerth; die besten habe ich Dir schon einmal angezeigt.

Der Anblick des Elends ist überall derselbe. Überall nackte Kinder, zerlumpfte Weiber und Männer, kleine räucherige Hütten, verfallene Heiligenbilder, hölzerne, halb verwüstete Kirchen, gemästete Pfaffen, und schmutzige Juden — das ist das ewige Einerley, welches man auf diesem Wege ansichtig wird. — Der Weg ist, bis auf einige Sandstellen, die oft meilenweit fortgehen, im ganzen sehr angenehm und abwechselnd. Die schönen, waldreichen Ufer der Memel verliert man oft stundenlang aus dem Gesicht, bis man endlich ganz unvermuthet wieder in ihrer Nähe kommt. Dieser herrliche Fluß, der einen so äußerst eigensinnigen und gekrümmten Lauf nimmt, trägt auf seinem Rücken eine Menge von Strussen und andern platten Fahrzeugen, welche denselben auf- und abfahren. Mein Freund, der im Grunde für einen Russen viel wahres, fast schwärmerisches, Gefühl für echte Naturschönheit hat, bewunderte jede romantische Stelle, auf welche wir unerwartet stießen, und stand im Anschauen so verlohren, daß ich ihn oft ge-

waltsam weken mußte. Oft gingen wir stundenlang mit einander zu Fuße; dann besuchten wir jede Anhöhe, und, wenn wir Eine antrafen, welche der Erwartung meines Freundes entsprach, dann blieb er mit gierigem Auge daran hängen, und wir verfolgten die wunderlichen Krümmungen der Memel, die, oft versteckt durch ihre waldreichen Ufer, aus weiter Entfernung einem großen Teiche ähnlich sah.

„Sieh da, und da, und da! sagte er dann oft mit warmem Gefühl: Welch' eine Schönheit! Wie herrlich! Wie mannigfaltig! Gottes reichster Segen ruht auf diesen Gefilden! Warum strömen diese Gewässer nicht durch Gegenden, in welchen ein freyes, durch keine Sklaverey verhunztes Volk wohnt? Ist es nicht traurig, daß dieses Paradies von Menschen bewohnt wird, die weder zu genießen, verstehen noch genießen können? Menschen, die blos den Namen haben, und übrigens, den Thieren ähnlich, belastet werden? Freund! Sklaverey ist ein häßliches Unkraut; es verdirbt die gesegne-

testen Fluren! Was könnten diese Menschen seyn, wenn die Hand der Freyheit sie beschattete? Und was sind sie jetzt? Ich fühle das nur zu sehr; ob ich gleich selbst nicht viel mehr, als Sklave bin. Armes Vaterland! Warum mußt du unter der drückenden Geißel eines blutdürstigen Genius schmachten? Härte ich nicht andere Gegenden gesehen, wo es besser ist, als bey uns; ich würde vielleicht das Elend meiner Mitbürger so heftig nicht fühlen! Aber das ist mein Unglück! Jetzt lastet mir alles doppelt! Ich knirsche mit den Zähnen über die Tyranny, die über mein Vaterland waltet, und ballte ohnmächtig die Fäuste zusammen; helfen kann ich nicht; aber, auch nicht einmal Luft machen darf ich meiner Galle! Der Genius der Freyheit hat uns den Rücken zugekehrt, und jetzt mehr als jemals! Mit der neuen Regierungsveränderung drückt die Despotie der großen und kleinen Tyrannen und Tyrannenfreunde heftiger als sonst! Wenn ich hinaus-könnte, wie gerne wollte ich einen Theil meines Vermögens opfern; aber das ist vor der

Hand fast unmöglich! Glaube mir, daß man es auch Dir schwer genug machen wird, ehe man Dich über die Grenze läßt, ob Du gleich ein unbedeutender Fremdling bist! Wir haben uns so oft über Catharinen's despotische Laune beklagt — das hätten wir nicht thun sollen; wir thaten ihr Unrecht! Ach, wenn sie noch lebte, die gute Mutter, so wäre jetzt vieles besser!"

Sieh! so lösten sich oft die innersten Gefühle meines Russen in Worte auf; und leider habe ich es gefunden, daß jetzt der größte Theil der russischen Unterthanen von seinem neuen Beherrscher eben so denkt, als dieser. Vergebens suchte ich den Kaiser gegen meinen Freund zu vertheidigen; vergebens machte ich ihn auf seinen natürlich-guten Charakter, auf die kleinern Züge seines Edelmuths aufmerksam: — „Was hilft uns das alles? war seine gewöhnliche Antwort. Einzelnen, die das Glück haben, seine gute Laune zu treffen, bringt es freylich Vortheil; aber das Ganze gewinnt nichts dabey! Was hilft es, daß der Kaiser hier und da sein Unrecht einsieht, und doch wieder hingehet, und es tausendmal ärger macht? Wollte Gott, ich

könnte unsern Kaiser entschuldigen; er sollte keinen wärmern Bertheidiger haben! Aber, ich kann es nicht! Grausam hat er die Hoffnungen vernichtet, die wir von ihm hatten! Waren wir noch nicht Sklaven genug? War ursprünglich republikanischer Geist noch nicht unterdrückt genug? Musste uns auch noch das letzte Restchen von Menschheit genommen werden? Musste die Tyranny sich auch über unser Gewissen ausdehnen, und uns gleichsam isoliren von den übrigen kultivirten Nationen Europas? Entschuldige das, wenn Du kannst! War es ein kaiserlicher Gedanke, in einem so oder so angelegten Kleide den Jakobinismus zu riechen? Kannte der Kaiser kein edleres Geschäft, als, die Denkfreyheit seiner Unterthanen in Fesseln zu legen, und, wie ein wilder, geschlosser Tyrann über kriechende Sklaven zu herrschen? Statt die Sklaverey zu vermindern, wie wir alle hofften, hat er sie noch gräßlich vermehrt; die alten Barbareyen verflorner Jahrhunderte hat er aus ihrem Schutte wieder hervorgeholt, und ihnen neues Ansehen und Gewicht gegeben. Wir sollen keine Menschen mehr seyn; denn sogar das Lesen ist

uns verboten! Was von ausländischen Schriften noch ins Land gelassen wird, sind jammervolle Charteken, aus denen weder Verstand noch Herz gebildet wird. In allen andern herrscht, nach des Kaisers Meinung, das schreckliche Gift der Revolutionsgrundsätze! Und, wer weiß, was uns noch alles bevorsteht? Wer weiß, wie tief wir noch erniedrigt werden, daß nichts von Menschheit an uns übrig bleibt, als unsere äußere Gestalt, die er uns denn doch nicht nehmen kann; sonst würde er vielleicht auch zugreifen — und uns in irgend ein Thiergeschöpf seiner Laune umwandeln! das ist bitter, aber wahr; denn unser Blick in die Zukunft ist schrecklich! — Helfershelfer seiner tyrannischen Launen findet der Monarch immer, und hier mehr als irgendwo. Der Kaiser darf nur ein Wort äußern, und sogleich finden sich Tausende, welche hingehen, dieses Wort nach Herzenslust ausdehnen, und mit der kaiserlichen auch ihre eigene despotische Laune befriedigen! Sage mir nichts von der Gerechtigkeitsliebe des Monarchen; diese gleicht einem Baum ohne Wurzel in einer ungeheuren Wüste; der erste Windstoß wirft ihn nie-

der! Einzelne Züge in der ersten Periode dieser Regierung waren schön, und berechtigten uns zu großen Erwartungen, — aber, schrecklich sind diese Erwartungen getäuscht, und wir sehen es noch täglich, daß wir nicht Ursache hatten, über Catharinens Tod so laut zu jubeln, als es wirklich geschah! Jetzt sind wir frühzeitig genug von unserm Taumel zurückgekommen, und finden leider, daß wir ärger daran sind, als vorher; O, man rufe ja nicht gleich unbesonnen „Triumpf!“, wenn eine neue Regierung anhebt; man abstrahire ja nicht von einzelnen kleinen Handlungen auf den Charakter des Monarchen! Jeder neue Regent sucht den Anfang seiner Regierung mit einigen auffallenden edlen Handlungen zu beginnen. Das ist so Maxime unter den Großen; aber, bey Gott! auch weiter nichts als das! Leider haben auch wir das zu unserm eigenen Schaden erfahren!“ —

Mein Freund hatte Recht; bey all' seinen Exaltationen hatte er Recht. Seine Klagen waren leider nur zu sehr gegründet. Und Er dachte nicht allein so; mit ihm hegte ein jeder Russe, der über seinen Zustand nachzudenken

im Stande war, eine gleich: traurige Idee. Indessen bat ich ihn, seine Meinung nicht so laut zu äußern.

„Ich weiß wohl, gab er mir lächelnd zur Antwort, daß der Zobel in Sibirien an mir einen neuen Verfolger erhalten würde, wenn ich die geheime Meinung meines Herzens offenbar werden liesse! Aber ich bin so unklug nicht; die Zeit ist böse, aber ich suche mich darein zu schicken. Ich beweine das Geschik meines Vaterlandes, aber ich schweige! Wo ich rede, da weiß ich auch, daß ich nicht mißverstanden werde! Du wirst mich nicht verrathen — denn, was hättest du davon? Und hier diese stille Gegend, wo kein lauschendes Ohr uns behorcht, thut es wahrlich auch nicht! Also, laß mich hier immer äußern, was mein Herz denkt, damit meine gepochte Brust sich einmal wieder erleichtere!“ —

Von dieser Art war der größte Theil unserer Unterredungen. Mit wirklich philosophischem Scharfsinn ging mein Freund den kaiserlichen Handlungen nach, und fand darinn Inkonsequenz, Charakterlosigkeit, Despotensinn! Ich widerstritt zuweilen; allein er wußte mich jes

destmal zu überzeugen; und alle seine Gespräche über diesen Gegenstand endigten sich gewöhnlich mit dem klagenden Ausrufe: „Ach warum kann ich nicht hinaus!“ dabey beschwor er mich feyerlich und dringend, ja nicht lange mehr in Rußland zu verweilen, sondern die Zeit zu benutzen, wo es dem Ausländer noch erlaubt wäre, in sein Vaterland zurückzugehen; denn auch diese Zeit, meinte er, würde bald aufhören. Ich nahm seine freundschaftliche Warnung zu Herzen, und fing jetzt erst an, ernster, als jemals, über meine künftige Bestimmung in Rußland nachzudenken.

Wirklich wird es mir seit dieser Zeit immer ängstlicher ums Herz. Es ist mir, als wenn eine schwere Last auf mich geworfen wäre, die mir das Athemholen erschweret. Mich ahnets, daß ich noch Gott danken werde, wenn ich das Land der Despotie hinter mir sehen werde, das ich bis jetzt noch so sorglos durchwandere. Ich fürchte meine wenige Vorsicht, die mir Mutter Natur verlieh, und die mich den Unfug um mich her nicht schweigend übersehen läßt, ob ich

gleich Andere vor zu lautem Reden warne! Die Greuel um mich her erinnern mich an den furchtbaren Genius, der vom Throne aus bis in diese entferntesten Provinzen dringt, und hier seine Helfershelfer findet, die ihm die Beute aufsuchen, und mitunter auch ihre eigene Laune befriedigen. Alles, was ich um mich sehe, zeigt mir die Gefahr, die mir bevorsteht, wenn ich nicht meine natürliche Freymüthigkeit gewaltsam unterdrücke. Je mehr ich die geheime Tyranny der kleinern Despoten kennen lerne, die mit gieriger Schadenfreude alle Provinzen des rüssischen Staats zerfleischen, desto mehr sehe ich ein, wie wenig ich gewann, als ich die Residenz verließ, um in entferntern Provinzen eine edlere Freymüthigkeit aufzuspüren. Ich finde, daß des Kaisers Gerechtigkeitsliebe nur ein Schattending ist, das keinen reellen Werth hat; daß er selbst die Bedrückungssucht der Großen belebt; kurz, ich finde, daß mein Freund Recht hat, wenn er das jetzt herrschende System der Regierung eine asiatische Tyranny nennt, und dem Charakter des Kaisers keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen will. So sehr ich es auch zugebe, daß mein Freund

exenitirt, so werde ich doch selbst von Tag zu Tag in Pauls Charakter immer mehr irre; und wenn ich auch meine, die von ihm früher geäußerte Meinung nicht ganz zurücknehmen, so sehe ich mich doch genöthigt, sie einzuschränken, besonders seitdem täglich neue Verordnungen einlaufen, die einem asiatischen Despoten Ehre machen würden! Und schon dadurch, daß er seinen Unterthanen den Zutritt zu seiner Person wieder so unendlich schwer gemacht, hat er bey mir, so wie bey jedem russischen Patrioten, ungemeyn viel verlohren! Dadurch hat er der Tyrannenlaune der kleinern Volksbedrückter gleichsam Thor und Thür geöfnet, die jetzt nach frecher gesetzloser Willkühr handeln, und toller despotisiren, als es jemals geschehen ist! Denn es ist kaum gedenkbar, wie jetzt diese Menschen ihre angemessene Gewalt selbst über freye Personen ausdehnen, und Schandthaten begehen, die in gesitteten Ländern unerhört sind! Gewissenlos thun sie, was ihnen ihre Laune befiehlt, ohne sich jemals zu fragen, ob das auch recht ist? Ich habe davon eine Menge schaudervoller Beyspiele gehört! Eins davon mag hier statt tausend

gelten, — denn wahrlich, ihre Anzahl heißt Legion! —

Ein junger Deutscher, der, so wie manche Andere, in dem Wahn stand, in Rußland könne man ein glänzendes Glück machen, kam hieher, um nach dem Beispiele Mehrerer, denen es zufällig geglückt hatte, empor zu steigen. Da er Kopf besaß, so war es ihm leicht, sein Unterkommen zu finden, und ein russischer General nahm ihn als Privatsekretair, mit einem ansehnlichen Gehalt, in seinem Hause auf. Mit diesem Manne machte er mehrere Reisen durch einen Theil des russischen Reichs, und mußte Manches von seinen wunderlichen Launen ausstehen, da er von ihm bald mit großer Auszeichnung, bald aber auch mit drückender Verachtung behandelt wurde, ohne gerade Eins von Beiden zu verdienen. Der General war ein Mensch, der überall, wohin er kam, den furchtbaren Despoten spielte. Alles, was er foderte, geschah mit Fluchen und Schimpfen. Gegen seine Bedienten und Untergebene war er ein wüthender Unmensch, und bestrafte kleine Vergehungen mit unerbittlicher Härte. Nur Einer, der den Spicn

der Uebrigen machte, ward von seinem Herrn hervorgezogen, und für keine seiner Teufeleien bestraft. Deshalb nahm dieser Mensch auch gegen Alle im Hause, selbst gegen die, welche über ihm standen, ein trotziges imponirendes Wesen an. Unserm jungen Deutschen begegnete er mit besonderer Herabsetzung, und suchte geflissentlich alles hervor, was ihn kränken könnte. Anfangs sahe dieser über das unhöfliche Benehmen des Kerls weg, that seine Pflicht, und stellte sich, als wenn er die Infamitäten seines Gegners gar nicht bemerkte. Je großmüthiger er aber handelte, desto imponirender ward jener. Geflissentlich verdarb er ihm Sachen, woran er Zeit und Mühe verwandt hatte. Auf die Art sahe sich der junge Mann endlich genöthigt, dem General die Chikanen jenes Buben zu entdecken. Dieser aber lachte dazu, und bestrafte weiter nicht. Dadurch ward nun der Bösewicht sicher gemacht, und trieb seine Unverschämtheiten immer weiter! Nach mehreren Versuchen, den Kerl zur Ruhe zu bringen, riß dem jungen Manne endlich der Geduldsfaden; er nahm seine Zuflucht zum Stocke, und bewies ihm, daß er nicht län-

ger gesonnen sey, seine Bosheiten gelassen mit anzusehen. Der Bösewicht schrie, daß das ganze Haus zusammen lief, und der General, der seinen Liebling gemißhandelt sah, fuhr wie ein toller Mensch auf den jungen Deutschen los. Der Sekretair behielt seine Fassung, vertheidigte sich mit der Würde eines freyen Mannes, zählte alle die Bosheiten der Reihe nach her, die er von diesem Bösewicht erduldet hatte, und entschuldigte sich, daß er bey der verderblichen Nachsicht des Generals, nach so lange geführten Beschwerden, sich endlich habe genöthigt gesehen, zur Selbststrache seine Zuflucht zu nehmen. Der General aber nahm gar keine vernünftige Vorstellung an; er schimpfte wie ein betrunkenener Soldat, und foderte von dem freyen jungen Manne eine Erniedrigung, deren sich selbst ein Sklave geschämt haben würde. Er sollte nehmlich seinem Gegner eine ordentliche Abbitte thun, wenn er anders noch länger im Hause bleiben wollte. Der junge Deutsche wollte sich schlechterdings zu dieser Erniedrigung nicht verstehen; beyde streitende Parteyen geriethen immer heftiger an einander, und das Ende vom Liede war, daß der

Herr General seinen bisherigen Sekretair ohne Umstände zum Hause hinaus werfen ließ.

Nun hatte der junge Mann in diesem Hause ein Mädchen liebgewonnen, die sich als Gesellschafterinn daselbst aufhielt, und auf die er sehr reelle Absichten hatte. Bisher hatte Niemand gegen diese Liebchaft etwas einzuwenden gehabt, vielmehr hatte der General mit seiner Frau alles gethan, um dieselbe zu befördern, und es sich nicht undeutlich werden lassen, daß er es nicht ungerne sehen würde, wenn der junge Mann das Mädchen heyrathete. Nun aber änderte sich plötzlich die ganze Szene. Dis Mädchen, ebenfalls ein freyes unabhängiges Geschöpf, erhielt gemessenen Befehl, allen Umgang mit dem Geliebten zu meiden, den man ohnehin bald aus der Gegend entfernen würde. Allein, weder der Sekretair, noch das Mädchen kehrten sich an dieses unsinnige Verbot, sondern setzten nach wie vor ihre Unterhandlungen fort, nur mit dem Unterschiede, daß sie dieselben, um Verdruß zu meiden, so heimlich als möglich betrieben.

Der junge Deutsche hatte noch einen ansehnlichen Rückstand seines Gehalts zu fordern; und ehnerachtet er von Tage zu Tage hoffte, daß der General sich von selbst dieser Schuld erinnern würde, so schien dieser doch gänzlich darauf vergessen zu haben. Wollte er also sein sauer erworbenes Eigenthum nicht mit dem Rücken ansehen, so sahe er sich genöthigt, das ihm verhaßte Haus noch einmal zu betreten. Er ging also, und ließ sich bey dem General melden. Dieser wollte ihn als gar nicht vor sich lassen, und ließ ihm nur ganz kalt antworten: daß er nicht das Geringste mehr mit ihm zu sprechen habe. Allein der Sekretair ließ sich nicht abweisen, sondern bestandern darauf, daß er ihn durchaus sprechen müsse. Endlich ließ sich denn doch der elende Despot bewegen, ihn anzuhören! Aber, mit welcher Wuth wurde die gerechte Forderung des jungen Mannes aufgenommen! Der General glich einem tobenden Ungeheuer; er sprudelte allerley Beleidigungen heraus, schimpfte — denn Schimpfen war seine Lieblingsmanier — wie ein gemeiner Russe, ob er gleich Ausländer war, und überließ sich allen Ausschweifungen seines

tollen wilden Kopfes. Der junge Mann blieb sich gleich, weil er wohl einsah, daß er hier der schwächere Theil war, beharrte aber mit großer Gelassenheit auf seine Forderung. — „Sie haben nichts zu fodern, sagte der General: Unser Vertrag war ein volles Jahr bestimmt, und Sie haben diese Zeit nicht ausgehalten! — „Wessen ist die Schuld? fragte der Sekretair gelassen. Ich meinerseits habe den Vertrag nicht gebrochen, und kann also auch nicht weiter darunter leiden; Mithin ist es billig, daß mir werde, was ich verdient habe, und was unter uns abgemacht ist!“ — „Und kurz und gut, erwiderte der General mit Heftigkeit: Sie bekommen auch nicht einen Kopfen mehr von mir! Jetzt gehen Sie, wenn sie nicht wollen, daß ich Sie noch einmal hinauswerfen lassen soll! Und das warne ich Sie, geben Sie alle Hoffnung auf das Mädchen auf, und machen Sie, daß Sie aus dieser Gegend fortkommen! Ich dulde Sie hier nicht länger!“ — „Sobald ich meine Bezahlung, das mir zugesagte Reisegeld und meine Verlobte erhalte, antwortete der junge Mann, so werde ich gehen! So lange mir das aber vorenthalten wird, so

lange werde ich auch bleiben, und Ihnen, Herr General, beweisen, daß ich ein freyer Mann bin, der vor der Hand noch leben kann, wo und wie er immer will!“ — „Das wollen wir sehen!“ wütete der General, und fehrte ihm verächtlich den Rücken zu.

Der Sekretair ging und arbeitete eine Klage gegen den General aus, die er dem Gouverner der Provinz, als erster Instanz, zuschicken wolte. Allein sein Brief wurde aufgefangen, gelesen, ins Feuer geworfen, und jetzt dachte der General mit Ernst daran, seinen Feind ganz zu verderben. Unterdessen der junge Mann, der nichts von der neuen Betrügerey ahnete, auf die Entscheidung seines Schicksals wartete, setzte er seine geheimen Zusammenkünfte mit seiner Geliebten fort. Aber der Bösewicht von Bedienten, der sich noch immer nicht hinlänglich gerächt glaubte, spionirte diese heimlichen Besuche aus, und hinterbrachte seine Entdeckung brühwarm dem General. Das war Wasser auf die Mühle dieses kalten, herzlosen Despoten. Er hatte es verboten, und der

Grausame wolte freye Menschen eben so zwingen, wie er es bey seinen Sklaven gewohnt war. Die Gesellschafterinn ward vorgenommen, als eine gemeine Wicze gemißhandelt, und — man denke sich die greuelvolle Despotie! — als sie nichts gestehen wolte, ward das freye unabhängige Mädchen bis aufs Blut gezeißelt und gleich einer Leibeignen behandelt! Sie jammerte unter den heftigsten Schmerzen, und — blieb standhaft! Jetzt ging es auch über den jungen Menschen her. Der *Gorodnicze*, *Policey-* aufseher des Orts, vertriebener Emigrant, der an *lettres de cachet* und dergleichen Teufelsleien seines alten Hofes gewohnt war, wurde aufgefordert, den *Secretair*, als einen herumirrenden Bagabonden, aufgreifen und einstecken zu lassen. Das geschah denn auch. Es erging ein bübischer Bericht an den *Gouverneur* der Provinz, in welchem dem jungen Manne, weiß Gott, was für falsche Unternehmungen Schuld gegeben wurden. Nach einer zehntägigen Einkerkierung ward der Unglütliche ganz in der Stille fortgeschafft, und man ruffte eine

geraume Zeit nicht, was weiter aus ihm geworden war. Erst lange nachher erfuhr ich es durch Zufall, daß er durch eine wohl überdachte List das Glück gehabt hatte, den Händen seiner Aufpasser zu entkommen, und glücklich über die Grenze retirirt sey. Wohl ihm! Er entging seinem Verderben! Dann wehrscheinlich hätte man ihn dahin gebracht, wo die Rückkehr unmöglich ist — denn der größte Theil dieser Herren besitzt *char e blanche*, und benutzt dieselbe zu ihren unerhörten Teufeleien! Für ihn mußte das arme unglückliche Mädchen büßen! Sie ward noch einmal gegeißelt, dann aus dem Hause gestossen, und dem bejammernswürdigsten Schicksale überlassen. Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht! Sie war von ihrer vaterländischen Gegend um mehrere hundert Meilen entfernt. Durch glänzende Versprechungen hatte man sie so weit weggelockt. Dafür überließ man sie jetzt der schrecklichsten Verzweiflung zum Raube! Wer weiß, ob das arme Mädchen ihre trostlose Lage, und den Jammer, der ihr Herz zerfleischte, überstehen konnte!

Wer weiß, ob sie nicht im ersten besten Zeiche  
 ihr elendes Daseyn endigte! Dieser blutende  
 Körper, oder, wenn auch das nicht, diese wan-  
 dernde Schattengestalt, zeugt gegen dich, du  
 Mörder, der du in Ueppigkeit schwelgest, und  
 dir das schrecklichste Verbrechen gegen schuldlose  
 Menschen, aus bloßer Laune und Rachsucht,  
 zu Schulden kommen liehest! —

O mein Freund, ich könnte Bogen anfüllen  
 mit Beyspielen der unerhörtesten Teufelehen,  
 die täglich in diesen Gegenden vorkommen, und  
 so allgemein sind, daß Niemand ihrer mehr  
 achtet; — Beyspiele, die dein Haar emporsträu-  
 ben, deine Fäuste zusammenballen würden, um  
 alle diese Ungeheuer, wenn es dir möglich wäre,  
 mit Einem Schlage zu vertilgen! Greuelvoll  
 wirthschaftet man hier; ein guter Mensch  
 unter diesen Despoten ist wahrhaftig, meilen-  
 weit mit der Laterne zu suchen! Man han-  
 delt hier vollkommen unabhängig ohne Furcht  
 vor Strafe, oder Verachtung; denn alles ist  
 mit einander einverstanden, und der Weg zum

Throne wird leider Gottes von Tage zu Tage immer mehr verrammelt. Der Himmel ist hoch, und der Kaiser ist weit — diesen russischen Grundsatz scheint man hier in seiner ganzen Stärke ausdehnen zu wollen —; denn er ist ganz diesen asiatischen Nabobs angemessen! Anfangs freylich, als des Kaisers Auge überall hineindringen zu wollen schien; als dieser furchtbare Fürst alle andere Despoten seines Reichs demütigen und züchtigen wolte — da zitterten auch diese entferntesten Uholde; da schoß sich Mancher von ihnen selbst nieder, um nur der Verantwortung und Schande zu entgehen; da hütete man sich eine Zeitlang vor jeder gesetzwidrigen Handlung, weil man die Anklage befürchten mußte! Allein dieß waren nur Sonnenblicke in einer ewigen Nacht; sie verschwanden, und die Nacht stellte sich wieder ein! Sobald man nur bemerkte, daß die erste Hitze nachließ; daß der Kaiser es satt bekam, mit eignen Augen zu sehen, mit eignen Ohren zu hören, daß er ein Kleinigkeitskrämer wurde, und Dinge von Wichtigkeit ganz aus der Acht ließ,

— da fand man auch Mittel und Wege genug, die alte Despotie und Gesetzlosigkeit wieder einzuführen; und jetzt zittern Tausende von Menschen vor einigen wenigen Unholden, die, im Namen der Allmacht vom Throne, nach Herzenslust wirthschaften, und satanisiren, wie es ihnen beliebt! — Doch genug für jetzt von dieser so reichhaltigen Materie! Wahrscheinlich findet sich noch manchmal Gelegenheit, daß ich sie wieder in Anregung bringen kann, denn alles, was ich erblicke, trägt ja den Stempel des Tyrannendrucks! Vor der Hand wird Dir auch wohl das Wenige hinreichen, um Dir die saubere Wirthschaft der russischen Tyrannen einleuchtend vorzustellen, die sich über Einheimische und Fremde mit gleicher Wuth erstreckt. —

Die Stadt Grodno ist übrigens nicht mehr ein Schatten von dem, was sie im vorigen Jahre war. Alle alte Herrlichkeit ist verschwunden; selbst die Warschauer und Königsberger Freudenmädchen haben sich wieder zurückgezogen, nachdem ihr einträgliches Gewerbe zu

Ende ging. Aus der ehemaligen Residenz, wo die Anwesenheit des entthronten Königs, und des russischen Gouvernements einen großen Theil des vornehmsten polnischen und russischen Adels hinzog, ist jetzt, nach deren Entfernung, eine elende Landstadt geworden, deren Straßen menschenleer sind, und deren Einwohner in Armut schmachten! Wäre nur der König noch geblieben, so hätte Grodno noch immer einen ansehnlichen Theil seiner vormaligen Nahrungszweige erhalten können. Aber Stanislaus Augustus fröhnte noch in seinem spätesten Alter der ihm anklebenden Eitelkeit und einem thörichtigen Hange zur Größe. Er war noch immer stolz auf seine ihm entrissene Würde, und zeigte auch bey dieser Gelegenheit, daß ihm Pomp und Glanz mehr als philosophische Ruhe behaglich sey. Er suchte um die Erlaubniß des Kaisers nach, in Begleitung der russischen Majestät dem Krönungzuge nach Moskau beizuwohnen. Durch diesen unbesonnenen Schritt stürzte er sich in die vollendete Sklaverey des russischen Hofes. Hatte er zwar

in Grodno, ebenfalls abhängig gelebt, so ehrte man ihn doch daselbst noch als König und ehemaligen Herrn des Landes; ihn umgaben seine vormaligen Unterthanen, die ihn noch immer liebten, ob er sie gleich verrathen hatte; er blieb doch immer die erste Person, der man unbegrenzte Hochachtung schuldig zu seyn glaubte! Alles dieses aber vergaß der eitle Fürst, um nur die kindische Freude zu haben, noch einer Kaiserkrönung beywohnen zu können; er vermehrte durch seine Gegenwart den Triumphzug Pauls nach Moskau, und — wurde nun nicht mehr aus dem Lande gelassen! Grodno fühlte den Schlag, den die Entfernung des Königs allen Erwerbzweigen zuzog. Das russische Gouvernement hatte sich schon früher entfernt; die hier herum kantonirenden Regimenter, die der Stadt eine so große Lebhaftigkeit gegeben hatten, folgten nach, und zerstreuten sich in die ihnen angewiesene Gegenden; der König war der letzte, und mit ihm ging das letzte Fünkchen Wohlstand aus der Stadt.

Jetzt kantonirt in Grodno nur noch ein einziges Regiment, unter dem Commando der Generalmajors von L i w e n, eines Liefländers, und eines sehr gebildeten und allgemein geachteten Mannes. Die herrlichsten Palläste in der Stadt stehen jetzt leer. Das königliche Wohngebäude, das sich besonders durch seine interessante Lage, am hohen Ufer der M e n i e l, vor den übrigen Palästen auszeichnet, wird wohl nie mehr von einem polnischen Könige bewohnt werden. Nie wird diese Stadt mehr den gesammten polnischen Adel in seinen Mauern sehen, wie es zur Zeit der Reichstage geschah, wo ein einziger Landbote alle Magnaten des Reichs in Schrecken und Verwirrung setzen konnte. Auch wäre es nicht einmal zu wünschen, daß diese Zeiten der Anarchie wiederkehren sollten; aber, niemals werden auch bessere glücklichere Tage dem jetzt seiner Selbstständigkeit beraubten Lande wiederkehren! Wenn auch der alte Jesus Sirach in seinem bekannten Sendschreiben, den Tag der Rache schon von Ferne kommen sieht — ich glaube

daran nicht! Alle Meinungen der Politiker  
 über diesen Gegenstand sind in meinen Augen  
 nichts als leeres Gewäsche! Polen wird  
 wahrscheinlich nie mehr selbstständig, so wie  
 Grodno nie mehr reich werden. — Alles  
 auf der Welt ist der Veränderung unterworfen,  
 einzelne Städte und Menschen, große Königrei-  
 che und ganze Nationen! Wer dem polnischen  
 Magnaten das Schicksal seines Vaterlandes,  
 so wie es jetzt vor uns liegt, nur noch vor hun-  
 dert Jahren vorher verkündigt hätte, der würde  
 von ihm für einen Wahnsinnigen gehalten, oder  
 auch vielleicht als Landesverrätther hingerichtet  
 worden seyn. Und doch ist geschehen, was  
 nach der Lage der Dinge einmal geschehen  
 mußte; doch hat Polen selbst seine gegen-  
 wärtige Auflösung vorbereitet; doch haben die  
 Greuel der Anarchie, Teufeleyen aller Art,  
 das unglückliche Land in den Abgrund des  
 Verderbens gestürzt; und Rußlands trüge-  
 rischer Genius hat vollendet, was noch zu  
 vollenden war, um Polen aus der Reihe  
 der Staaten zu vertilgen! — Des Lebens Herr-

lichkeiten verschwinden, ehe wir es uns versehen, in ewige Nacht! Glücklich ist der Mensch, der sich in alle unvermuthete Lagen seines Lebens zu finden weiß, und mit philosophischer Resignation erduldet, was er weder durch Trotz noch durch Ungeduld ändern kann! —

Mit meinem Kuffen besuchte ich die Trümmer der schönen Manufakturgebäude, die der unsterbliche Tyßenhausen, mit Aufwendung eines großen Vermögens, hier angelegt hat. Sie verfallen gänzlich, und kaum ist noch eine Spur von ihrer ehemaligen Herrlichkeit mehr zu sehen. Gearbeitet wird schon lange nicht mehr, aber auch die Gebäude selbst gehen von Tage zu Tage ihrer gänzlichen Vernichtung immer mehr entgegen, und werden bald in Schutthaufen zusammenstürzen. Jetzt sucht man in Grodno vergebens nach einer Manufaktur, außer einer einzigen Chartenfabrik, die ein Königsberger Jude, Namens Friedländer, hier etablirt hat, und die einen erträglichen Fortgang gewinnt. Der Mann giebt sich viele Mühe mit

seiner Arbeit; auch gehen seine Charten durch das ganze Reich, und sind, trotz des Stempels, weit wohlfeiler als die preussischen; allein sie sind auch in Ansehung der Feinheit sowohl als der Zeichnung nur sehr mittelmäßig. Uebrigens so mögen gegenwärtig in Grodno ohngefähr fünftausend Menschen wohnen, von denen man aber die Hälfte Juden rechnen kann! Einige Kaufleute ausgenommen, sind die Andern größtentheils arm. Allein auch diese Klagen jetzt über Stockung in ihrer Nahrung, und haben sehr wenig Abgang. Die übrigen müssen sich durchhelfen, wie es ihnen möglich ist! —

Von Grodno wandten wir uns dreißig Meilen südwärts nach Brzesc, dieser Hauptstadt der ehemaligen polnischen Landschaft Polesien. Gleich bey der Stadt mußten wir über die Memel setzen, und nun veränderten sich auf einmal alle die schönen mannigfaltigen Naturszenen, die uns bis dahin die langweilige Reise angenehm und erfreulich gemacht hatten. Sobald wir die schöne Memelbrücke hinter uns

hatten, und das beträchtlich steile Ufer des Flusses hinangefahren waren, und uns umsehen in die ferne Gegend, die vor uns lag, da wußten wir nicht, ob wir unsern Augen trauen sollten. Wir glaubten plötzlich in eine asiatische Wildniß versetzt zu seyn, so verändert war alles. Eine ungeheure, unübersehbare Fläche fiel uns ins Auge, die durch keinen Baum, durch kein Gesträuch unterbrochen wurde, sondern gleich einer asiatischen Steppe Meilenlang fortlief. Wir sahen uns einander schweigend an, und fühlten beyde eine häßliche, widerliche Empfindung. Mir besonders war es, als wenn ich das Land, wo Milch und Honig fließt, verlassen, und es mit einer arabischen Wüste vertauscht hätte. So lange wir noch Grodnos Thürme sehen konnten — und das war auf dieser erhabenen Sandfläche lange genug — so lange kehrten wir, als hätten wir uns verabredet, der vor uns liegenden Steppe den Rücken. Endlich aber ging der Weg langsam bergabwärts, und Grodno verlorh sich nach und nach aus unserm Gesichtskreise. Nun war

es uns beyden, als hätten wir mit der Aussicht auf diese Stadt, unsern ganzen künftigen Lebensgenuß verlohren. Ein wunderlicher Schauder, den ich mir nicht erklären konnte, durchzitterte mein Inneres. Es war mir als blikte ich in das Grab meiner Freyheit hinaus, wenn ich vor mir sahe. — An einen ordentlich gebahnten Weg, den wir doch bisher wenigstens Stellenweise angetroffen hatten, war jezt gar nicht mehr zu denken. Die Gleisen liefen kreuzweise und wild durch einander, so daß eine genaue Bekanntschaft des Weges erfordert wurde, um nicht zu irren. Bald ging der Sand bis über die Are der Räder unseres Wagens, bald liefen wir wieder Gefahr, in einen Morast zu versinken, oder in einem fetten, durch anhaltenden Regen aufgeweichten Leimboden stecken zu bleiben. Unsere, sonst an Gallop gewohnten russischen Pferde konnten jezt mit Mühe und Noth kaum einen ordentlichen Schritt halten. Städtchen und Dörfer, die wir in dieser Wüste zerstreut liegend antrafen, hatten ein noch wilderes Ansehen, als bisher. Es waren wahre

Mordlöcher, die von Juden oder polnischen Sklaven bewohnt waren, welche in ewig verpesteter und stinkender Luft ihr Leben hinbrachten. Die kleinen Holzungen, durch welche unser sogenannte Weg führte, waren durch eine jahrhundertlange verkehrte Forstwirthschaft so verödet, daß diese sonst so ungeheuren Waldungen jetzt gänzlich gelichtet dastanden, nur einen Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit zeigten, und mehr Schrecken als Vergnügen gewährten. Der Weg ward oft so enge, daß man sich nur mit Mühe durchdrängen konnte, und so über alle Beschreibung schlecht, daß man mit jedem Schritte Gefahr lief, den Hals zu brechen! So äußerst erbärmlich hatte ich es mir denn doch nicht vorgestellt; das übertraf denn doch alles, was ich noch in Preussen von schlechten Landstraßen angetroffen hatte. An eine eigentliche Landstraße war, wie gesagt, hier gar nicht zu denken. Nach der gewohnten polnischen Unordnung fuhr ein Jeder, wo er am besten durchkommen konnte, ohne darnach zu sehen, ob er über einen bepflanzten Boden oder über eine Sandfläche fuhr; und so ent-

stand dann hier und dort ein Fleckchen Wegs, der entweder von andern nachgefahren, oder bald wieder durch Regen und Sand verschüttet wurde. Ich wunderte mich über nichts, als über die wenige Achtsamkeit des russischen Gouvernements, welches diese Provinzen, die doch schon seit 1793 der Russischen Herrschaft einverleibt sind, so vernachlässigt hat, indeß man in jenen Gegenden, die erst seit zwey Jahren mit Rußland vereinigt wurden, schon trefflich angelegte Landstraßen findet. Allein mein Freund belehrte mich, daß dort die Nähe des Hofes, und hier die Entfernung desselben, die einzige Ursache dieser Varietät sey, indem man hier keine Untersuchung befürchte, und doch frischweg die verbesserten Landstraßen dem Hofe mit in Rechnung bringe!

So schleppten wir uns denn, von Meile zu Meile, mit Mühe und Noth fort, und arbeiteten uns durch, so gut es gehen wollte. Was wir sonst aus Bergnügen gethan hatten, dazu zwang uns jetzt die Noth. Wir mußten ganze Strecken zu Fuße wandern, um unsern Pferden

die Arbeit zu erleichtern. Sonst waren wir gerne gewandert, und hatten viel Freude dabei genossen; jetzt waren wir mißvergnügt, und das Gehen wurde uns äußerst beschwerlich. Die Hauptsache war, daß, wenn wir kaum einige Schritte gegangen waren, sich der nasse Leim so fest an unsere Füße hing, daß, wir ihn nicht mehr los werden konnten, und von Schritt zu Schritt eine immer größere Last zu tragen hatten. Bey einer solchen Wanderung die Geduld nicht zu verlieren, dazu gehört wirklich viel Stoicismus. Geduld ist eine schöne Tugend, und auf Reisen, wie diese, ist sie absolut nothwendig. Aber zum Unglück hatte die Natur uns beyden nicht mit der kleinsten Portion dieser Tugend ausgestattet, und wir schimpften und lärmten daher oft weidlich auf alles, was uns vorkam, ohne daß wir davon einen weitem Nutzen zogen, als daß wir uns durch unsere Ungeduld den Weg noch schwerer machten. Unsere Bedienten waren in dieser Rücksicht weit besser daran, als wir. Diese Menschen fehrten sich an nichts; ohne viel Um-

stände zu machen, wanderten sie ruhig über Sand und Moräste hin; waren oft dem Wagen um mehrere hundert Schritte vorausgeeilt; und kürzten sich den beschwerlichen Weg durch einen fröhlichen Gesang. Wären wir gescheut gewesen, so hätten wir uns das Phlegma dieser Menschen zum Muster nehmen können; statt dessen aber ärgerten wir uns über ihre Fröhlichkeit, die freilich mit unserer Laune gewaltig abstach, und fingen sogar einigemal Handel mit ihnen an. Endlich sahen wir aber denn doch ein, daß wir — Thoren waren, und beschloßen, künftig gelassener zu seyn; ein Beschluß, der freylich noch oftmals gebrochen wurde! Das Verdrüßlichste bey der Sache war, daß wir, wenn wir nun eine sogenannte Stadt, oder Station erreichten, wo wir von der Last des Tages auszuruhen hofen, nicht einmal ein ordentliches Wirthshaus vorfanden, uns in einem stinkenden Judenloche, oder in einer halb abgedeckten Scheure behelfen mußten; nach allem Fragen und Bitten, wenig oder gar nichts zu essen erhielten und doch theuer genug bezahlen

mußten! Kurz, es war eine Reise zum Erbarmen, und die ganze Natur schien sich verschworen zu haben, uns dieselbe unangenehm zu machen; der Regen hielt fortdauernd an, und verschlimmerte den ohnehin bösen Weg. Durchnäßt und von Kälte erstarrt, erreichten wir denn des Abends einen elenden Judenkrug, und mußten noch Gott danken, wenn wir unsre Kleider an einem warmen Caminfeuer trocknen und uns selbst erwärmen konnten!!

Voll Verdruß, und doch von neuer Hoffnung belebt, machten wir endlich die letzte Tagesreise, die uns an das längst gewünschte Ziel führen sollte. Der Himmel schien uns nun lange genug heimgesucht zu haben, und heiterte sich allmählig auf. Mit höherer Erwartung als bisher, sahen wir endlich die Thürme von Brzesce vor uns liegen, wo der General-Lieutenant Graf Romanzow, der einzige Sohn des erst kürzlich verstorbenen berühmten Feldmarschalls, als Chef des dort kantonierenden Regiments, seinen Hof hielt. Die Einfuhr in die Stadt entsprach eben unsre Erwartung nicht. Wir fuhren oder schwammen vielmehr — denn

der Roth gieng in den ungepflasterten Straßen bis über die Achse, — durch einige enge und schmutzige Gassen, wo uns eine erstickende verpestete Atmosphäre entgegen dampfte, die ihren Ursprung aus den kleinen hölzernen Judenwohnungen nahm, wo gerade zu Abend ihr Knoblauchs Gericht gegessen wurde, und wo der Rauch in Ermangelung der Schornsteine, durch alle Oefnungen der Häuser drang. Indessen fanden wir doch tiefer hinein etwas mehr Ordnung, und einige gepflasterte und mit bessern Gebäuden angebaute Straßen; und der schöne breite Markt hatte ein recht erfreuliches Ansehen, besonders, da wir auf demselben ein sehr reinliches, von Christen bewohntes Gasthaus antrafen, wo uns alle mögliche Bequemlichkeit, und ein unter diesen Umständen sehr wohlschmeckendes Abendessen in kurzer Zeit bereitet wurde. Sowohl war es uns lange nicht geworden, daß wir uns auf ein reinliches und bequemes Lager strecken, und unsre müden Glieder ausruhen konnten. Auf der Stelle beschloffen wir, hier einige Tage zu verweilen, obgleich mein Freund nur sehr kleine Geschäfte, ich aber gar keine ab-

zumachen hatte. Gestärkt durch eine gute Abendmahlzeit, und durch eine warme Schaal Punsch, nahm uns ein wohlthätiger Schlaf in die Arme, und schenkte uns unsere verlohrenen Kräfte wieder.

Gleich des andern Morgens meldeten wir uns beym Grafen Romanzow, zeigten ihm unsre Pässe, und gaben ihm unsern Wunsch zu erkennen, einige Tage hier zu verweilen. Er nahm uns mit edler Fremdmüthigkeit auf, und bot uns auf eine sehr uneigennützigte Art seinen Tisch für die Zeit unsers hiesigen Aufenthalts an. Wir erwiederten dieses gütige Anerbieten in so weit mit Dank, daß wir für heute davon Gebrauch zu machen versprachen, für die folgenden Tage aber uns zu weiter nichts verpflichteten. So weit ich den Charakter dieses Mannes aus einem näheren Umgange habe kennen lernen, so hat er sich mir immer sehr offen und redlich gezeigt. Auch bestätigen diese gute Meinung von ihm alle diejenigen, die ihn kennen, und die, entfernt von niedrigem Neide, der Wahrheit die Ehre geben. Wenigstens ging er schon in dem

Punkte sehr von der gewöhnlichen Verfahrungsart der russischen Großen ab, daß er sich nicht mit stolzer Selbstsucht den väterlichen, oder vorelterlichen Ruhm zueignete, um durch diesen erborgten Schimmer desto lebhafter zu glänzen. Die russischen Magnaten denken noch immer, daß sie alles das sind, was ihre Voreltern waren, wenn auch nicht mehr ein Fünkchen der alten Heldentugend in ihrer Brust lebt. Das that der Graf Romanzow nicht. Er ehrte die Verdienste seines Vaters, allein, er glaubte nicht, daß dieselben auf ihn zurückstrahlten! Er sprach vielmehr von sich und seinen Handlungen mit großer Bescheidenheit! Es ist auch leicht möglich, daß der Mann nie der Held wird, der sein Vater war; allein er bleibt bey alle dem ein sehr edler Mensch, und wirkt in seinem friedlichen Kreise unendlich viel Gutes. Reelle Wissenschaften besitzt er ebenfalls nicht; was er weiß, das ist sehr oberflächlich, und in seinem Kopfe scheint es ziemlich verworren auszusehen; allein, er kennt auch sein Unvermögen; er ist nicht stolz auf sein Wissen; er unterhält sich gern mit Gelehrten, und seine Urtheile fallen wenigstens nicht

ins Lächerliche. Er ist bescheiden, und ohne große Pretensionsucht; er nimmt gerne Belehrung und Zurechtweisung an, und pocht nicht auf seinen Adel und seine Würde, wenn man ihm widerspricht. Mit seinen Offizieren geht er auf einem sehr freundschaftlichen Fuße um; seine Untergebene behandelt er sehr menschenfreundlich. Die Einwohner der Stadt, die aus den verschiedenartigsten Nationen zusammengesetzt sind, lieben und ehren ihn; ein Beweis, daß er es Allen recht zu machen versteht. Für den geselligen Umgang hat er erstaunlich viel Sinn, und schließt keinen gebildeten Mann, weß Standes er immer seyn mag, von seinem Cirkel aus. Ich habe diesen Mann von verschiedenen andern Militairpersonen, die ihm ohne Zweifel an Redlichkeit und Herzensgüte weit nachstanden, sehr bitter tadeln hören; allein, was sie auch sagen mochten, so ist es offenbar, daß nur unerlaubter Neid oder Schmahsucht die Ursache dieses Tadelns war, und ich muß zur Ehre der Wahrheit gestehen, daß ich nichts von alle dem gefunden habe, was Andere so beleidigend an ihm ahndeten. Die Art, wie er mich Fremdling aufnahm, der ohne Em-

pfehlung sich in seinen Cirkel drängte, beweist mir seinen rechtschaffenen Charakter, und zwingt mich, sein Lob öffentlich bekannt zu machen. Ich bin ihm vielen Dank schuldig; denn er hat mir die wenigen Tage, die ich hier verlebte, sehr angenehm gemacht, und mich mit einer Auszeichnung behandelt, die ich von einem gewöhnlichen russischen Großen nicht erwarten konnte! Er besitzt in diesen Gegenden, und längs Wolhynien und der Ukraine hin, sehr große und weitläufige Güter, die er auf alle nur erdenkliche Weise zu verbessern und zu benutzen sucht. Mit wahrhaft väterlicher Gärlichkeit sorgt er für den vermehrten Wohlstand seiner Unterthanen, und, wenn er gleich die Leibeigenschaft auf seinen Gütern nicht aufheben darf, so hat er doch dieselbe wenigstens so gemildert, daß sie jetzt dem Unterthan gar nicht drückend ist. Auch bemerkt man gleich bey der flüchtigsten Uebersicht einen merklichen Unterschied in der Verwaltung seiner Güter. Schon von aussen fällt der Wohlstand der Einwohner ins Auge. Die Menschen sind fester, gesunder, ordentlicher in ihrem Betragen, menschlicher, und besser gekleidet, als die Unterthanen

aller übrigen Edelleute. Jedes seiner Dörfer zeichnet sich durch äußere Reinlichkeit und durch bessere festere Bauart der Wohnungen aus. Er zieht große Revenüen aus seinen Gütern, ohne daß sie den Unterthanen gerade sehr lästig fallen. Seine schönen und großen Forsten befinden sich in dem besten Zustande von der Welt, und wimmeln von allerhand edlem Wildprett, statt daß andere benachbarte Holzungen so gelichtet sind, daß man nur selten ein kleines Stück Wild darinn ansichtig wird. Einen großen Theil dieser Verbesserungen hat schon der verstorbene Feldmarschall angefangen; und sein Sohn setzt dieselbe nicht nur ununterbrochen fort, sondern er wendet auch alle seine Kräfte darauf, seine Güter so blühend als möglich zu machen. Seine Fahrzeuge, mit allerhand Arten von Getreide beladen, das in dieser morastigen Provinz in höchster Ueppigkeit gedeiht, gehen Jahr aus Jahr ein den Bugfluß hinab, bis nach Danzig, Elbing und Königsberg, und bringen wieder zurück, was den Bedarf jener Gegenden ausmacht. —

So wenig äußeres Ansehen auch die Stadt Brzesc hat, so, daß sie nicht einmal mit Grodno in Vergleich gestellt werden kann, so sehr bequem liegt sie doch für den Handel; und unter einer bessern Regierung hätte sie, vermöge ihrer vortheilhaften Lage, eine der ersten und reichsten Handelsstädte des polnischen Reichs werden können. Aber die Anarchie, die so viele Jahre das Land verwüstete, hat dem Aufkommen des Handels unendlich geschadet, und die vortheilhaftesten Umstände unbenuzt gelassen. Wichtige Projekte hat man freylich oft genug gemacht; einige Patrioten haben die nützlichsten Vorschläge gethan; aber sie sind nicht beachtet worden, und bey dem bloßen Projektiren ist es auch geblieben. An Ausführung eines möglichen Entwurfs ist niemals mit Ernst gedacht worden. Vor mehreren Jahren schlug der um sein Vaterland so wohl verdiente Graf Oginski den polnischen Magnaten die Vereinigung der Weichsel mit dem Dnepper, oder des schwarzen Meeres mit der Ostsee, vermöge des Bugflusses, vor. Er gab sich viele Mühe, der Reichsversammlung die Möglichkeit der Aus-

führung dieses Entwurfs zu beweisen, setzte weitläufig genug alle die Vortheile auseinander, die aus einer solchen Vereinigung der beyden Hauptströme für den in- und ausländischen Handel der Republik erwachsen müßten, und schloß am Ende mit einer Bilanz, wodurch er bewies, daß die Millionen des Kostenaufwandes durch den Gewinn weniger Jahre nothwendig ersetzt seyn müßten. Wirklich war dieser Entwurf vortreflich überdacht, und nichts weniger, als unausführbar. Der Bug nehmlich, ein schöner breiter und schifbarer Fluß, der dicht bey der Stadt Brzesc vorüber fließt, und hier ungefähr die Breite der Weichsel bey Danzig hat, entspringt bey dem Städtchen Dleczko im östereichischen Gallizien, wo er sich aus mehreren kleinen Flüssen sammelt, schon bey Christianopol schifbar wird, einen schönen fruchtreichen Theil der ehemaligen polnischen Provinzen durchströmt, und sich endlich einige Meilen unterhalb Warschau, bey der Stadt Wisegrad, mit der Weichsel vereinigt. Wenn man nun, vermöge eines Canals, den Bug mit dem Dneper verbunden hätte, so wäre dadurch das

schwarze Meer mit der Ostsee in Kommunikation gekommen, und die Vortheile für den Handel wären kaum zu berechnen gewesen. Allein O g i n s k y' s patriotischer Entwurf fand' mehr Widerspruch und Tadel, als Beyfall und Untersuchung; die Anarchie war zu groß; selbst die benachbarten Mächte, die doch einmal einen entscheidenden Einfluß in P o l e n s Angelegenheiten hatten, setzten sich vor der Hand, wahrscheinlich aus politischen Ursachen, diesem Unternehmen entgegen, und so scheiterte dieses treffliche Projekt.

Indessen haben die Einwohner von Brzesc noch immer bisher einen beträchtlichen Handel nach den preussischen Staaten, vorzüglich nach Danzig, mit Getreide, Holz, und andern überflüssigen Produkten ihrer Provinzen getrieben. Leider aber hat des Kaisers unerträgliche Handelsperre den Armen Leuten nun mehr diesen einträglichen Nahrungszweig entzissen, und sie klagen seitdem über eine täglich zunehmende Etokkung in allen Gewerben. Der Hauptstof der hiesigen Einwohner besteht aus Juden, die zum Theil sehr reich sind, weil ihnen jede Beschäfti-

gung ansteht, die nur Geld einbringt, und sie sich in ihrer Lebensart und Kleidung so armselig behelfen, daß man freylich nicht die reichen Leute unter ihnen vermuthen kann, die es wirklich giebt. Selbst bey dem übermäßigsten Gewinn fahren sie in ihren Klagen und Lamentationen fort; und wer sich daran kehrt, der ist im Stande, einen solchen Menschen, der in einer Ecke seiner Wohnung Tausende verscharrt hat, ein unbedeutendes Almosen zugeben. Ein großer Theil dieser Nation schmachtet aber auch wirklich in Armut; indessen muß man sich an das Aeußere nicht kehren; denn, wie gesagt, die reichern Gilden wohnen selten besser, und leben nicht reinlicher und ordentlicher, als die ärmern. Hier besitzen sie eine schöne und reiche Synagoge, die in ganz Polen und Ungarn berühmt ist, und wohin die studirende jüdische Jugend aus allen Orten hinzuströmt, um den Unterricht der Rabbinischen Weisheit zu vernehmen, und sich in der Schule dieser ehrwürdigen Altväter zu künftigen Rabbinen zu bilden. Die Männer, welche an dieser Synagoge die geheimen Lehren der Weisheit verkündigen, sind nach ihrer Art wirklich ge-

lehrt, und unterscheiden sich durch Kleidung und Lebensart sehr vortheilhaft vor den Uebrigen.

Unter andern wurde mir unter den Vorstehern dieser Synagoge ein Greis gerühmt, dessen weise Urtheile selbst Christen bewunderten! Nun will dieß freylich nicht viel sagen, wenn man bedenkt, daß die hiesigen Christen wenigstens um volle Hundert Jahre in der Aufklärung zurück sind; allein es machte mich denn doch begierig, den Wundermann kennen zu lernen. Ich näherte mich ihm also, wurde patriarchalisch aufgenommen, und fand wirklich an ihm einen Kopf, den ich unter diesem schmutzigen Volke, und in einem Lande, wie Polen, wahrlich nicht gesucht hätte. Er kannte Moses Mendelssohn, und andere philosophische Köpfe seiner Nation; er wußte viel von ihren Schriften zu erzählen, und beurtheilte sie mit ungemein richtiger Einsicht. Mit großem Scharfsinn sprach er über die Fehler und Vorurtheile seiner Nationalreligion; er gestand, daß viele Ceremonien derselben dem jezigen Zeitalter nicht mehr anpassend wären, daß man aber auch sehr unüberlegt handeln würde, wenn man dem alter. Körper ein modisches Kleid

anziehen wollte. Den Talmud kannte er von innen und aussen, und deklamirte mir mit edlem Feuer die erhabensten Stellen desselben her, wie er sie in der Unterredung bedurfte. Den Geist der Lehre Jesu hatte er sehr richtig aufgefaßt, und neuere philosophische Systeme waren ihm nicht fremde. Alles, was er darüber sagte, hatte das Gepräge des Selbstdenkens. Ohne Vorurtheil, ohne Vorliebe für seine Nationalreligion, redete er von der bessern und zweckmäßigeren Gottesverehrung, die durch Christum eingeführt war. Den Charakter des Moses beurtheilte er von einer ganz andern Seite, als ich ihn sonst von jüdischen Gelehrten hatte beurtheilen hören. Von Luthern meinte er, daß doch eigentlich Eigennuz die erste Veranlassung zu seinem Reformationseifer gegeben habe, indem er blos aus Aerger, daß der Gewinn des Ablasskrams nicht den Augustinern, sondern den Dominikanern überlassen wurde, sich zum Reformator aufgeworfen, und daß der Pabst, wenn er gescheut gewesen wäre, die ganze Reformation hätte verhindern können. Voltairen nannte er einen charakterlosen Schwärmer, der selbst

nicht recht gewußt habe, was er behaupten wollte. Seine Verdienste um die Aufklärung wollte er schlechterdings nicht gelten lassen: Dagegen war Rousseau das Ideal seiner Verehrung, das Muster eines wahren Philosophen, dessen Vorschriften über Menschenbildung man durchaus zum Grundbegrif der ganzen Erziehungswissenschaft legen sollte. Von Friedrich dem Großen sprach er mit besonderer Hochachtung. Er nannte ihn den König unter den Königen, den Mann, der allen großen Regenten zum Muster dienen müsse, der als Fürst einzig, als Philosoph groß genannt zu werden verdiene. Nur tadelte er seine wunderliche Vorliebe für Frankreichs ausgestoßene Charlatane, und seine unerklärliche Verachtung Deutscher Gelehrten. — Dieser edle Greis führte ein wahres patriarchalisches Leben. In seiner Wohnung herrschte die kunstlose Natur; aber alles war reinlich und sauber. Von den Albernheiten, die seine Nation gewöhnlich für Religionslehren annimmt, war er weit entfernt. Wenn ich ihn so im Cirkel seiner Kinder und Enkel sah, die er belehrte, und segnete, dann glaubte ich den

Vater Jacob wieder aufgelebt zu sehen, wie er in Canaan unter seinen Söhnen saß. Ganz insgeheim besaß er einen Schatz der besten und gemeinnützigsten Schriften deutscher und französischer Gelehrten, die er mit Eifer studirte, und am Rande mit Anmerkungen ausfüllte, welche den echten philosophischen Geist athmeten, der ihn beseelte. Er wurde von Niedern und Hohen gleich hochgeachtet, und die gebildetesten Edelleute der Gegend unterhielten sich mit ihm. — Ich wohnte auch einigemal dem öffentlichen Unterricht in der Synagoge bey, und ich muß gestehen, daß er mir sehr wohl gefiel. Freylich besizen die Lehrer nicht jene ausgebreiteten Kenntnisse, die dieser Greis besaß; doch bilden sie sich nach ihm, und thun nach ihren Kräften, was ihnen möglich ist, um der studirenden Jugend reinere Begriffe beyzubringen, und ihren Verstand von dem eingefogenen Wuste des Aberglaubens zu reinigen. — Die unbändigen Jesuitenjungen, die hier im Kloster Unterricht erhalten, kommen oft mit diesen jungen Leuten in Collision, und beleidigen sie oft auf eine hämische Weise. Dergleichen Ungezogenheiten sollte denn doch die städtische

Regierung strenge verbieten, und jene Buben mit Ernst bestrafen, die sich solche Infamitäten erlauben! —

Ausser den Juden haben hier die Deutschen, deren es jedoch nur Wenige giebt, das Haupthandelsmonopol mit den Waaren des Luxus und des Bedarfs an sich gerissen. Ihre Familien machen die sogenannten Honoratioren der Stadt aus, und leben auf einem ziemlich galanten Fuße. Indesß würden diese soi-disant Kaufleute in Deutschland den ehrlichen Nahmen der Krämer führen, statt daß sie hier als große Handelslichter glänzen. Ihre Waaren erhalten sie aus Königsberg, Elbing und Danzig, und schlagen dieselben wenigstens um die Hälfte theurer an, als sie ihnen selbst an Ort und Stelle kosten. Auch trifft es sich wohl mitunter, daß sie den Käufer zu prellen und ihm eine verlegene Waare statt einer guten unterzuschieben suchen. Bey dem Polen geht dieses sehr leicht an, theils, weil es ihm wirklich an Kunstkenntniß fehlt, um die Güte einer Sache gehörig zu untersuchen; theils, weil er

gewöhnlich zu unbesonnen ins Wesen hineinhandelt, gar nicht ordentlich nachsieht und sich ohne Umstände ein E für ein U machen läßt. Bey dem Russen fällt dergleichen Prellerey schon schwerer.

Die übrigen Einwohner dieser Stadt bestehen aus Polen und einigen Muhamedanern. Die Erstern sind größtentheils entweder Handwerker, oder Bauern. Einige von Adel ausgenommen, die ihre Güter in der Nähe haben und zuweilen auf eine Zeitlang die Stadt besuchen. Die wenigen Muhamedaner sind kleine Handelsleute, die einige der nothwendigsten levantischen Waaren in ihren unansehnlichen Boutiken feil bieten, und sie in kleinern Portionen verkaufen. Es sind gute, ehrliche Leute, die sehr einfach und still leben, und ihre Nationalsitten und Nationalkleidung beibehalten. Sie nehmen mit einem kleinen Gewinn fürlieb, sind dienstfertig und gastfrey, reinlich und sauber in ihrem Aeußern, und schlagen ihre weit bessern Waaren weit wohlfeiler an, als die Deutschen.

Uebrigens ist Brzesc, wie gesagt, weder groß noch schön; es ist eine gewöhnliche polnische Stadt, die alle die gewohnten Fehler und Mängel in einem weit höhern Grade zeigt. Die meisten Straßen sind ungepflastert, enge, und so schmutzig, daß man Mühe hat, sich durch den Koth durchzuschlagen. Die meisten Häuser sind von Holz zusammengeschlagen, und größtentheils ohne Schornsteine. Große Palläste, wie man doch sonst gewöhnlich in jeder polnischen Stadt antrifft, sucht man hier vergebens. Selbst der Ring, ein schöner großer und breiter Platz, hat nur ein paar ansehnliche Gebäude; die übrigen sind klein und verfallen. Auch der Graf Romaneczow bewohnt kein Haus, das ihm angemessen wäre; er muß sich mit einem kleinen engen Gebäude begnügen, das in einem Winkel versteckt liegt, und nur wenig Gelaß hat. Was die Stadt noch einigermaßen hebt, sind die Kirchen, woran sie keinen Mangel hat, und die zum Theil recht artig sind. Die schönste derselben ist die Jesuiterkirche, in der Fronte des Ringes, deren schöne Bau:

art diesen Platz einigermaßen verschönert. Sie ist geräumig und groß meistens im Viereck angelegt, erwartet aber noch ihre völlige Ausbildung. Innerhalb derselben flukt man noch hin und wieder daran; allein die Arbeit will nicht gedeihen, ohnerachtet es dem Convent nicht an Gelde fehlt. Einige Gemählde in den Altarblättern hatten ein schönes, sanftes Colorit, und schienen aus Meisterhänden gegangen zu seyn. Das Hochaltar stellte sich dem Auge als ein ehrwürdiges edles Monument dar, das man nicht ohne Empfindung betrachten konnte. Das ehrwürdige Dunkel, das in den Hallen dieses Tempels herrschte, verschönerte die Gegenstände. Neben der Kirche laufen die schönen, massiven Conventsgebäude hin, die von Lehrern und Schülern bewohnt werden, und groß und geräumig sind. Die Herren Geistlichen schienen hier in üppiger Sorglosigkeit zu leben, und sich um die Wissenschaften eben nicht sehr zu bekümmern. Die ihrem Unterricht anvertraute Jungen schienen meist wilde unbändige Ranzen zu seyn, die sich alle möglichen Pöbeleyen erlaubten

und schon frühzeitig die edlen Grundsätze einsegen, daß sie als adliche Herren auch adliche Vorrechte genöffen, und sich jezt zu recht methodischen Henkern ihrer Unterthanen qualifiziren müßten. —

In einigen ältern Geographien habe ich zuweilen die Stadt Brzesc als eine polnische Hauptfestung angegeben gefunden; selbst in der Schule erinnere ich mich davon gehört zu haben. Allein diese Meinung ist durchaus irrig. Brzesc ist allerdings, wie alle alten Städte, befestigt, das heißt, sie wird von einer Mauer eingeschlossen. Allein diese Mauer ist durch die Länge der Zeit so zerfallen, daß man sie überschreiten kann. Auch das sogenannte Felsenschloß, welches die eigentliche Beste vorstellte, auf einem ziemlich hohen Berge angelegt war, und die Stadt wirklich einigermaßen verteidigen konnte, ist schon längst wieder in seine alten Bestandtheile aufgelöst, und liegt jezt in Ruinen da. Von diesem Berge genießt man eine vortrefliche Aussicht über die ganze

Fläche des ebenen und zum Theil morastigen Landes. Aus grauer Ferne erheben sich im Süden, gleich dunkeln Wolken, die gallicischen und karpatischen Gebürgsketten, die in unabsehbarer Weite hinlaufen. So entfernt auch noch diese Gebirge sind, so wird man sie doch schon mit bloßen Augen ansichtig. Unweit dem Fuße dieses Felsens strömen die Krystallhellen Wasser des Bug, dessen Lauf man Meilenweit verfolgen kann. Dieser Fluß ist mit Fahrzeugen bedeckt, die auf seinem Rücken auf und niederschweben. Ueber den Bug selbst, der zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt vorbeyströmt, führt eine schöne und feste Brücke, welche aufgezogen werden kann. An den Ufern dieses Flusses herrscht die größte und ausgebreiteste Thätigkeit; besonders wird hier eine Menge von Holz bearbeitet. Hier fand ich, was ich noch auf der ganzen Reise nicht gefunden hatte, zwey schwimmende Wassermühlen, die eine recht artige Ansicht gewährten, und sehr gut eingerichtet waren.

In dieser Gegend stoßen, seit der gänzlichen Zerstückelung Polens, die Grenzen der drey vereinigten Mächte zusammen, und bilden eine Art von Triangel. Das Oestreichische ist ganz nahe, und man darf nur einige hundert Schritte vor der Stadt auf einem über einen Morast geführten und mit Bäumen bepflanzten Damm fortgehen, so hat man dieselbe erreicht. Man kommt dann sogleich in eine ordentliche Stadt, Namens Theresepol, die ehemals eine Vorstadt von Brzesc ausgemacht hat. Die preußische Grenze ist noch ungefähr zwei Meilen entfernt. Oestreich und Rußland sind hier nur durch einen Morast getrennt, über den eine Brücke führt. Auf der einen Seite dieser Brücke steht die russische, auf der andern die kaiserliche Schildwache. Hier sahe ich die ersten österreichischen Soldaten; ich hatte aber eben nicht viel Freude daran. Sie bestanden aus einer einzigen Compagnie alter abgelebter, invaliden Ungarn, die weder deutsch noch russisch, noch polnisch verstanden. Der Herr Oberlieutenant, der sie

kommandirte, war ein echter Kaiserlicher, der die Lutheraner für keine Menschen hielt, und die Franzosen blos Hundsfötter und Königsmörder nannte. Mit diesem närrischen Patrioten, der alles schön fand, was sein Kaiser that, habe ich mir manchen Spaß gemacht. Oft brachte ich ihn durch meinen Widerspruch so in Hitze, daß er mir das Erste, Beste, was im Wege lag, an den Kopf warf. Gewöhnlich räumte ich daher erst sorgfältig alles weg, ehe ich das Gespräch in Gang brachte. So böse er denn aber auch war, so bat er mich doch jedesmal beim Abschiednehmen sehr dringend um ein baldiges Wiederkommen. — Tereopol, an sich, war ein artiges Städtchen, das aus einer einzigen geraden und breiten Straße bestand; die Häuser waren zwar meistens von Holz, aber ziemlich modern gebaut, und hatten einen sehr erfreulichen Anstrich. Viele Gebäude waren erst in Werden und wurden massiv aufgeführt. Juden und Deutsche wohnten darin, die alle in einem ziemlichem Wohlstande zu leben schienen, ohner-

achtet dieses Städtchen nichts als einen kleinen Landhandel hat. Der Wein war hier weit wohlfeiler und besser, als drüben in Brzesc wo auf die Einfuhr desselben ein enormer Impost gelegt war, und die Kaufleute ihn noch überdem ansehnlich verfälschten. In Theresopol trank ich delikaten ungarischen Ausbruch um einen eben so wohlfeilen Preis, als ich in Brzesc gewöhnlichen französischen Wein getrunken hatte.

Nach einem achttägigen frohen Aufenthalte in dieser Stadt, setzten wir unsern Marsch südlicher noch Bollandynien fort. Die Gegend ward wieder angenehmer; Anhöhen wechselten mit schön beholzten Thälern ab; fruchtbare Felder lagen uns zur Seite; aber der Weg blieb immer ungebahnt; mitunter geriethen wir denn noch wieder in einen Morast, aus dem wir Mühe hatten, hinauszukommen; oder, wir mußten über Meilenlange Knüppeldämme, die uns so zusammenstauchten, daß wir mit Mühe und Noth unsere Knochen ganz behielten.

Auf dem ganzen Wege begegneten uns eine Menge russischer Caravanen, die ihre Produkte theils nach der Türkei, theils nach Preußen und Deutschland verführten. Der größte Theil ihrer Waaren bestand aus Talg, gegossenen Lichtern, Honig, Zusten und Pelzwerk. Jedem ihrer Wagen hatten sie zwey, höchstens vier meistens, stattliche Pferde vorgespannt; die Leute wanderten entweder beyher, oder schiefen, der Länge nach, auf dem Wagen ausgestreckt, indeß die Pferde den gewohnten Trott fortgingen, und nie aus dem Gleise wichen. Sie grüßten uns sehr freundlich, unterhielten sich auch wohl eine Weile mit uns, wenn nemlich der Weg so breit war, daß zwey Wagen neben einander fortfahren konnten. Im entgegengesetzten Fall aber hielt die Caravane auf einer etwas breiten Stelle an, und ließ uns vorbeifahren. Ein solcher Zug bestand oft aus Hundert, und mehreren Wagen, die eine unabsehbare Strecke des Weges ausfüllten. Diese Leute wandern beynahe durch ganz Europa, und bleiben oft drey und mehrere Jahre von

ihrer Heymath und von ihrer Familie entfernt. An Orten, wo sie ihre Waaren absetzen, kaufen sie andere wieder ein, die sie denn in andere Gegenden wieder hinbringen, wo sie davon Gewinn zu erhalten hoffen. So geht es rastlos fort, bis einige hundert Rubel gewonnen sind; dann verkaufen sie noch zuletzt Wagen und Pferde, und wandern, selbst wenn sie sechs- bis achthundert Meilen von ihrer Heymath entfernt sind, zu Fuße nach Hause, wo sie sich denn eine Zeitlang ausruhen, und sodann wieder eine neue Fahrt unternehmen.

So ist das Leben dieser Leute fast eine ewige Wanderschaft, und gewiß bringen sie drey Viertheile ihres Daseyns entfernt von ihrer Heymath zu. Auf ihrer Reise leben sie patriarchalisch einfach, aber auch eben deshalb äußerst schmutzig. Alle ihre Speisen stinken nach Zwiebeln und Knoblauch; ein Geruch, der so durchdringend ist, daß er sich sogar über den ganzen Weg verbreitet, den sie gezogen sind. Wenn sie Fett zu ihren Speisen brauchen, so

nehmen sie ein Stück Talg, oder ein Licht, und tunken es so lange ein, bis es abgeschmolzen ist. Pilze und Erdschwämme, selbst die ungesundesten, gelten ihnen als Leckerbissen Brandtwein genießen sie im großen Ueberfluß, und dieß ist das einzige Bedarf, auf dessen Befriedigung sie etwas verwenden. Selbst bey der rauhesten Jahreszeit kehren sie des Nachts selten in ein Wirtshaus ein, größtentheils lagern sie sich auf freyem Felde, und schlafen entweder unter oder auf ihrem Wagen. Gegen Fremde sind sie äußerst dienstwillig und gefällig; charoscho, batuschka, charoscho! — Gut Väterchen, gut!“ — ist ihre gewöhnliche Antwort, wenn man sie um etwas bittet. Für eine Dienstleistung foder sie nie etwas ab, das würden sie sich zur Sünde anrechnen; aber wenn man ihnen freywillig einige Copeken anbietet, so küssen sie Hände und Füße dafür.

Man will behaupten daß diese Leute die Landstraßen in Polen unsicher machen, den Reisenden anfallen, und sogar morden, wenn

sie nicht gutwillig erhalten, was sie von ihm fordern. Nach den aufgeschütteten Holzhaufen zu urtheilen, die, wie es in Polen Sitte ist, die Stelle, wo eine Mordthat geschehen, bezeichnen, müssen dergleichen Anfälle nichts seltnes seyn. Aber, ob man sie gerade dem russischen Caravanenvolke Schuld geben soll, das ist eine andere Frage. Ich wenigstens bin doch so ziemlich diese Gegenden durchstrichen, bin auf eine Menge dieser Leute gestoßen, selbst auf gefährlichen Stellen, wo, wenn sie hätten morden wollen, kein Mensch nach uns gefragt hätte; allein, nie habe ich diese Menschen anders als freundlich und gefällig gefunden, nie habe ich etwas erfahren, was einen solchen Verdacht rechtfertigen könnte. Ich bin daher sehr geneigt, die Schuld dieser Mordthaten eher den Juden und Corallen, d. h. herumstreifenden Gebürgsbewohnern, zuzueignen. Wenigstens ist es bekannt genug, daß man sich besonders in diesen Gegenden, und nach der Ukraine hin, vor den jüdischen Wirthsleuten in Acht zu nehmen hat, die schon so manchen armen Reisen-

den des Nachts überfallen, gemordet, und verscharrt haben.

Uebrigens ist mir der fromme Gebrauch der Polen, den Ort einer geschehenen Mordthat durch aufgeschüttete Holzhaufen zu bezeichnen, sehr angenehm aufgefallen, besonders, seitdem ich bemerkt habe, daß auch vornehme Reisende, ja selbst Damen diesen Gebrauch beybehalten, und mit edler Kühlung ein Stückchen Holz hinzutragen, wodurch denn am Ende der Haufen eine ansehnliche Höhe und Umfang erhält. Niemand würde es auch wagen, von diesen geweihten Plätzen ein Stück wieder herabzunehmen; selbst bey der Gefahr des Erfrierens bleiben ihm diese Haufen heilig. Zuweilen sahe ich auch wohl einen andächtigen Bauer vor diesen Plätzen knien, und dem armen Ermordeten sein freundschaftliches Todtenopfer darbringen. Ich muß gestehen, diese fromme herzliche Einfalt bewegte mich innig, und weder ich, noch mein Gefährte, waren im Stande, über solchen Wahnglauben zu spötteln, wie vielleicht mancher Witzling gethan haben würde. Wir waren vielmehr fest überzeugt, daß diese einfältigen Todtenopfer vielleicht einen

weit größern Nutzen bewirken möchten, als jene Monumente der Gerechtigkeit, die wohl Schauern und Entsetzen, aber kein frommes heiliges Gefühl zu bewirken im Stande sind.

Man sage, was man wili; aber ich halte dafür, daß alle barbarischen Strafen jenen lehrreichen Endzweck nicht haben, den man sich davon verspricht. Ein halb vermodertes Gerippe am Galgen, ein von Raben zerfressener Körper auf dem Rade, ist freylich ein sehr schaudervoller Anblick; aber, er bessert den Bösen nicht! der gewöhnliche Mensch geht kalt dabey vorüber! er wird des Anblicks nach und nach gewohnt, und denkt am Ende nichts dabey! Wenn ihn auch zum Erstenmal ein geheimer Schauer überfällt, so ist derselbe verschwunden, sobald er den Gegenstand, der denselben bewirkte, hinter sich hat. Zum zweytenmal ist dieser Schauer schon geringer, zum Dritten und folgendenmale löst sich derselbe endlich in gänzliche Empfindungslosigkeit auf, und er kann nun wohl darüber spötteln, und sogar seinen Witz an dem ehemaligen Gegenstande seines Schreckens auslassen. Der Gedanke: „sieh dahin kannst du auch kommen, wenn du deine Le-

bensart nicht änderst, wenn du nicht ein anderer besserer Mensch wirst" — dieser heilsame Gedanke kommt wahrlich nie, oder wenigstens bey Tausenden, die vorübergehen, kaum Einem in den Sinn; aber, auch selbst dieser Eine wird durch die flüchtige gute Erinnerung noch nicht gebessert; so schnell sie entstand, so schnell verschwindet sie auch wieder, sobald der Gegenstand aus den Augen gerückt ist; und er geht hin und handelt, wie er es gewohnt war. Es ist daher, meines Erachtens, ein ganz falscher Satz, wenn man durch solche öffentliche aufgestellte Denkmäler menschlicher Gerechtigkeit zu bessern oder zu belehren glaubt. Sie sind im Grunde mehr schädlich als nützlich. Dem Verbrecher selbst erschweren sie den ohnehin so sauern Gang zum Tode, und vernichten einen großen Theil seiner Reue, da ihn noch immer der Gedanke ängstigt, daß er auch noch nach seinem Tode als Scheusaal da liegt, und, unbegraben, langsam von Raben und andern Raubvögeln verzehrt wird. Dem Lebenden verpesten sie die Luft, die er einathmet, und nutzen ihm höchstens zum Gegenstande eines Gesprächs, worin er mit wahrer Eiskälte die

Geschichte des Verbrechers erzählt, und allenfalls seine witzigen Reflexionen darüber macht. Der vollendete Bösewicht, der gewöhnlich bey allen seinem Thun und Handeln einen, wenn auch dunkeln Begriff von unvermeidlicher Vorherbestimmung voraussetzt, wird dadurch nicht zurückgeleitet von dem Wege des Verderbens. Dem gebildeten, bessern Menschen erwecken diese Monumente nun gar nichts weiter, als Ekel und Abscheu, höchstens Mitleid mit dem Elenden, welcher der kalten Gerechtigkeit in die Arme fiel, die weit grausamer richtet als Gott! — Es ist hier nicht der Ort, dieses alles weitläuftiger auseinander zu setzen; nur glaube ich: es gäbe wohl noch andere Mittel, den Bösen zu bessern, und den Guten in seinen edlen Vorsätzen zu stärken, als jene schaudervollen Denkmale. Galgen und Rad, welche wohl, nach meiner Meinung, mehr einen Beweis von echt mosaischer Grausamkeit, als von christlicher Gerechtigkeitsliebe geben! — Prediger und Volkslehrer, wenn sie mit Ernst thun möchten, was ihnen obliegt, könnten so manche Bosheit verhindern, so manchen Irre gehenden wieder auf den rechten Weg führen, und

nach und nach eine bessere Menschheit bilden! Freylich aber müßten sie dabey thätiger zu Werke gehen, als es ihr jeziger alltäglicher Schlendrian erlaubt; freylich müßten sie die Religion nicht mehr als Materie zum Wunderkram, sondern als Stoff zur Lebensweisheit benutzen; freylich müßten sie die unermüdeten sanftmüthigen Führer der Irrenden werden, und nicht gegen jeden Fehltritt gleich den Donner des mosaischen Gesetzes abschießen; — denn, durch Schrecken und Drohungen wird selten jemand gebessert; die Hölle hat ihren Einfluß verlohren; Ueberzeugung, sanftmüthige Zurechtweisung — die ist es, welche mehr wirkt, als alle Donner des Gesetzes. Dabey müßten sich aber auch die Prediger um frühere Bildung der Jugend bekümmern, müßten die Erziehung der Kinder nicht sorglos den eingeschränkten Fähigkeiten der Schullehrer überlassen, müßten selbst thätig zu Werke gehen, unermüdet nachhelfen, wo etwas fehlt, dem Lehrer seine Handlungsweise bestimmt vorzeichnen, wenn es ihm an Kopf gebricht, einen eigenen vernünftigen Weg zu gehen, und dann dafür sorgen, daß in dieser angewiesenen Hand-

lungsweise nichts verhudelt, nichts verkrüppelt  
 werde. — Aber nicht die Prediger allein, auch  
 der Staat müßte das Seinige bey einer sol-  
 chen Beredlung des Menschengeschlechts thun.  
 Er müßte Männer von Kopf an die Spitze der  
 Jugend stellen, und ihnen einen Gehalt anwei-  
 sen, der sie über die drückenden Nahrungsorgen  
 erhebt, und sie vor dem Verhungern schützt; er  
 müßte würdige Lehrer durch Belohnungen auf-  
 muntern, und diesen Stand zu derjenigen Ach-  
 tung in der bürgerlichen Gesellschaft erheben, auf  
 welche er, vermöge des unendlichen Nutzens, den  
 er stiftet, gegründeten Anspruch machen kann.  
 Er müßte Seminarien einrichten, in welchen  
 künftige Volkslehrer gebildet, und zu ihrer großen  
 Bestimmung geschickt gemacht werden. Er müß-  
 te die abscheulichen Winkelschulen, diese wahren  
 Gelegenheitsmacher menschlicher Verschlimmerung  
 schlechterdings ausrotten, nur öffentliche  
 Anstalten dulden, oder wenigstens solche, an  
 deren Spitze ein Mann, und kein Weib steht.  
 Er müßte alle die *cara mamas*, die Frau  
 Mühmchen, Mannsfells, und wie dergleichen  
 Kupplerinnen sich weiter nennen, die ihren Zög-

lingen entweder ganz verkehrte, oder auch wohl gar lasterhafte Begriffe beybringen, aus ihrem unbefugten Wirkungskreise hinausweisen, und ihnen Arbeiten anzeigen, deren sie gewachsen sind. Er müßte die Armenschulen besser und zweckmäßiger einrichten, und nicht einen Mann dabey ansetzen, der selbst kopflos, nur für Vorurtheil und Thorheiten aller Art Sinn hat, keine vernünftige Lehrart befolgt, das Lesen und die zehn Gebote mit dem Babel einbläut, und nun Wunder glaubt, wie nützlich er gewesen ist. Der Fond für dergleichen Anstalten müßte größer seyn, damit ein edler, um die Verbesserung des Menschengeschlechts patriotisch besorgter Mann, ein solches Amt übernehmen, und sich ohne Nahrungssorgen ganz seinem großen Geschäfte widmen könnte. Ich halte dafür, daß dieß der einzig mögliche Weg wäre, um endlich bessere, tugendhaftere Menschen zu bilden, um nach und nach Bosheit und Verderben auszurotten, wenigstens einzuschränken, und dann würden auch hoffentlich alle jene schaudervolle Monumente ehemaligen Herzens und Sittenverderbs endlich niedergerissen werden können, die man noch jetzt zur

Ehnde der Menschheit in allen Ländern des gebildeten philosophischen Europas antrifft! —

Immerhin halte man meine hier geäußerte Meinung, die ich noch Bogenlang ausführen könnte, wenn hier der Ort wäre, davon anders als oberflächlich zu reden, für einen philosophischen Traum. Ach, der Traum ist so süß, und viele gute patriotische Menschen haben ihn schon geträumt! Sollte nicht endlich einmal die Zeit kommen, daß wir sagen könnten: Gottlob er ist realisirt worden!? Freund, laß uns immer dieser bessern Menschenwelt entgegen hoffen! Von Jahr zu Jahr hört man ja doch schon, wenigstens in unserm gebildetesten Staaten, von dergleichen Unthaten weniger; von Jahr zu Jahr denkt und handelt man ja schon für eine zweckmäßigere Bildung der Jugend, und unsre Fürsten machen es sich ja, gottlob! schon zu einer ihrer Hauptpflichten, für eine bessere Unterweisung der künftigen Menschenwelt zu sorgen, als es der bisherige, vorurtheilsvolle Ehlendrian mit sich brachte! Wir kennen ja schon Männer, aus deren sorgfältig geheaten Pflanzung schöne fruchtreiche Bäume hervorgegangen sind. Wenn

auch noch nicht alles ist, wie es seyn sollte; wenn auch tausend und tausend und aber tausend Hindernisse sich in den Weg stellen, je nun, sie werden doch am Ende alle besiegt werden! Zeigt sich, welches nicht zu läugnen ist, in unserer gegenwärtigen Generation physisches und moralisches Eittenverderb ausgebreiteter, als vielleicht jemals, so kann doch wenigstens nach einigen Generationen eine große Beredlung mit dem Menschengeschlechte vorgenommen werden! Wir freylich werden die frohe Epoche des bessern Lichts nicht erleben; ein Umstand, der an sich sehr traurig ist, aber hoffentlich werden doch unsre Enkel in diesem neuen Lichte wandeln, und sich des schönen Traums ihrer Voreltern freuen, der doch endlich, endlich einmal verwirklicht werden muß! Dann wird hoffentlich jene Zeit da seyn, die Christus, dieser unsterbliche Mensch, im prophetischem Geiste voraussah, wo auf der ganzen Erde ein Hirte und eine Heerde lebt! — O Gott, gieb uns doch einmal deinen Himmel auf Erden! Laß doch das Paradies der Tugend unter uns aufblühen, und uns einladen zu seinen schönen Freuden! Lehre doch die Für-

sten menschlich strafen, und dagegen väterlich sorgen für die Ausrottung der Bosheit! Gieb uns doch gute redliche Männer an die Spitze der Regierung, die sie für die Beredlung des Menschengeschlechts haben! Gieb uns doch Volkslehrer, die den wahren Geist der Religion Jesu kennen, den altheidnischen Wunderkram dahin gestellt seyn lassen, und dagegen durch ihre Vorträge, so wie durch Leben und Wandel, moralisch gute Menschen bilden! Laß doch endlich die Zeit erscheinen, welche gute Menschen aller Jahrhunderte sich träumten, die Zeit, wo Tugend und Seeligkeit unter den Menschen wohnen, wo Fürsten und Unterthanen mit einander leben, nur eine höhere Tugend, Achtung und Vorrecht erzwingt, und nur das allgemeine Wohl Fürst und Bürger an einander fettet!

Für diese lange Abschweifung erwarte ich keinen Tadel, und bedarf also auch keiner Entschuldigung! Die Gelegenheit dazu war so natürlich und es ist mein sehnlicher Wunsch, ganz in der Stille zu nutzen, das Gute zu befördern, und auf die Mängel unserer Tage aufmerksam zu machen! — Wer mit mir für Menschen-

wohl warm und herzlich fühlt, der wird meine hier skizzirte Meinung sich weiter ausbilden, und meinen schönen Traum, wenn er auch allenfalls, welches doch nicht zu erwarten steht, immer und ewig Traum bleiben sollte, angenehm und erfreulich finden! — — Uebrigens scheinen mir die in Polen aufgeschütteten Holzhaufen, die den Platz einer Mordthat bezeichnen, schon von ältern Zeiten herzurühren, wie ihre nach und nach angewachsene Höhe beweist. Kleinere, oder frisch angelegte Holzhaufen habe ich bis jezt noch nicht bemerkt, so sehr ich auch darnach mich umgesehen habe, welches wenigstens einen Beweis giebt, daß dergleichen Attentate, auch in dem so verrufenen Polen weniger werden. Wären keine Juden hier, die zuweilen, um Geld zu gewinnen, ihre natürliche Furchtsamkeit verleugnen, und, wenn es ohne Gefahr vor Verantwortung angeht, auch allenfalls worden; trieben sich nicht hin und wieder einige Corallen, Bewohner der benachbarten Karpathen und der Nebengebürge, herum, die eben auch nicht sehr gewissenhaft sind; und machten nicht endlich herumstreifende Banden von Zigeunern, die

Landstraße einigermaßen unsicher, die zuweilen, jedoch äußerst selten und nur im Fall der Noth, einen Nord eben nicht so genau nehmen, so reise man vielleicht in keinem Lande gefahrloser, als in Polen.

Da mich eben die Gelegenheit auf die Zigeuner führt, die, wie gesagt, hier Hordenweise im Lande herumtreiben, so erlaube mir, ein paar Worte über diese wunderlichen Leute zu sagen. Dieses Nomadenvolk wird am häufigsten im westlichen Asien, und im nördlichen Afrika angetroffen, von woher sie von Zeit zu Zeit Streifereyen nach Europa gemacht haben. Einige Horden trennten sich nach und nach von dem großen Haufen, und blieben hier zurück, wo sie sich in den unbebauten und waldigten Gegenden von Polen, Ungarn, der Türkei und Spanien herumtreiben, und noch bis diesen Augenblick daselbst in großer Menge anzutreffen sind. In Deutschland erschienen sie zuerst im Jahr 1417, unter einem Anführer, der sich der Wohlgebohrne Herr Johann, Freygraf aus Nubien, nannte. Damals gaben sie vor: sie kämen aus Egypten,

müßten in der Welt umherirren, und wären verdammt, nirgends eine bleibende Stätte zu finden, weil ihre Voreltern Christum und seiner Mutter, bey ihrer Flucht nach Egypten, vor des Königs Herodes Verfolgungsmuth, in ihren Wohnungen keine Zuflucht und Aufnahme hatten gestatten wollen. Damals habe Maria den Fluch über sie ausgesprochen, und der verfolge sie bis diesen Augenblick, so, daß sie unstät und flüchtig durch die ganze Erde ziehen müßten. — Ob dieses Vorgeben Schwärmerey oder Betrug war, läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht erhielten sie wirklich unter sich eine alte Sage von einer solchen allgemeinen Verfluchung, vielleicht aber wollten sie durch dieses Vorgeben nichts weiter als einen gewissen politischen Endzweck ausführen. Wo sie eigentlich herkamen, darüber lag man lange mit einander im Streite. Bald hielt man Persien für ihr Vaterland, bald Mesopotamien, bald Abyssinien. Eine Zeitlang galt die allgemeine Meinung, daß sie Abkömmlinge der Juden wären, die sich bey der allgemeinen Verfolgung, welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts über

dieses Volk ergieng, in Wüsten und Einöden ge-  
 flüchtet, sich daselbst so lange versteckt gehalten  
 hätten, und jetzt wieder zum Vorschein gekom-  
 men wären. Allein, auch diese Hypothese fand  
 bald ihre Gegner, und nun nahm man endlich  
 an, daß Indien das Vaterland dieses Volks  
 seyn müste, welches man aus der Ähnlichkeit  
 ihrer Sprache mit der Indostanischen zu beweisen  
 suchte. Diese Meinung ist denn auch bis jetzt  
 als die wahrscheinlichste beygehalten worden.  
 Nach derselben gehörten sie zu der niedrigsten und  
 verächtlichsten Klasse unter den Indianern, viel-  
 leicht gar zu den Parias, diesen verabscheuten  
 Menschen, und wurden von den höhern Kasten,  
 besonders von den Braminen, so grausam  
 und unmenschlich behandelt, daß sie endlich der  
 langen Bedrückung müde, ihr Vaterland verlies-  
 sen, und in der Welt herumstreiften. Wer weiß,  
 wie lange sie schon aus ihrem Vaterlande ver-  
 bannt waren, wer weiß, wie lange sie schon die-  
 ses wandernde Nomadenleben führten, und wel-  
 che Gegenden der Erde sie schon durchstrichen hat-  
 ten, ehe ihre Urenkel europäischen Boden betra-  
 ten. Durch A s i e n nach E g y p t e n sind wohl

ihre ersten Züge gegangen, und von da erreichten sie endlich Europas Grenzen. Ein großer Theil von ihnen blieb wahrscheinlich zurück; ein anderer hingegen behauptete sich in Spanien, Italien, der Türkei, Ungarn und Polen. — Woher sie ihren Namen Zigeuner haben, weiß ich nicht mit Gewißheit zu bestimmen.

Diese Leute führen ein Nomadenleben und wandern aus einer Gegend in die andere, ohne sich eben mit großem Gepäck zu belästigen. Gewöhnlich leben sie Familienweise zusammen; man trifft sie auch zuweilen einzeln. Ordentliche Wohnungen besitzen sie sehr selten, und, wenn das ist, so sind dieselben doch in Wäldern versteckt, und von den übrigen Menschen abgesondert. Ihr Lieblingsaufenthalt ist unter der Erde, wo sie sich, den Maulwürfen gleich, eingraben, und ordentliche geräumige unterirdische Höhlen anlegen. Den Eingang verwahren sie durch künstlich verflochtnes Gesträuch, das zugleich das Eindringen der scharfen Luft verhüten soll. Sie haben oft mehrere Höhlen, die in einander laufen, doch sind die übrigen, worinn sie ihre

gestohlenen und erbettelten Kostbarkeiten aufbewahren, nicht so geräumig, noch so hoch, als das eigentliche Wohnzimmer. Sie schlafen ohne Decke, oder sonstige Bequemlichkeit, auf dem bloßen Boden, und unterhalten in der Mitte ihres Lochs ein großes Feuer, woran sie sich erwärmen, und ihre Speisen kochen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus Wurzelwerk, Kräutern, Fischen, oder was sie sonst habhaft werden können, das sie ohne große und künstliche Zubereitung verzehren. Den Rauch, der einen ungewohnten Menschen blind machen würde, können sie ohne widerliche Empfindung ertragen, und gegen eine erstickende Dampfhize, die in ihren Löchern herrscht, sind sie eben so unempfindlich, als gegen eine erstarrende Kälte. Sie besitzen alles gemeinschaftlich, bilden gleichsam unter sich eine Art von spartanischer Republik, und erkennen keinen Oberherrn über sich, als höchstens den Familienvater. Soviel es ihnen möglich ist, richten sie sich nach den Sitten und Gebräuchen des Landes, in dem sie leben, nehmen auch die übliche Nationalkleidung an, und bekennen sich zur herrschenden Landesreligion.

In der Kirche beweisen sie sich sehr andächtig, ohnerachtet sie wenig oder gar nichts von dem Wesen des Gottesdienstes verstehen, und nichts eigentlich davon, als die gewöhnlichen Ceremonien kennen. In ihren Sitten sind sie äußerst wild und roh, und wissen nicht das Geringste von Cultur. Ihre Kinder gehen nackend, und selbst ihre erwachsenen Mädchen und Jünglinge haben nur eine sehr leichte Bedeckung. Sie vermischen sich selten mit andern Nationen, sondern heyrathen gewöhnlich in ihren Familien fort. Ihr Nahrungserwerb dehat sich in verschiedene Zweige aus. Bald sieht man sie als eine Bande wandernder Comödianten umherziehen, die durch ganz eigne komische Stellungen im Tanze, oder auch durch Puppenspiele ihr niedres Publikum belustigen. Bald zeigen sie sich als reisende Virtuosen, die in jedem Bauerkrüge für weniges Geld ihr Talent zum Besten geben. Bald fallen sie als Wahrsager den Reisenden zientlich unverschämt an, fodern ihn auf ihre Kunst zu erproben, und verkündigen ihn, aus den Lineamenten der Hand, allerley zukünftige Dinge, oder lassen sich auch die Uebung ihrer geprie-

fenen Kunst, durch ein kleines unbedeutendes freywilliges Geschenk, abkaufen. Bald verdingen sich Männer und Weiber zu allerhand Arbeiten, namentlich zum Dreschen, zum Hüten der Thiere, zum Strumpffstricken, Flachsbrechen, Wolle spinnen, und dergleichen. Bald sind sie äußerst gewandte und listige Diebe, die durch allerhand Kunststücke den Bauer zu bestehlen wissen. Bald, jedoch äußerst selten, und nur im höchsten Fall der Noth, zeigen sie sich auch als Straßenträuber, und morden sogar, wenn sie nicht anders können, wobey sie aber immer sehr furchtsam zu Werke gehen. Sie sind von festem, gewandten Körperbau, braungelbem Gesicht, schwarzem feurigem Auge, und lockigtem Haare von der nehmlichen Farbe. Junge Mädchen und Weiber haben eben keine schöne und feine, aber doch immer eine gesunde, und ziemlich auffallende Gesichtsbildung. Ihre Züge sind gewöhnlich sehr regelmäsig, ihr Blick feurig und einladend, ihr Busen voll und rund. Die Sinnlichkeit kann bey ihnen befriedigt werden, wenn man sich über einen natürlichen Ekel wegsetzt; ihr lüsterer, wollustreicher Anzug fällt sehr auf. In ihrer

Wahl sind sie eben nicht delikate; wer sie bezahlt, der hat sie. Ich kenne mehrere Wollüstlinge, welche junge Zigeunermädchen ihren Müttern abhandeln, und sie zu ihrem künftigen Bedarf erziehen. Den Zigeunern ist alles feil, selbst ihre Kinder. Man hat diese Leute in einigen Ländern sehr grausam verfolgt, und verschiedene Fürsten sind gegen diese Unglücklichen mit unerhörter Barbarey verfahren. Andere hingegen haben sie in Schutz genommen, und sie durch allmähliche Annäherung an ihre übrigen Unterthanen zu nützlichen Staatsbürgern umzuschaffen gesucht. In Polen hat man weder das Eine noch das Andere gethan, sondern man hat sie bloß geduldet, und sich übrigens wenig darum bekümmert, ob und wie sie lebten. Der polnischen Regierung wegen hätten sie mit Blut die Landstraße düngen können, ohne Verantwortung oder Ahndung zu befürchten. Bey dem gemeinen Manne stehen sie hier, ihres Wahrsagens wegen, in sehr hoher Achtung. Ihre Vorherverkündigungen gelten ihm für Orakelsprüche, und er besucht den Zigeuner, wenn er in dringender Angst, wegen der Zukunft ist, der ihm

denn für das armselige Geschenk, was ihm der Arme nach seinen Kräften machen kann, listig genug durch allerhand doppelsinnige Tröstungen, zu beruhigen weiß. Auch der größte Theil des polnischen Adels ist von diesem Volkswahn nicht frey, und sieht es recht gern, wenn sich Zigeuner auf seinen Gütern aufhalten, die er im Nothfall um Rath fragen kann. Demohns erachtet leben doch die Zigeuner hier in Polen, unter allen andern Ländern, wo sie sich aufhalten, am armseligsten. Sie gehen deshalb auch gewöhnlich sehr zerlumpt, obgleich sie mit allen ihren Brüdern und Schwestern eine große Neigung zum Puzze gemein haben, und sich auch oft, auf eine sehr auffallende Art, mit allerhand seidnen Lumpen behängen. Ihre Anzahl für Polen und Litthauen kann ich nicht angeben, sie ist aber unbeträchtlicher als die Zahl derjenigen ihrer Brüder, welche in Ungarn, in Spanien, und in den türkischen Provinzen herumstreifen, wo sie am häufigsten angetroffen werden. Uebrigens behauptet man von ihnen, daß sie in Gemeinschaft der Weiber

leben, und keine ordentliche gesetzmäßige Ehen unter sich eingeführt haben. —

Sobald man das morastige Polesien hinter sich hat, und in B o l l h y n i e n eintritt, so bemerkt man sogleich eine auffallende Veränderung. Die Gegend wird ebner und ofner, die Felder fruchtreicher, das Clima heißer, die Menschen fester, gesünder, nervigter, und von edlerer Gestalt. Diese Provinz ist äußerst fruchtbar, und reich gesegnet an Gütern der Natur. Hülfen die Menschen der Natur etwas nach, so müßte das Land eins der reichsten und schönsten auf Gottes Erde seyn. Das Getreide steht so üppig, und gedeiht zu einer solchen Höhe und Stärke, daß der größte Mensch ungesehen darin aufrecht stehen kann. Und dieß geschieht bey der äußersten Vernachlässigung des Bodens, den man fast ohne allen Dünger und übrige Zubereituna größtentheils sich selbst überläßt — und nun denke man sich, was dieser Boden hervorbringen würde, wenn ihm Kunst und Fleiß nachhelfen möchten. In

gewöhnlichen Jahren gewinnt man das zwölfte Korn; in mittel oder trocknen Jahren wenigstens das zehnte. Mit dem Getreide selbst wirthschaftet man auf die unverantwortlichste Art. Man giebt sich gar keine Mühe, es ordentlich in Scheunen zu bringen; in irgend eine Ecke des Hofes wirft man es ungedroschen auf einen Haufen zusammen, und macht höchstens eine unbedeutende Art von Bedachung darüber, um es vor den ersten Anfällen des Regens zu schützen. Dennoch geht, wie natürlich, ein großer Theil in Fäulniß über; Vögel aller Art eilen herbey, und zehren von dem Segen der Garben; die überreifen Körner fallen aus, und werden zertreten; alle übrigen Hausthiere benützen es zu ihrem Fraß; und so geht gewöhnlich die Hälfte des Segens muthwillig verloren. Und doch bleibt ein so erstaunlicher Ueberfluß, daß der Edelmann große Quantitäten seines Getreides ausschiffen kann, welches er denn auch so unüberlegt thut, daß es ihm zuweilen späterhin an eigenem Bedarf, sogar an Saatkorn fehlt, und sich dann genöthigt sieht, einem

jüdischen oder christlichen Wucherer in die Hände zu fallen, der ihm für schweres Geld das Nothwendige verschafft.

Indessen fruchtet dem Unterthan der reiche Segen des Feldes fast gar nichts, oder wenigstens nur so viel, daß er dadurch vor dem Verhungern geschützt wird. Ueberließe man das, was auf eine unbarmherzige Weise zertreten, und von den Vögeln des Himmels gefressen wird, dem armen nochleidenden Bauer, so könnte er dadurch mit leichter Mühe seine Bedürfnisse stillen, könnte vielleicht noch sammeln, und einen Schatz auf schlechtere Zeiten bewahren. — Aber, welcher Edelmann bekümmert sich hier um das Wohl seiner Bauern! Um ihn nicht verhungern zu lassen, muß er ihm geben, was er nothwendig bedarf, weil er ihn zur Arbeit braucht. Damit hat er denn aber auch genug gethan, und, ob der sparsam zugemessene Lebensbedarf für den Bauer und seine Familie hinreicht, oder nicht — darüber läßt er sich kein graues Haar weiter wachsen. Genug, er hat gethan, was ihm oblag, und nun mag der arme Mann selbst

zusehen, wie er sich und seiner Familie das Leben fristet! —

Wahrlich, in diesen gesegneten Provinzen könnten die glücklichsten Menschen leben, wenn es den Gutsbesitzern nicht durchaus an jenem edlen Gefühle mangelte, das erforderlich ist, um Glück und Segen zu verbreiten. Selbst der unerhörteste Sklavendruck, die unerträglichste Tyranney, die schwersten Arbeiten, und die sparsamsten, zum Theil ungesundesten Nahrungsmittel können die Menichen hier nicht verkrüppeln. Sie haben eine auffallend edlere Gestalt, als ihre in Morast versteckten Brüder; einen festern Knochenbau, eine ernste Ruhe und Gleichgültigkeit in ihrem ganzen Benehmen. Gegen alles, was Elend heißt, sind sie vollkommen abgehärtet. Sie ertragen die schrecklichsten Schmerzen mit einem Gleichmuth, an dem man irre wird, ob man ihn für Etoicismus oder für eigentlichen Stumpfsinn halten soll. Sie behalten ihre Geistesgegenwart auch bey den gefährlichsten Umständen, selbst dann, wenn ihr Leben in Gefahr ist. Kälte und Hitze wirkt

dem Anschein nach, gleich wenig auf sie, wenigstens nicht auf ihre äußere Empfindung. In ihren Hütten hauset Armuth und Elend; sie sind aus Pfählen zusammengeslagen, mit Lehm verklebt, von der Länge der Zeit durchlöchert, und haben ein einziges Gemach, das ihnen zur Küche, zum Prunck- Schlaf- und Speisezimmer dient. Ihre Kinder gehen nackend. Die erwachsenen Mädchen arbeiten im bloßen Hemde, doch haben sie um den Hintertheil des Leibes eine Art von wollenen Lappen umgeschlagen, der ihnen statt des Rockes dient. Im Durchschnitt haben sie eine regelmäßige Bildung, und es giebt wirklich recht viel natürlich schöne Mädchen unter ihnen. Ihr feuriges, vielsagendes Auge wissen sie so listig zu gebrauchen, daß sie selbst ihren harten entmenschten Treiber dadurch sanfter machen, der die Sklaven, mit der Knute in der Hand, zur Arbeit antreibt. Sie wenden manchen ihnen zgedachten Schlag, von sich ab, auf die Alten und Häßlichen die überhaupt weit weniger Vergünstigung erhalten. So ungerecht auch ein solches Verfahren ist, so beweist es doch zur

Genüge, daß eine schöne Gestalt auch auf einen Halbmenschen, fast möchte ich sagen, auf ein Vieh wohlthätig wirkt — denn, im Grunde ist ein solcher brutaler Treiber nichts auf der Welt weiter, als bloßes Vieh, der allem menschlichen Mitgefühl entsagt hat, sich immer nur als ein tiegerartiges Ungeheuer zeigt, und, je mehr er selbst Sklave ist, desto mehr es den Andern fühlen läßt, daß sie noch weniger sind, als er. —

Es ist eine traurige aber wahre Bemerkung, daß Menschen, die im Drucke schmachten, wenn sie eine Art von Obergewalt erhalten, die unerbittlichsten Tyrannen werden, die nur jemals eine ungebändigte Freyheit erzeugen kann. Je mehr sie selbst unter der Peitsche ihrer höhern Despoten schmachten, desto unbarmherziger und greuelvoller lassen sie ihren Untergebenen ihre Zuchtruthe fühlen. Dieß sind die wahren Ungeheuer, die, wenn sie an der Spitze einer öffentlichen Gewalt ständen, gleich J o u r d a n, dem Kopfabhacker, unmenschlich wüthen würden. Ihr Blutdurst ist unersättlich; ihr Haß, ihre

Feindschaft dauert ewig fort, und stirbt nur mit ihnen. Sklaven wissen das Glück der Freyheit nicht zu schätzen. Soll es ihnen Nutzen bringen, so müssen sie nur nach und nach dazu geleitet werden; sie plötzlich aus dem Zustande der Sklaverey in den Zustand ungebundener Freyheit zu setzen, hieße, sich freiwillig ihren mordgierigen Händen preis geben. — Daher bewahre Gott jedes Land, wo nur eine erträgliche, gesetz- und vernunftmäßige Regierungsform herrscht, für jede plötzliche Volksrevolution! Dieß Ungeheuer verschlingt alles, und bringt da Anarchie und Todesfurcht zu Wege, wo ehemals Ordnung und Lebensgenuß wohnten. Es läßt sich kein Tyrann auf dem Throne so furchtbar denken, als ein Volk, das plötzlich seine Sklavenfesseln abwirft, und nun mit unerbittlichem Ingrimm gegen alles zu Felde zieht, was nicht ihm gleich denkt und handelt! Wir haben ja die traurigsten Beyspiele davon in unsern Tagen erlebt, und kein Patriot wird die Wiederholung ähnlicher Szenen seinem Vaterlande wünschen! —

Auf dem Gesichte dieses Volks schwebt ein beständiger feyerlicher Ernst, der ohne Zweifel durch ihr anhaltendes Elend erzeugt, und ihnen zur zweiten Natur geworden ist! Nur im Branteweinsrausch sind sie fröhlich und ausgelassen lustig; aber ihre Fröhlichkeit hat nicht das Gepräge eines edlen reinen menschlich gesinnten Herzens, sondern es ist eine gewisse Art von thierischer Wildheit, die mehr abschreckend als anziehend ist. Ihre lange versteckt gehaltenen Tücke zeigen sich in diesem Zustande weit deutlicher. In dem Rausche dieser wilden Freude söhnen sie sich mit ihren Feinden aus, und veruneinigen sich mit andern, wobey sie oft so gewaltig in Wuth gerathen, daß sie ihren Gegner auf der Stelle ermorden könnten. Weiber und Männer zeigen in dieser Art einen ganz gleichen Charakter; doch ist der weibliche noch fast abscheulicher. Diese fühlen härter als ihre Männer, das drückende Joch der Knechtschaft, sind leichter zur Empörung geneigt, und fürchten weniger die Peitsche ihrer Treiber. Statt, daß die Männer ihr anhaltendes Elend mit Gleichmuth ertragen, so äußern diese darüber bitteren Ver-

druß. Statt, daß jene sich ohne Wiederrede anpeitschen lassen, so widersezzen sich diese, wenn sie, wie es oft geschieht, ohne Ursache geschlagen werden. Im Branteweinsrausch sind die Weiber noch wütender, noch ungestümer, noch bachanalisch ausgelassener, als ihre Männer. —

Sie haben keine eigentliche Gewalt über die Männer; auch maßen sie sich dieselbe weiter nicht an; denn sie sind es einmal gewohnt, in dem Manne ihr Oberhaupt zu sehen. Das ist das Glück, wodurch hier häufige Empörungen verhütet werden. Ständen ihre Männer unter dem Pantoffel, wie dieß sehr oft in Deutschland der Fall ist, so würden sie ihr ganzes Ansehen und alle ihre Gewalt benutzen, um Aufruhr und Anarchie zu verbreiten. Dann würden sie die Fackel der Zwietracht selbst anzünden, und mit Ungestüm das Joch von sich abwerfen, das sie jezt noch mit Widerwillen tragen. So aber begnügen sie sich blos, durch anhaltende Neckereyen das schlafende Ehrgefühl ihres Mannes zu wecken, welches ihnen jedoch selten gelingt, indem es dem hiesigen Männergeschlecht an der-

jenigen leichten Kraft fehlt, die den Weibern eigen ist! Das Elend, welches seit ihrer Geburt auf sie lastete, hat sie stumpf gemacht; den raschen Lichtsinn, welcher den Weibern anklebt, sucht man bey ihnen vergebens; zwar würden sie eben so wenig als diese, die Folgen eines Unternehmens überlegen, aber ihnen mangelt dagegen auch alle Kraft, sich zu erheben, und etwas zu wagen, das ihren Zustand einigermaßen erleichtern könnte. So schleppen sie sich, zwar mit Widerwillen, aber doch ohne Geist und Muth durchs Leben! und wenn ihre Weiber laut murren, so knirschen sie höchstens mit den Zähnen, oder lächeln wohl gar stumpfsinnig dazu. — Uebrigens sind die Weiber von harter, unverwüster Natur; sie gebären fast ohne Schmerz; nach einigen Stunden sucht die Wöchnerinn bey einer Flasche Brantewein, oder Bier, ihre verlorrenen Kräfte wieder, und geht sodann an die Arbeit, ohne weiter von einigen Ungemächlichkeiten oder Schwachheiten belästigt zu werden. Für Mutterliebe haben sie durchaus gar keinen oder doch wenig Sinn. Alles, was sie in diesem Falle thun, das thun sie aus in-

stinktartigter Gewohnheit. Die Mutter kann ihr Kind stundenlang schreyen lassen, ohne es zu stillen; und beym Brantewein vergessen sie nun gar alle ihre häuslichen Pflichten. Das Kind kann sterben; sie thun keinen Schritt, um es zu retten; der Brantewein ist ihnen lieber, als ihr Kind. Macht man ihnen darüber Vorwürfe, so antworten sie wohl mit einem grin- sendem Lachen: „Wozu soll das Kind leben? Soll es sein Lebenlang gepeitscht werden wie wir? Es ist besser, daß es stirbt, als das es leidet, was wir leiden.“ — Die Männer reden so frey nicht; aber die Weiber achten keine Drohung, und reizen dadurch oft ihre Tyrannen zu einer noch fürchterlichern Züchtigung.

Uebrigens bleiben die Kinder sich selbst überlassen; ohne elterliche Pflege und Sorgfalt wachsen sie auf, und unterscheiden sich in nichts von den Thieren, unter denen sie leben. Sehr frühzeitig werden sie zur Arbeit und zur Peitsche gewöhnt; denn dies Instrument brauchen ihre Treiber auch schon bey Kindern von sechs bis

sieben Jahren. Ein Knabe, der ein Alter von acht Jahren erreicht hat, wird schon zum Hüter eines Haufens wilder Pferde bestellt. Da die Zucht dieser Thiere hier, und längst der Ukraine hin, einen Hauptnahrungszweig der Landeseinwohner ausmacht, so werden auch die kleinsten Kinder schon frühe an den Umgang mit diesen Thieren gewöhnt. Oft tummeln sich diese Knaben auf den wildesten Bestien herum, werden von ihnen herabgeworfen und blutig geschlagen, und demohngesachtet schwingen sie sich doch, so blutig sie sind, wieder auf ein anderes wildes Thier. Die Geschicklichkeit und Gewandheit, mit der sie dabey zu Werke gehen, ist bewundernswerth, und man kann diese Kinder wirklich gebohrne Reuter nennen. Indes nun der Knabe hier ein so gewagtes und gefahrvolles Spiel treibt, sitzt die Mutter ruhig bei ihrer Arbeit, und lacht allenfalls, wenn das Kind blutet. Wird es auf der Stelle todtgeschlagen, wie es denn doch zuweilen, obgleich selten, geschieht, so weint sie nicht, zeigt auch keine eigentliche Betrübniß, son-

dern trägt mit ruhigem Gleichmuth die Leiche ihres Kindes in die Hütte, und erzählt den übrigen Hausgenossen, wie der Knabe gefallen sey. Von mütterlicher Empfindung zeigt sich bey ihr wenig Spur, man müßte denn das gewöhnliche Klaggeheul, das sie bey der Beerdigung des Kindes anhebt, dafür halten. Aber dieses Geheul ist ein bloßer Modeton, der diesen Gegenden eigen ist, und den man, ohne etwas dabey zu denken, mitmachen muß. Das Weib, welches mit ihrem Manne in der größten Uneinigkeit gelebt hat, heult bey seiner Leiche nicht, weil ihr sein Verlust nahe geht, sondern, weil es die Cerimonie so mit sich bringt. Dieser Stumpfsinn, mit dem man bey allen Vorfällen, selbst bey den traurigsten, zu Werke geht, ist eine Folge der gefezlofesten Sklaverey unter der dieses Volk seufzt. Der Sklave ist keiner wahren menschlichen Empfindung fähig; hat er als Kind noch so fein gefühlt, so stumpft ihn doch sein anhaltendes Elend nach und nach gänzlich ab, und er hat weder für Freude noch für Schmerz weitere

Empfänglichkeit. Bey diesen Menschen kommt nun noch der Gedanke hinzu, daß das Kind dem traurigsten Schicksale entgegen sieht, wenn es am Leben bleibt; es scheint ihm also eine Wohlthat, daß er frühzeitig schlafen geht; er unterdrückt seine Empfindlichkeit über den Verlust; gewaltsam preßt er seine Thränen zurück; er macht sich härter, als er wirklich ist; er will nicht Mensch seyn. — Es giebt Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel; ich habe auch unter diesen Leuten manche verstoßne Thräne bemerkt, die sich unwillkührlich hervordrang; aber im Ganzen genommen ist es wirklich so, wie ich oben gesagt habe. Stumpfsinn und Trotz sind zwey hervorspringende Charakterzüge der hiesigen Landeseinwohner, besonders der Weiber.

Gewöhnlich werden Mädchen und Knaben bis zu ihrem achten oder zehnten Lebensjahre ihren Eltern, oder vielmehr sich selbst überlassen. Dann aber müssen sie daran, und man zwingt sie, den Alten gleich zu arbeiten; oft geschieht das auch noch früher. Von nun an ist die schönste Zeit ihres Lebens vorüber; was jetzt folgt,

ist Elend und Jammer. Beym besten Willen empfinden sie die zuchtmeistereiiche Hand ihres Tyrannen. Nur in dem einzigen Fall, daß ein Mädchen hübsch ist, und die Augen des Aufsehers auf sich zu ziehen weiß, wird sie schonender behandelt, als ihre Mitgefährten. Sie kann stundenlang schwätzen und die Hände in den Schooß legen, wenn sie nur ihrem bewafneten Treiber hin und wieder einen zärtlichen Blick zuwirft. Ein gutes Geschöpf kann in diesem Fall, wenn sie ihre Gewalt zu brauchen versteht, sehr viel zum Vortheil der Uebrigen wirken, und ihren Zustand einigermaßen erleichtern. Auch habe ich wirklich Mädchen gefunden, die dieses mit inniger Herzlichkeit thaten, und den furchtbaren Aufseher durch allerley liebkosende Mittel zu entwafnen wußten. Allein gewöhnlich werden diese Geschöpfe durch dergleichen Vorzüge stolz und unempfindlich gemacht; sie dünken sich besser, als ihre unglücklichen Mitgefährten und besitzen wohl gar Bosheit genug, ihre Gewalt zum Schaden der Uebrigen zu benutzen. — Traurige, traurige Verirrung! Der Mensch, wie er aus Gottes Hand ging, war so gut —

was hat ihn denn jetzt so verschlimmert? — Ach! der Mensch selbst hat durch allerhand teuflische Erfindungen das Ebenbild Gottes so verhunzt, so verunstaltet! —

Jeder hiesige Bauer hat in seiner Hütte einen kleinen Weberstuhl, auf dem er das Garn für den nothwendigsten Bedarf seiner Familie bearbeiten läßt. Gewöhnlich wird dieses Geschäft den Weibern und Kindern bey müßigen Stunden überlassen; denn der Mann, wenn er eine Stunde Zeit hat, streckt sich ruhig auf die Ofenbank, indeß um ihn her seine Weiber arbeiten. Der Weberstuhl selbst ist das einzige künstliche Geräthe des Zimmers, und es wird auf demselben sowohl die nöthige Leinwand, als auch der grobe Zwillich zu Oberkleidern verfertigt. Auch was die Familie sonst noch braucht, als Mützen, Schuhe, oder vielmehr die hier üblichen Sandalen, und andere Sachen, das macht sie sich alles selbst, denn die Noth hat sie erfindungsreich gemacht. Blos das wenige, was zum hiesigen sogenannten Luxus gehört, und von den hiesigen Weibern und Mädchen, die

eben so puzsüchtig sind als unsere Modedamen in Deutschland, gebraucht wird, das erkaufte man von dem nächsten Juden.

Ein großer Theil der hiesigen Landeseinwohner bekennt sich zur griechischen Kirche; die übrige Parthey zur katholischen; aber weder die Einen noch die Andern haben einen Begriff von ihrer Religion, und außer den gewöhnlichen Cerimonien wissen sie nichts von dem Wesen ihres Gottesdienstes. Die unsinnigsten, abgeschmacktesten Ideen gelten hier für unumstößliche Religionswahrheiten; Dummheit und der barokeste Aberglaube haben hier ihren Wohnplatz genommen. Viele Kirchen in dieser Gegend, besonders die griechischen, haben drey neben einander stehende Thürme, welche dem Volke die sogenannte Dreyeinigkeit versinnlichen sollen. Der mittelste Thurm stellt Gott den Vater vor, und ist dicker, als die beyden übrigen. Jeder Thurm hat noch überdem ein großes griechisches Kreuz. Ein großer Theil dieser Kirchen, besonders auf dem Lande, ist von Holz zusammengeslagen, und spielt eine äußerst jammervolle Figur; nur in

den Städten giebt es hin und wieder massiv erbaute Gotteshäuser: In den griechischen Kirchen prangen Altar und Wände von gemahlten Heiligen, die sich durch Wunder und Zeichen merkwürdig gemacht haben, und in bizarren Gruppen dastehen. Ihr Anblick erregt in Wahrheit mehr Ekel als Vergnügen; ich wenigstens habe noch kein einziges Gemälde angetroffen, das nur einen erträglichen Anstrich gehabt hätte. Für dergleichen Augenlust ist in den katholischen Kirchen, selbst in der hiesigen Gegend, weit besser ge'orgt. Der Pope ist im Durchschnitt ein äußerst dummer, unwissender Mensch, der, auffer seiner Liturgie, auch weiter nicht die geringste Kenntniß von seiner Religion, geschweige von andern Wissenschaften hat. Dem barokesten Aberglauben ist er eben so sehr, als seine Gläubigen, ergeben, und befördert denselben in heiliger Einfalt. Seine Kleidung ist schmutzig; sein langer ungekämmtter Bart macht ihn ekelhaft. Er lebt mit dem Pöbel auf dem vertraulichsten Fuße, säuft und schwärmt mit ihnen, wird im Rausche von ihnen durchgeprügelt, und erregt doch wieder unter ihnen Hochachtung und Ehrfurcht, wenn

er die heilige Maske trägt. Der ganze Gottesdienst besteht aus lauter asiatischen Cerimonien, und dauert nicht so lange; als der katholische.

Katholiken und Griechen sind, wie gesagt, dem grellsten Aberglauben bis zur Raserey ergeben. Die Pfaffen beyder Religionen befördern denselben, theils aus eigener Dummheit, theils, weil ihr Interesse dadurch gewinnt. Bey jeder wichtigen Unternehmung werden alte Weiber, und andere Orakel um Rath gefragt, und man verschiebt die nothwendigsten Sachen, wenn der Tag dazu nicht günstig ist, oder; wenn eine Eule geschrien, eine Rabe gekrächt hat. An Zauberey und Hexenkünste glaubt man noch durchgängig mit eben solcher Gewißheit, als an Gott Vater selbst. Hexenprozesse sind hier keine seltene Erscheinung, und unschuldige alte Weiber werden noch immer aus bloßem ungegründeten Verdacht verdammt. Man verwahrt sich gegen ihre Anfälle durch allerhand den Zauber tilgende Mittel, und es ist lächerlich anzusehen, mit welcher Aengstlichkeit man dabei zu

Werke geht. W der Richter noch Edelleute sind klüger als das gemeine Volk, und selbst in den Nationalgesetzen findet man Vorschriften, wie man mit solchen, der Zauberern verdächtigen Personen zu verfahren habe. Diese Vorschriften sind nun eben so lächerlich, als von der andern Seite abscheulich; sie werden aber noch bis jezt mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit befolgt. Krankheiten werden noch durch allerhand abergläubische Künste kurirt, oder vielmehr die Unglücklichen, die damit behaftet sind, werden durch allerley Quacksalbereyen freventlich dem Tode geopfert. Die vom Teufel Besessenen fallen den Priestern in die Hände, welche denn durch allerhand trügliche Alfanzeren, die sie Beschwörungen nennen, den bösen Feind bannen und durch theuer bezahlte Lukaszettel und andern Reliquienkram den Kranken für einen neuen Besuch dieses höllischen Geistes verwahren. In allen Gegenden dieser Provinz treiben Poltergeister ihr Wesen, und machen ganze Plätze unbewohnbar. Zwar versucht man hin und wieder die bösen Geister zu bannen, allein gewöhnlich nicht mit glücklichem Erfolg; denn die höllis

schen Herren sind hier sehr hartnäckig, und wo sie sich einmal recht ordentlich eingenistet haben, da lassen sie sich schwer wieder vertreiben. Man läßt sie also ihr Wesen treiben, da man es nicht ändern kann, geht aber einem solchen verrufenen Plaze um viele tausend Schritte aus dem Wege, oder, wenn man ihnen nahe kommen muß, so verwahrt man sich durch Reliquien, Rosenkränze und andern Wunderkram, vor den Nekereyen des Teufels.

Und dennoch läßt dieser bössartige Dämon seine Tücke nicht; doch spukt er noch fortdauernd, wenigstens in den Köpfen der Menschen — herum. Gewöhnt an Nekereyen, verfolgt er sie bis in das Innere ihrer Wohnungen. Selbst wenn sie ihm durch geweihte Kräuter den Eingang zu versperren suchen, so findet er immer noch einen kleinen Schlupfwinkel, wo er durchschleichen kann. Die begüterten Catholiken wenden sich dann an die reiche Mutter Gottes von Ozenstahau, bereichern sie durch ihre Thorheiten noch mehr, und glauben sich dann unter ihrem Schutze vor allen Anfällen gesichert. Den

Aermern hingegen, die das nicht können, setzt dieser böse Feind weit ärger zu. Er schleicht sich in die Ställe, und treibt sein Wesen mit dem Vieh, oder er drängt sich auch wohl gar mitten in die Familie und richtet daselbst allerhand Teufeleien an. Sobald man seine Gegenwart bemerkt, so erheben die Gewekten ein jammervolles Klaggeschrey, und rufen die Nachbarn zu Hülfe. Auf diesen Ruf verammelt sich Alt und Jung mit Weihwasser und geweihtem Rauchwerk, und rastet nicht eher, als bis der Feind über die Grenzen des Dorfs getrieben ist, wo er dann gewöhnlich noch zum Gratifikat für gute Bewirtung einen häßlichen Gestank hinter sich läßt. Seine Hauptgegner sind in diesem Falle die Weiber, welche einen gewaltigen Lärm erheben, und zuweilen vorgeben, daß sie den Teufel schon gepakt haben, worauf die andern auf die Stelle hinschlagen, wohin jene zeigen. Bagt er es denn, noch einmal wiederzukommen, so wird er eben so garstig empfangen; doch giebt er gewöhnlich sein Lustchen nicht auf, sondern fährt mit seinen Neckerereyen fort, so arg er auch immer mitgenommen wird. Es ver-

steht sich von selbst, daß Leute, die immer auf solche Art mit dem Teufel scharmuziren, auch Geister und Gespenster sehen, wo sie nur immer wollen; vom Alp gedrückt werden, und was dergleichen Thorheiten mehr sind.

Unter diesem Volke, besonders unter den Griechen, herrscht die wunderliche Gewohnheit, ihre Todten eine bestimmte Zeit zu beheulen. Dieß Geschäft wird gewöhnlich der nächsten Verwandtin des Verstorbenen, der Frau oder Schwester, oder Tochter desselben übertragen; oft werden auch fremde Weiber dazu gedungen. Sie verrichten es unter den kläglichsten Gebärden, heulen und schreyen erbärmlich, klagen ihre Schutzgeister an, daß sie den Verlust zugelassen, und wissen, wenn auch der Verstorbene keine einzige Tugend an sich gehabt hat, seine großen Verdienste so herauszustreichen, als es Einer unsrer theuer bezahlten Lobredner nur immer thun kann, der, nach Maasgabe der Zahlung, den Todten in den Himmel erhebt, oder in die Hölle hinabschleudert. Diese Klageweiber fodern mit Ungestüm den Todten wieder

zurück, und rufen ihm selbst zu, seinen Freunden und Verwandten wieder zu erscheinen, die vielleicht Gott danken, daß er dahin ist, und seine Rückkehr eben nicht gerne sehen möchten.

Alle Einwohner dieser südlichen Provinzen, so stark und nervigt sie auch sind, erreichen selten ein hohes Alter. Ein Mann von einigen siebenzig Jahren ist dort schon ein sehr abgelebter Greis, und wird als eine Seltenheit angesehen. Die meisten Menschen sterben zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Jahre. Zu dieser frühzeitigen Entkräftung tragen wohl sehr viele Ursachen bey; der Hauptgrund liegt indeß wohl immer theils in der unerträglichen Hitze des Clima's und den damit verbundenen Krankheiten, theils in der schmeren mühevollen Lebensart, welche dieses Volk von Jugend auf zu führen gezwungen ist, theils in den ungesunden, oft unverdaulichen Nahrungsmitteln, die hier gewöhnlich genossen werden, theils und hauptsächlich aber auch in dem Mangel an guten und brauchbaren Ärzten. Der Jude, der hier alles in allem ist, mithin auch den Doktor spielt,

ist gewöhnlich ein unwissender Charlatan, der erst dreißig Menschen seiner sogenannten Kunst aufopfert, ehe er Einen derselben durch Zufall rettet. Dennoch haben die Einwohner viel Vertrauen auf seine Hülfe; denn, sie erinnern sich gewöhnlich nur an den Einen, dem er geholfen, nicht an die dreißig, die er ins Grab gedoktert hat. Die gewöhnlichsten Krankheiten, die hier herrschen, sind böseartige Faulfleber und ansteckende Ausschläge. An den letztern stirbt gewöhnlich ein großer Theil von Knaben und Mädchen. Die Blattern hält man hier für keine gefährliche Krankheit. Sobald sich die Symptome derselben äußern, so giebt man dem Kinde Branntwein zu trinken, wodurch man den Ausschlag herauszutreiben sucht. Dann läßt man sie entweder ganz nakend herumlaufen, oder man steckt sie hinter den Ofen, wo sie in Schweiß brüten müssen. So seltsam und verkehrt auch diese Kurart ist, so sterben doch hier nur wenig Kinder an dieser in andern Gegenden so gefährlichen Krankheit. Aber auch bey andern gefährlichern Zufällen geht man eben so verkehrt und widerfinnig zu Werke, und zerrüttet da:

durch selbst seinen eisenfesten, nervigten Körperbau, der bey einer bessern Sorgfalt fast jeder Zerstörung trozen würde. — Die Lustseuche ist auch eine Krankheit, die in diesen Gegenden fast allgemein ist, und durch Verheimlichung so überhand nimmt, daß am Ende keine Rettung mehr möglich ist. Der Menschenfreund schaudert, wenn er hört, daß ganze Dorfschaften von dieser zerstörenden Krankheit angesteckt sind; und doch ist dem wirklich so! Dieses Gift wird immer weiter ausgebreitet, je weniger sich die damit Behafteten in Acht nehmen. Der Jude versteht die Methode nicht, diese Krankheit zu heilen; er scheut sich vielmehr davor, und überläßt den Unglücklichen seinem Schicksale. Seitdem indeß die Russen von diesen Gegenden Besitz genommen haben, fängt man doch nach und nach an, darauf zu denken, diesem verheerenden Uebel Schranken zu setzen, und durch Anstellung geschickter und approbirter Aerzte das herannahende Verderben der ganzen Nation zu verhüten. In der Folge kann es also wol geschehen, daß, durch bessere Aufsicht und Sorgfalt, der Keim zu vielen Krankheiten endlich ausgerottet

werde, und die Einwohner ein Alter erreichen können, das ihrer großen physischen Kraft angemessen ist! — Das wäre wohl zu wünschen; dann müßte aber auch dem Uebel des Tyrannendrucks gesteuert, und die Edlen des Landes angehalten werden, ihre Unterthanen nicht mehr wie Hunde, sondern wie Menschen zu behandeln, und ihnen gesündere Nahrungsmittel zukommen zu lassen! Laßt sich diese Aenderung von der Regierung erwarten?? —

Das gesegnete Bosphynien hat eine Menge sogenannter Steppen, oder Ebenen, auf denen man zum Theil kleines niederes Gestrüppe antrifft. Wenn man sich aber unter diesen Steppen asiatische oder afrikanische Wüsteneien denkt, so irrt man sich sehr. Größtentheils sind es fruchtreiche Ebenen, die mit Getreide aller Art prangen; oder auch wilde unbebaute Landesstriche, auf welchen in üppiger Hülle, und ohne menschliche Pflege und Wartung, Arbusen, Wassermelonen und andere saftige Früchte wachsen, die eine wahre Wohlthat der Natur in diesem heißen Klima sind. Denn die Hitze ist hier wirklich

unerträglich. Jetzt, da ich dieses schreibe, befinden wir uns in der Mitte des Aprils, und schon haben wir hier seit mehreren Wochen eine so erstickende Sommerhize, als sie bey uns in Preußen während der Hundstage nicht angetroffen wird. Die Bäume stehen vollkommen belaubt, das Getreide beginnt zu blühen, und auf den wenigen Obstbäumen umher sieht man schon bald reife Kirschen. Schade, daß man hier auf die Obstzucht so wenig Fleiß verwendet! Auch bey einer nur mäßigen Sorgfalt, müßte das Obst hier bis zum Ueberfluß gedeihen! Aber bis jetzt vernachlässigt man noch diesen nützlichen Zweig der Landwirthschaft fast ganz; und wenn nicht einmal ein Edelmann etwa, zum Bedarf seines Gaumens, in seinem sogenannten Garten etwas Obst erzieht, — welches jedoch auch nur sehr selten geschieht, weil er glaubt, daß es der Mühe nicht lohne, und sich lieber mit schweren Kosten seinen Obstbedarf aus entfernten Gegenden kommen läßt — so würde man wohl in der ganzen Gegend kaum eine Spur von einem Apfel- Birn- oder Kirschbaum finden. Der Bauer hat gar keine Freude daran. Denn wenn er

wirklich Lust hätte, den alten Schlendrian zu verlassen, und so etwas anzubauen, so weiß er ja doch, daß es ihm nicht zu Nuze kommt. Der Edelmann, sobald er im Garten eines seiner Bauern schmackhaftes Obst wittert, nimmt es ihm, mir nichts, dir nichts, vor der Nase weg, und der Bauer muß einen großen Kratzfuß machen, dafür, daß sein gnädiger Tyrann den Schweiß seiner sauern Mühe des Genusses werth findet. Würde er darüber auch nur ganz leise murren, so würden ihm derbe Peitschenhiebe das Recht seines Herrn demonstrieren. Wozu soll also dieser arme Mann sich eine neue Last auf den Hals laden, da ihn die alte schon schwer genug drückt? Denn im folgenden Jahre fodert der Edelmann als onus, was das Jahr vorher guter Wille war; und so hat er nur neue Mühe, ohne daß er den geringsten Gewinn davon erwarten kann! Es ist also nicht möglich, daß irgend ein neuer Zweig der Landwirtschaft in Polen gedeihen kann, so lange der Edelmann noch unumschränkter Herr über den Erwerb seiner Unterthanen ist. Selbst der Betriebsamste verliert den Muth, wenn er sieht, daß er nie

für sich, immer nur für einen Andern, arbeitet! Mit hin läßt man lieber alles so, wie man es vom Vater und Großvater geerbt hat, weil neue Verbesserungen auch nur neue Lasten mit sich führen. Und man thut wohl, wenigstens verzeihlich daran! Denn wo steht es geschrieben, daß eine erwählte Kaste schwelgen soll, indeß eine andere für ihn arbeitet, die weiter nichts dabey gewinnt, als zer- schlagene Knochen und einen lebendigen Leich- nam? — Was für ein Tiegerecht entschul- digt dieses Verfahren? — —

Eben so sehr, wie die Obstzucht, wird hier auch der ganze übrige Gartenbau vernachlässigt. Man erbaut nicht einmal das nothwendigste Ge- müse; und außer Kartoffeln — das Morgen- Mittags- und Abendgericht des armen Land- manns — kennt man fast kein andres Vegetabile; oder, wenn man es auch kennt, so verwendet man doch keinen Fleiß darauf. Trägheit und Eklavensinn verhindern jede neue Unternehmung. Der Reiz, der sonst jeden freyen Mann zur verbesserten Industrie antreibt, verfehlt hier sei-

ne Wirkung. Der Sklave ist todt für jede nützliche Verbesserung, denn sie kostet Anstrengung und Arbeit; und für Anstrengung und Arbeit wird ihm nichts zum Lohn als Peitschenschlag.

Die vornehmsten Beschäftigungen der hiesigen Einwohner, besonders der Edlen, bestehen im Feldbau, in der Pferde- und Bienenzucht. Der Akerbau wird, wie ich schon gesagt habe, ganz nach dem alten Schlendrian getrieben, so wie er vor funfzig und mehreren Jahren Mode gewesen ist. Selten giebt es einen Gutsbesitzer, der mehr weiß, als der gemeinste Deutsche Bauer. Die Landwirtschaft theoretisch zu studiren, ist noch keinem in den Sinn gekommen. Was er weiß, das weiß er praktisch, so wie es ihm Vater und Großvater vorgezeigt haben, und dabey läßt er es auch in Gottes Mahmen bewenden. Wenn er verbessert, so bestehen seine sogenannten Meliorationen in bloßen Einfällen und Schnurren, die keinen theoretischen Grund haben, und bloß dem Unterthan neue Lasten verursachen. Es giebt hier Ländereyen, die in zwanzig und

mehreren Jahren keinen Dünger erhalten haben. Von ökonomischer Benutzung der Braachfelder weiß Niemand etwas; und doch gedeiht das Getreide auf diesem so äußerst vernachlässigten Boden in der üppigsten Fülle, und der reiche Gegen des Landes wird ohne viele Mühe eingeerntet. Was könnten diese Provinzen bey einer sorgfältigern Pflege und Wartung werden? —

Mehr Mühe und mehr Sorgfalt verwendet man von hier aus, längs Podolien und der U'raine hin, auf die Pferdezucht. Dieser Zweig der Oekonomie ist für das Land, oder vielmehr für die eigentlichen Gutsbesitzer, die ergiebigste Quelle ihres Einkommens. Die Pferde werden hier mit weit mehr Achtung und Sorgfalt behandelt, als die Menschen. Der Verlust eines schönen Hengstes würde dem Edelmann Thränen auspressen, da ihm hingegen der Verlust von mehreren seiner brauchbarsten Unterthanen, die er oft um ein schönes Pferd vertauscht, nicht die geringste Aufopferung kostet. Dagegen können auch die hiesigen Edelleute darauf stolz thun, daß sie Stutereyen besitzen, die mit den

Ersten des übrigen Europa's wetteifern. Gewöhnlich sucht man arabische oder türkische Hengste zu erhalten, und bezahlt dafür ansehnliche Summen, die jedoch berweilen nicht das Geld kosten, als ein ausgebraaktes englisches Pferd, das in Deutschland um einen enormen Preis verkauft wird, wenn man es in England nicht mehr brauchen kann. Auch bringen die hiesigen Pferde sehr bald ihre auf sie gewandten Kosten ein, und schenken einen Gewinn von hundert auf hundert. Die Pferde werden, so lange es die Jahreszeit erlaubt, gewöhnlich vom März bis in den November, auf freyen Felde in eigends dazu abgeschlagenen großen Plätzen gehalten, und nur im strengsten Winter kommen sie in die Ställe. Es giebt hier Pferde, für welche Liebhaber funfzehn bis 1500 Dukaten bezahlen. Doch sorgt man auch für eine Mittelgattung, weil diese wegen ihrer Wohlfeilheit häufiger gesucht und gekauft werden. Man kann ungefähr an dreytausend funfhundert Stück Pferde rechnen, welche aus B o l l h y n i e n, P o d o l i e n und der U k r a i n e jährlich ins Ausland gehen. Die größten Stutereyen haben,

so viel ich weiß, der Fürst Lubomiersky zu Dubno; der Fürst Sangursky zu Szaslaw, und der ehemalige Großfeldherr Braniczky auf seinen Gütern in der Ukraine.

Mit der Bienenzucht beschäftigen sich nicht allein die Edlen des Landes, sondern auch ein großer Theil der fogenannten wohlhabenden Bauern; aber gewöhnlich weichen sie darinn von unserer Art, dieses Geschäft zu betreiben, sehr ab. Selten haben sie in ihren Gärten oder Gehöften eigene Bienenstöcke; man findet sie wohl hin und wieder bey einigen Edelleuten, doch würde dieses Wenige nicht hinreichen, diesen Zweig der Landwirtschaft so einträglich zu machen, als er es wirklich für ganz Polen ist. Zuweilen setzt man einen Stok auf einen Baum, bindet ihn mit Strikken daran fest, und überläßt es nun den Bienen selbst, ob sie diesen Stok zu ihrem Aufenthalte machen wollen, oder nicht. Das gewöhnlichste Verfahren aber ist, daß man diesen Thieren freye Wahl läßt, auf welchem Baume sie sich ansiedeln wollen; und nie wählen sie einen verkrüppelten oder schiefen Baum,

sondern immer die höchsten und schönsten Stämme des Waldes, in deren Gipfeln sie ihren Bedarf zusammentragen. Sobald man nun den Ort entdeckt hat, wo sich ein Bienenschwarm hingelagert hat, so kappt man, um ihn zu gelegener Zeit wieder zu finden, den obersten Gipfel des Stammes ab, bezeichnet den Platz, wo die Bienen bauen, mit einem vorgelegten Brette, und gewinnt dadurch gewissermaßen ein Eigenthumsrecht auf den Ertrag der Arbeiten dieses Bienenschwarms. Selten wird dieses Recht von Andern verletzt; selten nimmt ein Fremder den Bienen frühzeitiger ihren Honig weg, als es der Eigener thut. Dieß geschieht indeß nicht eben aus moralischem Gefühl für Recht und Unrecht; denn ein solches Gefühl findet sich hier selten; sondern theils aus Furcht vor der Ahndung eines Stärkern, indem man doch nicht weiß, wem der Baum gehören kann, theils auch, weil Ueberfluß genug vorhanden ist, so, daß man nur zu suchen braucht, um einen noch unbezeichneten Stamm zu finden, den man sich denn auf ähnliche Art zueignet. Oft nimmt aber auch der Edelmann, wenn er egoistisch denkt, alle

bezeichneten Plätze in Beschlag, und der arme Bauer muß ihm den Honig, den er mit so viel Mühe und Schmerz gewonnen hat, überliefern, und erhält dafür nichts weiter, als eine kleine Vergütung. Doch giebt es auch Edelleute, die dieses nicht thun, sondern ihren Bauern den Gewinn überlassen, und sich höchstens einen Platz im Walde auswählen, deren Ertrag ihnen zugute kommt. Sobald nun die Zeit kommt, daß man den gesammelten Proviant der Bienen zu theilen gedenkt, so begiebt sich der Bauer zu seinem Bienenstocke, den er immer wiederfindet, er mag noch so versteckt im Walde liegen. Hier steigt er nun mittelst einer Strickleiter zu demselben hinan, wagt sich in den gefährlichsten Streit mit diesen wütenden Thieren, die alle ihre Kraft anstrengen, um den Feind zu vertreiben, nimmt mit bloßen Händen heraus, was ihm Ueberfluß zu seyn dünkt, und läßt ihnen nur so viel übrig, als sie nothwendig bedürfen. Gegen den Schmerz, der ihm durch den Stich dieser wilden Thiere veranlaßt wird, welche ihr ganzes Gift auf seine Hände und sein Gesicht auslassen, ist er vollkommen gleichgültig; seine harte, fast

undurchdringliche Haut scheint dieses gar nicht einmal zu empfinden; höchstens wehrt er sich seine Feinde ab, so viel es ihm möglich ist; und, nur froh über seinen Gewinn, läßt er sich von denselben verfolgen, so weit sie immer wollen. Diese Honigerndte wird ungefähr dreyimal des Jahrs wiederholt, fällt aber das erstemal am reichlichsten aus, und bringt dem Bauer wirklich einen ansehnlichen Gewinn, indem er denn doch gewöhnlich den Garnicz reinen Honig, welches ungefähr etwas mehr als ein Berliner Quart beträgt, um siebzig, achzig, bis hundert Ropelkan verkauft. In einigen Gegenden, wo man weniger unempfindlich gegen den Stich der Bienen ist, sucht man diese Thiere durch Rauch zu vertreiben, indem man unter dem Baume ein langsames Feuer anlegt, worauf sie sich denn sogleich verlieren, und man ganz ohne Gefahr den Honig herausziehen kann. Allein diese Methode wird nicht allgemein annehmbar gefunden, indem die Erfahrung beweist, daß nicht allein eine große Menge dieser nützlichen Thiere durch den Rauch getödtet werden, sondern, daß sich auch der ganze Schwarm gewöhnlich zerstreut

und nicht wieder in seine Behausung zurückkehrt, statt daß sonst die Bienen Jahr aus Jahr ein an demjenigen Orte bleiben, den sie sich einmal gewählt haben. Deshalb befolgt man lieber die erstere Methode, die, ob sie gleich für die Menschen gefahrvoller ist, doch den Bienen selbst weniger schadet. —

Waldungen findet man in diesen Gegenden nicht so häufig als in andern Provinzen des ehemaligen polnischen Reichs; doch sind die hier befindlichen Holzungen weit angenehmer, und durch mancherley Arten von Laubholz abwechselnder, als die finstern, nur gewöhnlich mit Nadelholz besetzten Dickigte in Litthauen. Auch würde hier kein Mangel an Holz seyn, sondern viele Generationen hätten noch genug, wenn man seit Jahrhunderten besser damit gewirtschaftet hätte. Noch könnte man hier wohl Waldungen antreffen, die an Dichtigkeit, Stärke und Schönheit ihrer Holzarten alle ähnliche in Deutschland übertreffen möchten. Aber, so wie in ganz Polen, so hat man auch hier mit diesen

überflüssigen Geschenken der Natur so unverantwortlich gewirtschaftet, daß wirklich schon in einigen Gegenden eine Art von Holzmangel entstanden ist. Man fängt schon an, hin und wieder über Theurung des Holzes zu klagen; besonders in Städten, die von großen Waldungen entfernt liegen. Freylich würde man in Breslau, Dresden, Berlin und Danzig über diese sogenannte Theurung lachen, denn in obigen Städten würde man das Holz nach den hier geltenden Preisen für spottwohlfeil halten. Allein auch diese Theurung dürfte nicht seyn; das mit Holzungen so gesegnete Polen dürfte seinen Holzbedarf nicht so hoch bezahlen, als es jetzt wirklich in einigen Gegenden geschieht; denn, wenn nur immer eine gehörige Aufsicht und Sorgfalt über jene unermesslichen Waldungen gewesen wäre, so könnten noch viele nachfolgende Generationen ihren Holzbedarf fast ganz umsonst erhalten. Aber, von dem allen ist nichts geschehen, und man hat den überflüssigen Segen der Natur grausam und muthwillig verwüestet. Ganze Strecken der schönsten Stämme stehen durch die liederlichste Wirthschaft verkohlt da;

andere sind vom Sturme niedergestossen, und verfaulen, ohne daß ein Mensch sich Mühe giebt, sie zu seinem Bedarf zu verwenden. Der den Waldungen zunächst wohnende Bauer geht noch immer hin, wenn er Holz braucht, schlägt, oder brennt vielmehr den ersten besten Baum, den er vorfindet, nieder, steckt zehn andere damit an, ohne sich weiter darum zu bekümmern, trägt den Hauptstamm in seine Hütte, und läßt das Uebrige verfaulen. Aber daran hat er noch nicht genug; er muß noch mehr verwüsten; er braucht den Bast der Linden, Eschen und Büchen, um die meisten seiner Gefäße daraus zu verfertigen; die schönsten Bäume sind ihm zu diesem Behuf die liebsten; unbarmherzig streift er ihre Rinde ab, und bekümmert sich nicht weiter darum, ob sie verdorren oder fortwachsen. Diese rasende, unvernünftige Wirthschaft dauert noch immer in Polen, selbst in weniger holzreichen Gegenden, fast durchgängig fort; und nur erst wenige Edelleute haben zu spät den Schaden eingesehen, der dadurch entsteht, haben eine bessere zweckmäßigere Einrichtung getroffen, und den Bedarf des Bauern vor der Hand bloß auf die Benutzung

des kleinern Zwelg- und dürren Holzes eingeschränkt. Was man bey dieser Sache bewundern muß, ist dieß, daß der Edelmann, der doch sonst seinen Bauern kaum das liebe Leben gönnt, eben diese Leute mit seinen Holzungen so unverantwortlich hat umgehen lassen. —

Uebrigens, so umfaßt die Provinz Volhynien einen Flächenraum von hundert und dreyßig Meilen in der ausgedehntesten Länge, und von fünf und sechzig Meilen in der ausgedehntesten Breite. Ehemals hatte dieses Land eigene Herzoge, bis es im Jahr 1569 auf dem Reichstage zu Lublin mit der polnischen Republik zu einem Staatskörper vereinigt wurde. Da das ganze Land flach und offen ist, so hat es durch die wiederholten Einfälle der Tartarn unendlichen Schaden gelitten, welche Menschen, Vieh und Kostbarkeiten mit sich fortschleppten. Noch lebt, besonders in alten Traditionen der Landeseinwohner, die Geschichte jenes grausamen tartarischen Ueberfalls im Jahr 1618, wo diese wilden Horden eine unermessliche Beute und dreißig tausend Menschen mit sich in die Sklave-

rey führten, die alle ihr Vaterland nicht wiedersehen. Seit dem Jahre 1793 ist bekanntlich die ganze Provinz der russischen Krone auf immer abgetreten worden.

Daß dieses Land außerordentlich fruchtbar sey, habe ich gesagt. Die große und anhaltende Hitze des Klima's verursacht eine größere Elektrizität der Luft, die sich in fruchtbare Gewitter auflöst, welche gewöhnlich sehr vielen Schaden verursachen. Selten geht hier ein Gewitter vorüber, wo nicht mehrere Gebäude ein Raub der Flammen werden. Schon jetzt im April habe ich ein paar Gewitter erlebt, die an Furchtbarkeit alles übertrafen, was ich noch über die Wirkungen dieser Naturerscheinung erfahren hatte. Jedesmal brach hier und dort ein Feuer aus; und ein armer Jude, der kurz vor uns in einen Krug einfuhr, den auch wir zu erreichen strebten, ward vom Blize getroffen, und der Krug ging in Flammen auf. Bey den Löschanstalten beweist man sich hier sehr thätig, und ohnerachtet es an Instrumenten fehlt, so

ersetzt die Arbeitsamkeit der Menschen den Mangel derselben, und selten gewinnt das Feuer eine gar zu ausgebreitete Gewalt.

Uebrigens fehlt es diesen fruchtreichen Gegenden noch immer an Menschen; sie könnten weit mehr ernähren, als da sind. Die Pest, welche besonders in den Jahren 1771 und 72 erschreckliche Verheerungen anrichtete, und Tausende von Menschen hinraffte, zeigt noch immer die fürchterlichen Spuren ihrer ehemaligen Verwüstung. Besonders haben die christlichen Einwohner dadurch gelitten, so daß ganze Städte von ihnen ausgestorben sind, in denen jetzt nur Juden wohnen, die bey der ganz ausserordentlichen Fruchtbarkeit ihrer Weiber, welche wohl eine Folge ihrer geilen Nahrungsmittel ist, sich weit schneller und leichter von ihrem Verlust erholen konnten, als die Christen. — Uebrigens treiben die hiesigen Juden ein starkes Verkehr mit dem Auslande, und haben gewöhnlich das Monopol des gesammten Handels an sich gerissen. In ihren Niederlagen trifft man allerhand Arten ausländischer Manufaktur- und Fabrikwaren, Materialien, ungarische

und französische Weine, und andere Bedürfnisse des Luxus und des Gaumens. Jene auswärtigen Züge gehen besonders nach Breslau, Leipzig und Frankfurth. —

Unser Weg führte uns durch mehrere sogenannte Städte; alle aber trugen sie das gewöhnliche polnische Gepräge der Unsauberkeit, des Schmutzes und der Zerstörung im höchsten Grade an sich. Juden machten immer den Hauptstok der Einwohner aus, und trieben alle Geschäfte, die man von ihnen verlangte. Auch stießen wir auf Schwärme von französischen Emigranten, die in diesen Gegenden ihr Wesen treiben.

Diese Menschen leben hier, kümmerlich genug, von der Gnade der polnischen Edelleute, und haben hier Schutz und Zuflucht gefunden, als das Schicksal sie aus einer Gegend in die andere trieb. Wenn sie das bedächten, so würden sie fein behutsam und weise zu Werke gehen, und ihre alten Vorurtheile und Ansprüche hübsch aufgeben. Aber, anhaltendes Elend hat die Wenigsten von ihnen klug gemacht; die Meisten zeigen sich stolz

und pretensionsvoll, und trotzen auf ihre vor-  
malige Herrlichkeit. Ihr alter Kastenstolz verliert  
sich nicht, wird fogar noch auf ihre Kinder fort-  
geerbt, und noch immer behandeln sie selbst den  
Mann, von dessen Wohlthaten sie leben, mit ei-  
nem Uebermuth, der in wirkliche Freyheit ausar-  
tet. Nach ihrem Dünkel muß es sich der Edel-  
mann zur Gnade schätzen, wenn sie an seinem  
Tische sich sättigen, in seinen Betten schlafen.  
Und doch sind eben diese Menschen, wenn sie mit  
ihrem Troge nicht ausreichen, wieder so kriechend  
demüthig, daß sie sich zu den niedrigsten Arbei-  
ten bequemen, und allenfalls Kammerlakaiendien-  
ste verrichten, und hinter dem Stuhle des Edel-  
manns aufwarten, der ihnen einen Platz an sei-  
nem Tische verweigert. Man sieht also hier Ex-  
komtes, Exmarquis als Kammerdiener oder Hof-  
meister ihr Leben fristen, oder auch als bon vi-  
vants herumschwärmen, die von der Gnade ir-  
gend eines polnischen Edlen eine kleine Unterstüt-  
zung genießten, und dabey so groß thun, als hät-  
ten sie über Millionen zu gebieten. Sie gebär-  
den sich oft selbst gegen ihre Wohlthäter mit

einem Uebermuthe, der seines gleichen sucht, und es ist zu bewundern, wie der stolze Pole oft den unerträglichen Troz dieser vornehmen Bettler dulden kann.

Freylich ist es auf der andern Seite auch wahr, daß der polnische Edle größtentheils nicht dazu gemacht ist, Wohlthaten zu erzeugen, indem es ihm an Resignation, an moralischem Gefühl fehlt. Der Pole thut nichts aus Bewußtseyn des Guten; alles aus Egoismus, aus Stolz. Seine Wohlthaten haben das Gepräge des schmutzigsten Eigennuzes; er will damit prahlen, er will sich auszeichnen, er will von der Welt bewundert, gelobt werden. Für Freundschaft und Mitleiden hat er wenig Sinn; alles ordnet er seiner Politik, seiner Selbstsucht unter; auf Handlungen, die ihm durch nichts vergolten werden, von denen wenigstens nicht ein äußerer Glanz auf ihn zurückstrahlt, setzt er gar keinen Werth. Gutes im Stillen gethan, heißt ihm, Wasser in einem Siebe aufbehalten. Moralisches Pflichtgefühl bestimmt keine seiner Handlungen, nur

Gewinn- oder Prassucht entscheiden, ob er thätig helfen, oder den Armen verhungern lassen soll. Bey allen seinen Wohlthaten bestimmt ihn der egoistische Gedanke, daß er, was er thut, die Bewunderung der Leute erregt, und daß er sich durch seine Beyhülfe Menschen verpflichtet, die eigentlich Geburt und Rang über ihn erheben, die aber jetzt so gedemüthigt sind, daß sie sich seiner Diskretion unterthänigst unterwerfen müssen, deshalb spielt er auch immer den Protekteur des Unglücklichen, vergißt nicht, daß, was er schon für ihn gethan, öffentlich mit großer Uebertreibung herauszustreichen, und läßt den Armen, oft mit zu wenig Schonung, den ungeheuern Abstand fühlen, der zwischen ihm, dem Wohlthäter, und ihm, dem Genießenden, stattfindet.

Nach dieser aus der Erfahrung genommenen Schilderung wird wohl Niemand nach dem Glücke verlangen, unter dem Protektorat eines polnischen Edlen zu stehen! Ich gestehe es auch gerne ein, daß es wahres Unglück ist, in die Hände eines solchen Menschen zu fallen, der nichts aus Ach-

tung für die Tugend, alles aus Selbstsucht thut; und ich bedaure jeden Verlassenen, den sein Schicksal verdammt, unter Polens Edlen Hülfe zu suchen. Das Wenige, was er gewinnt, wird ihm wahrlich bey den Meisten zu hoch angerechnet, und durch tausend Vorwürfe verbittert. Aber, das wird mir denn doch wohl auf der andern Seite jeder Unpartheyische zugeben, daß die Meisten dieser Emigranten, für ihren bisherigen unerträglichen Uebermuth, einer solchen Züchtigung nicht unwerth sind. Ich spreche nicht von Allen, denn es giebt Ausnahmen, und ich räume es gern ein, daß es unter ihnen Unglückliche giebt, die ihr Schicksal nicht verdienen; aber im Durchschnitt wird man es mir doch zugestehen, daß unter der vornehmern Classe dieser Menschen ein Sittenverderb, ein Uebermuth, ein Stolz, eine Herrschsucht hauset, die alles übertrifft, was man noch von Unverschämtheiten dieser Art in Deutschland gesehen hat. Nur die ärmere Classe dieser Unglücklichen — aber auch von dieser lange nicht Alle — ist wirklich zu bedauern; denn sie sind zum Theil die Ber-

führten, die sich durch glänzende Versprechungen anlocken ließen, ihr Vaterland zu verlassen, und ihren Verführern ins Elend zu folgen. Die Hoffnung, daß sie bald wieder zurückkehren, und dann mit hoher Ehre und Ansehen für ihre bisherige Treue belohnt werden sollten — eine Hoffnung, die lange Zeit ganz allgemein als Gewißheit betrachtet wurde, und noch nicht ganz erloschen ist —, diese Hoffnung tröstete sie wegen der kurzen Entfernung aus dem Vaterlande, und machte ihnen den Abschied leicht. Hätten sie nur geahnet, daß es kommen würde, wie es wirklich kam, weder Drohungen noch Versprechungen hätten sie dem Vaterlande entrissen. Aber der vornehmere Troß der Ausgewanderten sprach mit solcher Gewißheit von der baldigen Rückkehr nach Frankreich, bestimmte ja schon den Tag, an dem er triumphirend in Paris einzuziehen wollte, setzte schon Proscriptionslisten auf, wo die Köpfe aller derjenigen bezeichnet waren, die als Opfer des neueingeführten Despotensystems fallen sollten; sahe schon so gewiß den blutigen Untergang aller Republikaner, bestimmte

schon in Gedanken den Weg der grausamen Rache, den man gegen die sogenannten Aufrührer zu gehen entschlossen war, daß sich die Armen wohl durch alle solche glänzende Vorspiegelungen täuschen mußten, und den Augenblick ungenutzt vorbeyleßen, wo ihnen die Rückkehr noch möglich war. Zu spät sahen sie endlich ein, wie sehr man sie betrogen hatte. Die Aussicht, die vorhin so helle gewesen war, verdunkelte sich immer mehr. Statt sich den Grenzen des Vaterlandes zu nähern, trieb sie Frankreichs Genius immer weiter davon zurück. Die Kostbarkeiten, welche die ehemaligen Grafen und Barone aus Frankreich mitgeschleppt hatten, waren durch die tollste, widersinnigste Lebensart aufgezehrt. Der Mangel riß ein; der Herr Comte, der Herr Marquis fingen an, Gott zu danken, wenn sie sich an dem Tische eines gemeinen Edelmanns, oder auch nur eines Bürgers satt essen konnten. Brutal blieben sie nach wie vor, aber es war eine erbärmliche, bettelhafte Brutalität, die Niemand achtete, der nur einigermaßen den Kas senbestand dieser französischen Windbeutel kannte

Nun mußte ein jeder sehen, wie er sich allein forthat. Wer Muth hatte, oder ihn wenigstens zu haben affectirte, nahm Dienste bey dem famösen Corps, das der Prinz Condee, ein unwürdiger Enkel einer großen Heldenfamilie, anwarb, und kämpfte, freylich mit entschiedenem Unglücke, gegen die siegreichen Waffen seiner ehemaligen Brüder und Landsleute. Wer das nicht wolte, weil er zu gewissenhaft war, oder nicht konnte, weil es ihm an Muth fehlte, der suchte durch eine stolze Betteley sein Leben zu fristen. Die Besseren, aber freylich auch nur die Wenigsten, suchten irgend ein Gewerbe zu treiben, das seinen Mann ernährte; und so sauer ihnen auch anfangs die ungewohnte Lebensart wurde, so gewöhnten sie sich doch nach und nach daran, und hatten die Freude, in ihrer Unabhängigkeit fortzuleben. Die schlechtern, aber mithin die meisten, fanden dieß erniedrigend, und widmeten sich lieber der vornehmen Betteley. Der Herr Ermarquis ging zu seines Gleichen, drang sich auf, verschluckte Grobheiten, und sorgte nur für den Bedarf seines Magens. Sein bisheriger Kammerdierer, der bey seinem Herrn

wenig Geld, aber viel *savoir vivre*, und *savoir faire* gewonnen hatte, begab sich an einen andern Ort, spielte daselbst sehr natürlich den Herrn Marquis, erdichtete einen Roman voller Wunder und Abendtheuer, den er seinen Lebenslauf nannte, gab ihn jeder Gesellschaft zum Besten, spielte den Spasmacher, nahm Gottisen für Lieb, venerirte die Damen, ward zuweilen von ihnen protegirt, und wenn die ganze Rolle nicht mehr gehen wolte, so sank er wieder zum gemeinen Diener herab; welches nun freylich eine gescheutere Sphäre für ihn war, als die, zu der er sich gedrängt hatte.

So schleppten sich diese meistens unbrauchbare Menschen fort, ließen sich durch keine theuer gemachte Erfahrung wizigen, behielten ihren Stolz, ihre Ahnensucht, ihre Bürgerverachtung, ihren Uebermuth, ihre größtentheils schandvolle Lebensart bey, und wurden bald an jedem Orte, wo sie sich zeigten, mit Verachtung und Wiederwillen behandelt. Ihr Unglück, wenn sie es zu benutzen verstanden, hätte Mitleid erregt, aber ihre unerträglichen Pretensionen machten sie lächerlich

und verächtlich. Die Fürsten sahen bald ein, wie nachtheilig der Umgang mit diesen wilden, an Leib und Geist verderbten Menschen für ihre Unterthanen werden mußte, und nahmen Maasregeln dieses zu verhindern. Man verschloß ihnen die Grenzen; man verbot ihnen den Eintritt in mehrere Staaten; man jagte diejenigen, welche schon da waren, wieder zum Lande hinaus. Diese Maasregeln waren strenge, aber sie waren nicht grausam, nicht ungerecht. Wolte man den Krebsartigen Schaden von Grund aus heilen, so mußte man ihn wegschneiden, und des Bluts nicht achten, das dabey vergossen wurde. Auch hatten diese Menschen es ja selbst verschuldet, daß man so hart mit ihnen verfuhr. Man denke nur an die abscheuliche Art, mit der sie ihr Vaterland verließen, und — verriethen! Man erinnere sich nur, wie diese Wenigen — denn ich rede hier nur von dem vornehmern Theil, von den Prinzen, Grafen, Baronen, und dergleichen abscheulichen Troß — sich mit einem unerhörten Hochmuth dem Gesamtwillen der Nation widersezten, nicht ein Einziges ihrer gewaltsam usurpirten Vorrechte zum Besten des

Ganzen aufopfern wolten, die Unruhen im Land beförderten, als Vaterlandsverrâther sich fortſchlichen, mehrere Fürſten durch Täuſchungen in ihr Intereſſe zogen, und gegen Frankreich entriſteten; Epione unterhielten; Maniſeſte austheilten; alles ihrem Egoismus opferten; blutige Entwürfe ſchmiedeten; ſelbſt die Waffen gegen ihr Vaterland ergriffen, und allen Patrioten Tod und verderben ſchwuren. Und, wahrlich, ſie hätten dieſen Schwur gehalten, hätten in ihrer tollen deſpotiſchen Wuth Extrême Bluts vergoſſen, wenn ihnen das Schickſal nicht gewaltſam wiederſtrebt hätte. Aber es kam anders, wie ſie es in ihren ſtolzen Wahne träumten. Der Enthuſiasmus des franzöſiſchen Volks führte Thaten aus, für welche die Nachwelt erſtaunt. Die glänzenden Hofnungen der Ausgewanderten wurden vernichtet, die Rückkehr ins Vaterland ward ihnen nun, und wahrſcheinlich auf ewig verſchloſſen. Statt aber durch dieſen unerwarteten Strich in ihrer Rechnung beſſer und Klüger zu werden, fuhren ſie vielmehr in ihrem tollen wâſten Leben fort. In deutſchen Provinzen, wohin ſie als Flüchtlinge kamen, trieben ſie ei-

nen Unfug, der noch niemals erhört worden war. Schaamlosigkeiten aller Art, Unflätereyen, Niederträchtigkeiten, und Bubenstücke, dergleichen sich die größten Bösewichter schämen, erlaubten sie sich gegen hohe und niedere Personen. Eine ganze edle Generation ward durch sie verdorben; alle jene Gegenden, wo dieser Heuschreckenschwarm eine Zeitlang an der Moralität der Einwohner nagte, liefern noch jetzt abschreckende Beispiele eines allgemeinen Sittenverderbs, das diese Ungeheuer hier einführten. Coblenz und andere deutsche Städte beweinen den Fall ihrer edelsten und schönsten Mädchen und Weiber, die ein Opfer der viehischen Wollust dieser französischen Auswürflinge wurden. Frankreichs siegender Genius trieb sie endlich zur Flucht aus jenen Gegenden; sie eilten weiter nach Deutschland, um der wohlverdienten Guillottine zu entgehen, und fuhren in ihrem Schandleben fort. Wo sie hinkamen, da brachten sie Laster und Verderben mit. Blieb den Fürsten also ein anderer Ausweg übrig, als sie zu verbannen, wenn sie nicht über Völker regieren wolten, die an Leib und Seele verpestet waren? Sie litten,

was ihre Thaten werth waren. Kann man ihnen auch als Menschen nicht Mitleid versagen, so muß man sie doch als moralische und physische Ungeheuer verdammen und fliehen. Hätten sie sich als vernünftige Menschen betragen, die dem Staate, von dem sie Schutz genossen, ihre Hände zur Arbeit anboten; wären sie darauf bedacht gewesen, mit ihren Talenten zu wuchern, ihre Pretensionen aufzugeben, und als nützliche Staatsbürger zu leben, so wäre es auch wohl keinem Fürsten eingefallen, so strenge gegen sie zu verfahren. Aber, sie wolten nur Müßiggänger und nichts weiter seyn; sie wolten in ihrer tollen Blindheit kein Gesetz über sich erkennen; sie wolten von dem Marke des Staates schwelgen, ohne ihm zu nuzen; sie wolten keiner ihrer ererbten Vorurtheile, keiner ihrer verdorbenen Leidenschaften, keinem ihrer Laster entsagen; sie wolten unabhängig seyn, weil sie die ganze Welt verachteten, und ihre eigene Person höher hielten, als den Fürsten, von dem sie Wohlthaten genossen, und so kam es denn endlich ganz natürlich dahin, daß man sie nirgends mehr duldete, daß man auf ihr Unglück keine Rücksicht mehr nahm, daß

man sie wie verpestete Wesen über die Grenzen trieb, und sie ihrem wohlverdienten Schicksale, ohne weitere Theilnahme überließ! —

Die Noth zwang endlich diese Menschen, unter den Polen und Russen, die sie bisher als halbe Barbaren verachtet hatten, Hülfe zu suchen, und hier, wo von jeher jeder Auswurf der Menschheit, den andere Staaten von sich wegwarfen, willkommen war, fanden sie willige Aufnahme und reichliche Unterstützung. Aber auch hier machten sie es bald so bunt, daß sich viele Edelleute für diese trotzigen Gäste bedankten. Bald fehlte es ihnen hin und wieder an Unterkommen, und sie sahen sich genöthigt, wenn auch mit Widerwillen ein anderes Gewerbe zu ergreifen. Zu dem Ende machten sie vorzüglich auf alle Hofmeisterstellen Jagd, die nur im Lande zu finden waren. Durch einen nichts-sagenden Wortschwall betäubten sie die leichtgläubigen Polen; sie affectirten Kenntnisse, von denen sie nichts wußten; sie hüllten ihre Unwissenheit in schötklingende aufgeschnappte Phrasen; und da sie das Haupterfederniß eines hiesigen Erziehers, die französische Sprache, inne hatten, so wurden

sie mit Vergnügen aufgenommen, und der Edelmann that stolz darauf, einen adlichen Gouverneur bey seinen Kindern zu haben. Was sie aus ihren Zöglingen für Menschen bilden, das läßt sich leicht denken, da sie, wie schon gesagt, gewöhnlich auf der Welt nichts weiter gelernt haben, als ihre Sprache, und die übrigen ihnen fehlende Kenntniß durch Windbeutelery und durch dreistes Schreyen ersetzen. Denn, was das Recht-haben anbetrifft, darinn sind diese Menschen Meister; sie lassen keinen Andern zu Worte kommen; sie beweisen nichts, aber sie schimpfen und schreyen so unbändig, daß man sie gerne durch Nachgeben zum Stillschweigen bringt.

Die vornehmsten Emigranten fanden indeß bey dem hiesigen vornehmen Adel einige Unterstützung, und wurden dadurch wenigstens vor dem Hungertode geschützt. So erhielt die ehemals so berühmte und mächtige Familie Polignak, durch die Güte des Fürsten Potokyn ein kleines Gütchen zum Geschenk, das ungefähr jährlich zwölfhundert polnische Gulden einträgt,

eine Summe, von der eben nicht eine Familie von zwanzig und mehreren Personen, die an Ueppigkeit und Schwelgerey aller Art gewöhnt ist, sehr splendid leben kann. Allein hätten sie das nicht, so wäre die ehemalige Regentin von Frankreich Diana Polignak, zu deren Füßen einst Fürsten, Kardinäle und Grafen lagen, jetzt eine elende Bettlerin, die vielleicht mit ihren Kindern verhungern müßte. Diese unglückliche Familie hat die ganze Theilnahme meines Freundes rege gemacht. Er wurde durch einen hiesigen Edelmann daselbst eingeführt, und mit einer Güte empfangen, die er nicht erwartet hatte. Er fand die Fürstinn mitten unter ihren Kindern, die sie im Stricken, Nähen und andern weiblichen Arbeiten sehr emsig unterrichtete. Das Wohngebäude war klein und nett, aber es hatte nicht den entferntesten Anschein von Pracht. In den kleinen Zimmern herrschte Ordnung und Reinlichkeit, aber alles Luxuriöse war daraus verbannt. Die Fürstinn mit ihren Kindern war reinlich, aber mehr ländlich als fürstlich gekleidet. Ein einziger alter Diener, der seiner Herrschaft und ihrem Elende gefolgt war

bediente die ältern Mitglieder der Familie; die jüngern hingegen mußten sich alles selbst machen. Die Fürstin schien ihr Schicksal mit edler Resignation zu tragen, nur sahe sie es nicht gerne, daß man sie an ihren vorigen glänzenden Zustand erinnerte. Mein Freund fing einigemal an, auf die Vergangenheit anzuspielen; allein, sie lenkte das Gespräch immer auf andere Gegenstände und bat ihn endlich sehr dringend, daß er davon schweigen möchte. — „Ich bin jetzt, setzte sie mit ruhiger Fassung hinzu, nicht mehr die ehemalige reiche und mächtige Fürstin Polignak. Betrachten Sie mich als eine Unglückliche, die Ihr Mitleiden, und Ihre Schonung verdient!“ — Mein Russe fühlte das Undelicate seines Benehmens, küßte beschämt ihre Hand, und schwieg. Er fand die Familie ansehnlich stark; doch konnte er mir nicht mit Gewißheit angeben, wie viel Personen eigentlich dazu gehörten; bey Tische befanden sich über zwanzig. Er war übrigens von der Leutseligkeit und Unterhaltungsgabe der Fürstin bezaubert; dieses unglückliche Frauenzimmer hatte sein ganzes Interesse rege gemacht; er vertheidigte sogar ihre vormaligen Annahmen,

und bedauerte ihre jezige kummervolle Lage. Sie hat einigemal über die jezige Verfassung Frankreichs gesprochen, und zwar mit einem Enthusiasmus, den er von einer so bestimmten Freundin der Monarchie nicht erwartet hatte. Sie schien mit ihrem Vaterlande aufrichtig ausgesöhnt zu seyn, und wünschte demselben herzliches Glück zu seiner neuen Regierungsform; doch behauptete sie, daß noch viele Stürme von innen und außen erfolgen müßten, ehe Frieden, Ruhe und Ordnung wieder allgemein werden könnten. Ich muß gestehen, daß es mir leid that, daß ich diese, mir von meinen Freunde so interessant geschilderte Familie nicht näher kennen lernen konnte; aber mein Unstern wolte, daß gerade an dem Tage, da der Besuch vor sich ging, ein ungebetenes Flußfieber mich ans Bette fesselte, und den Tag nachher verließen wir diese Gegend. Diese Familie hat durch ihr Unglück, und durch die edle Resignation, mit welcher sie es trägt, Theilnahme erweckt, und man vergißt es beynahe, daß sie es war, die ehemals ganz Frankreich tyrannisirte, sich die unerlaubtesten Erpressungen zu Schulden kommen ließ, den König nach Befal-

len lenkte, und die Nation unter dem eisernen Despotenjoch erhielt. Doch — Reue ver-  
söhnt! —

Aber nicht alle hiesigen Emigranten ertragen, wie sie, mit ruhiger Ergebung ihr Schicksal. Viele derselben sind noch so toll, so unvernünftig, so pretensionsmäßig, so über alle Beschreibung übermuthig, als sie es nur jemals, im Schimmer ihrer Glücks, seyn konnten. Sie denken wirklich noch, daß es sich der polnische Edelmann zur Gnade schätzen muß, wenn sie ihm das gönnen, an seiner Tafel zu schwelgen, ihm seinen Wein auszutrinken, und seinen Geldbeutel durch allerhand verdächtige Kniffe zu schröpfen. Sie haben wirklich noch immer die thörigte Hofnung, einst noch einmal in ihrem Vaterlande die alte Rolle zu spielen, besonders jezt, seitdem Paul der erste sich zu ihrem Protekteur aufgeworfen, und sie seines Beystandes versichert hat. Catharina die zweite, die wohl weise überlegte, was sie that, duldete diese Menschen blos, wahrscheinlich aus Achtung für ihr Unglück; aber sie beförderte dieselben nicht weiter. Paul

hingegen, der es sich zum Gesetz gemacht hatte, von der Verfahrensart seiner weisern Mutter ganz abzuweichen, erklärte sich öffentlich für ihrem Beschützer, nahm das verächtliche Condeische Corps in seinen Sold, und gab vielen dieser Leute Militair- und Civilposten. So kommt es denn, daß man hier hin und wieder verlaufene Franzosen, welche nichts von der Landesverfassung verstehen, ja nicht einmal die Sprache inne haben, an die Spitze der magisträtischen Regierungen sieht. Diese Herren handeln denn hier ganz nach ihren alten Besiechungsgrundsätzen, verkaufen das Recht an den Meistbietenden, achten weder Gesetz noch Moralität, drücken und zwacken den Unterthan nach Belieben, und treiben ihr Spielchen mit geheimen Verhaftungen und dergleichen in Frankreich Mode gewesenem Teufeleyn, wie es ihnen immer beliebt. — So viel über diese Menschenklasse, die sich in diesen Gegenden Bandenweise umhertreibt, und den Adel in Contribution setzt! —

Die erste erträgliche Stadt, die wir auf unserer Reise in Bolkhynien antrafen, war

Luczko, die sogenannte Hauptstadt des bisher noch übrigen polnischen Antheils von Vollhynien. Viel loben läßt sich das Städtchen freylich nicht; Schmutz und Unreinlichkeit waren noch immer genug vorhanden; aber doch blieb man wenigstens nicht im Kothe stecken; doch waren die meisten Straßen erträglich gepflastert; doch beherrschten einige ansehnliche massive Gebäude die niedrigen, hölzernen, halb verfallenen Wohnungen der Juden; doch gab der sogenannte Ring schon einen recht artigen, und zum Theil erfreulichen Anblick. Die Juden verhielten sich indeß noch zu den christlichen Einwohnern, wenigstens wie fünf zu eins. Einige Deutsche machten der hebräischen Nation den Handel streitig; sogar ein deutscher Gastwirth verdrängte den jüdischen. Einige Kirchen waren recht artig, aber einfach, und ohne große Merkwürdigkeit. Zum Handel hatte diese Stadt eine sehr bequeme Lage. Der Fluß *Etter*, der bey ihr vorüberströmte, ist einer von den Mittelfläßen Polens. Er entspringt im südlichen Vollhynien, durchläuft das ganze Land in verschiedenen Richtungen, und verbindet sich in der Provinz Polesien mit der

Prozipicz, die sich wieder in den Dnepper ergießt. Daß indeß der Handel hier nicht so groß ist, als er seyn könnte, davon wird man bey dem ersten Blik überzeugt. Hier fanden wir zwey Bischöfe, den griechischen und katholischen, die in dieser Stadt ihren Siz aufgeschlagen hatten. Beyde Oberhirten sollen sich einander beständig in den Hoaren liegen, und in einem ewigen Sanges- und Religionsstreit mit einander leben. Keiner will dem andern etwas nachgeben oder einräumen; einer will den andern dominiren; jeder behalt seinen Starrsinn, seine Vorurtheile bey, und so kommt es denn, daß sie sich nie einigen; und ob gleich der griechische Bischof einen größern Anhang unter den Landeseinwohnern hat, so sucht ihn doch der katholische auf alle mögliche Weise zu kränken, und sich einen gewissen Vorrang zuzueignen. Bey feyerlichen Gelegenheiten heucheln sie indeß eine sehr ergebene Freundschaft für einander; im Herzen aber kochen sie Gift und Galle. Uebrigens hatte die Stadt nichts Merkwürdiges für uns; auch hielten wir uns nur eine Nacht darinn auf. Die zwey Kastele, welche zur Beschuzung der Stadt angelegt sind,

verfallen immer mehr, und sind überhaupt von keiner Bedeutung.

Weit interessanter ward uns Dubno, diese, in der Geschichte der polnischen Contracte so berühmte Stadt. Sie war ehemals die Residenz des Fürsten Lubomiersky, eines Mannes der weit umfassende Kenntnisse mit einem sehr edlen Herzen verbindet, der mehrere lebende Sprachen redet, sich im Auslande gebildet, und für den Wohlstand sowol als für das Vergnügen seiner Bürger mit thätigem Eifer gesorgt hat. Seit mehreren Jahren schon verfolgt er seinen Plan zur Verschönerung der Stadt, und durch die herrlichsten kostspieligsten Anlagen, so wie durch die Erbauung mehrerer öffentlicher und Privatgebäude, hat er es wirklich dahin gebracht, daß seine Stadt vor allen andern polnischen Anlagen, einen auffallenden Vorzug erhält. Sein Plan war es eigentlich, die ganze Stadt von Grund aus ganz neu zu erbauen, und sie also auf diese Weise zur schönsten in Polen zu machen. Bey diesem Entwurf ging er indeß sehr bedachtsam zu Werke, und machte nur jährlich so viel

neue Anlagen, als es seine dazu bestimmten Einkünfte erlaubten. Allein, der Ausbruch der Revolution, und die damit verknüpften Unruhen haben die Vollendung dieses Unternehmens verhindert, und der Fürst, der sich gegenwärtig größtentheils im Auslande, besonders in Wien aufhält, scheint seinen alten Plan nicht weiter verfolgen zu wollen. Indessen ist doch schon vieles geschehen, und unstreitig ist Dubno schon jetzt die schönste Stadt in Bollanden, die an sieben tausend Einwohner zählt, die sich mit allerley Manufakturarbeiten und nützlichen Gewerben, hauptsächlich aber mit dem Handel der ihnen aus der Moldau, der Walachen, Podolien und der Ukraine zugeführten Produkte, beschäftigen, namentlich mit Holz, Vieh und andern rohen Produkten, welche nach Breslau, Danzig, Elbing und Königsberg gehen.

Unter den vorzüglichsten Gebäuden dieses Orts zeichnen sich besonders das schöne Waarenlager, das Theater und das Schloß aus. Das Waarenlager nimmt den größten Theil des Mittelmarktes ein, und die schöne zweckmäßige

Einrichtung desselben macht sowohl dem fürstlichen Geschmacke, als auch seiner arithmetischen Kenntniß Ehre. Er hat wohl berechnet, daß ihm die Anlage nicht so viel kosten könne, als ihm der Ertrag desselben einbringt. Es ist äußerst bequem und geräumig erbaut, aber es bringt auch zur Zeit der Contracte enorme Summen ein. Um diese Zeit, wo ganz Polen hier beysammen ist, versammeln sich auch die Kaufleute von allen Nationen, und bringen ihre Waaren zum Verkauf her. Armenier, Griechen, Türken, Juden, Deutsche, Schweizer, Engländer, Franzosen und Italiener, miethen sich hier einen Platz in diesem Waarenlager, zahlen dem Fürsten vierzig bis funfzig Dukaten dafür, leben prächtig, müssen alles, was sie bedürfen, doppelt und dreyfach bezahlen, und ziehen doch noch mit einem Gewinn ab, der sie vollkommen zufrieden stellt. Selbst der kleinste Winkel in diesem Waarenlager wird an hausirende Krämer und Kleinhändler um einen sehr theuren Preis vermiethet. Die Contractzeit geht den sechsten Januar an, und während derselben steigt die Bevölkerung des Orts zu mehr als

dreißigtausend Menschen. Der ganze polnische Adel kommt dann hier zusammen und bringt ganz unermessliche Geldsummen mit. Man kann mit Recht sagen, daß um diese Zeit der ganze Privatreichthum Polens hier in Dubno aufgehäuft ist. Hier schließt man Käufe und Verkäufe ab, macht Anleihen und Wechselnegociationen, geht Pachtungen und andere Verträge ein, zahlt Schulden ab, und dergleichen. Alle diese Geschäfte gewinnen dadurch eine gewisse Heftigkeit und Unverletzbarkeit, daß die ganze Nation dabey zugegen gewesen ist. Im Waarenlager selbst ist dann von Morgens bis Abends ein Gedränge, das selbst nicht von der Leipziger Messe übertroffen wird. Der zu Verschwendungen aller Art geneigte Pole kauft dann die Produkte des Auslandes um die enormsten Summen ein, und befriedigt durch seinen Leichtsinn den Egoismus des Kaufmannes; der, um zu gewinnen, so fürchterlich prellen muß, weil er selbst so viele Ausgaben hat. Denn für das kleinste Dachstübchen muß er täglich einen Dukaten, und für ein sehr mittelmäßiges Mittagessen acht bis zehn polnische Gulden bezahlen.

Des Abends, wenn die Geschäfte beendigt, die Waaren eingekauft sind, geht man ins Theater, das nach dem modernsten Geschmacke erbaut ist, und ein schönes regelmäßiges Oval bildet. Hier spielt eine polnische Truppe, welche die Hälfte desselben im Gebrauch hat, und dafür dem Fürsten monatlich dreyhundert Dukaten bezahlen muß. Die andere Hälfte desselben behält der Fürst für sich, und richtet sie zuweilen zu andern Spektakeln, als zu Thiergefechten, Feuerwerken und dergleichen ein, wodurch er den versammelten Adel zu belustigen sucht; besonders ist der Bärenkampf hier sehr in der Mode, dem man mit vielem Vergnügen zusieht. Den größten Theil der Nacht bringt man mit Spiel, Tanz oder Trinken zu. Im Spiele stehen oft tausend und mehrere Dukaten auf eine Chartre, und es hat sich schon sehr oft getroffen, daß mehrere Edelleute, welche begütert und reich in Dubno einzogen, als Bettler wieder fortgegangen sind.

Das Schloß bildet ein schönes regelmäßiges Viereck, das mit Bastionen und einem tiefen

Graben versehen ist, den man aber jetzt nicht mehr unterhält. Man genießt von demselben einer reizenden Ansicht in die schöne fruchtreiche Ebene, die, durch die Sorgfalt des Fürsten, aus einem Morast zu einem schönen, kornreichen Aker gediehen ist. Die Zimmer sind schön und prachtvoll; alle Meubeln sind nach dem neuesten Geschmack, und die großen Säle strotzen von Gold, Silber und schöner Bildhauerarbeit. Einige Gemälde müssen den Fürsten endrme Summen gekostet haben, die er selbst in Italien gekauft hat. Die Privatbibliothek des Fürsten besteht aus einer Sammlung der besten deutschen, französischen, englischen und italienischen Werke, besonders aus Geschichtschreibern und Philosophen. Nur Schade, daß diese schönen Anlagen durch die Abwesenheit des Fürsten nach und nach zerfallen. Die dummen und geizigen Oekonomen sorgen nur für ihren Beutel, bekümmern sich wenig um die Unterhaltung der hier aufbewahrten Schätze, und verderben mehr, als sie schönen. — Auch die schöne und große Schloßkirche enthält einen

Schatz von Malerei und architektonischer Kunst.  
 — Daß dieser Fürst auch die schönste und beste  
 Stuterei in der ganzen Gegend hat, habe ich  
 Dir schon gesagt. —

Von Dubno aus mußten wir über einen  
 ansehnlichen Theil eines großen behölzten Ge-  
 birges, das sich mehrere Meilen in die Länge  
 zog, und sich bei Ostrog endigte. Dieser Ort  
 wird als die eigentliche Hauptstadt von Bolkhy-  
 nien angegeben. Zugleich war es aber auch  
 der Hauptort eines ehemaligen Herzogthums,  
 das, nebst einem Distrikt von einigen Meilen,  
 seine eigene Fürsten hatte, die unter polnischer  
 Lehnshoheit standen. Als der letzte Herzog zur  
 Regierung kam, verordnete er, daß, nach Aus-  
 sterben seines Mannsstammes, das ganze Land  
 zu einer Commenthurei des Johanniterordens  
 umgeschaffen, und einigen eingebornen Rittern  
 dieses Ordens als Großpriorat zuerkannt wer-  
 den sollte. Dieser Fall trat im Jahr 1673 ein,  
 wo der letzte männliche Erbe mit Tode abging.  
 Nach der Verordnung sollte nun die Umwand-

lung des Herzogthums in ein Ordensland vor sich gegangen seyn; allein wie in Polen immer alles drunter und drüber ging, und keine Verträge geachtet wurden, so ging es auch hier. Die weibliche Linie bestritt das Vermächtniß, riß mit Gewalt die Regentschaft an sich, und setzte sich in den Besitz des Herzogthums, ehe noch der Orden etwas dagegen unternehmen konnte. Jetzt singen die Johanniter ihre Klagen an, wiederholten vor dem Reichstage ihre Ansprüche, und drangen auf gesetzmäßige Entscheidung. Allein alles Protestirens ungeachtet, blieb die Sache unentschieden, und die weibliche Descendenz behielt den Besitz. So dauerten nun die Protestationen und Gegenprotestationen fort, bis die drei benachbarten Mächte sich in Polens politische Handel zu mischen, und dabei eine Hauptrolle zu spielen anfingen. Im Jahr 1772 wurde bekanntlich ein Theil des polnischen Reichs an Oesterreich, Rußland und Preußen abgetreten. Der Einfluß, den diese drei Mächte in die Angelegenheiten Polens seit dieser Zeit gewannen, machte dem Johanniterorden wieder

Muth, mit seinen alten Ansprüchen auf Ostrog hervorzutreten, und den Beistand der drei großen Nachbarn aufzufodern. Diese ließen sich sogleich bereitwillig finden, und verwendeten sich thätig für den Orden. Auf ihre Veranstaltung kam es denn auch schon im folgenden Jahre dahin, daß das ehemalige Herzogthum Ostrog in ein Großpriorat des Ordens mit sechs Commenthureien verwandelt wurde, doch mit dem Vorbehalt, daß nur litthauische oder polnische Ritter diese Güter besitzen sollten. So ist es denn auch geblieben bis zum Jahr 1793, wo bei der neuen Theilung Polens dieses Ländchen an Rußland fiel, und natürlich alle alten Verträge stillschweigend vernichtet wurden. Zwei Jahre darauf geschah bekanntlich jener entscheidende Schlag, wo der russische General Fersen, durch Besiegung des größten und tapfersten Patrioten Cosciusko, der ganzen Revolution und dem neu entstandenen Kriege ein Ende machte. Zufall und Verrätherei von Seiten der bestochenen und verblendeten Polen thaten ohne Zweifel hiebei mehr, als die ausposaunte

Tapferkeit des russischen Heerführers. Indessen blieb ihm das Verdienst, so wie es vielleicht manchem bleibt, das eigentlich seinen Soldaten oder dem Zufall gebührt. Die Kaiserin, welcher der neue Gang der Dinge in Polen, so wenig sie es sich auch merken ließ, schon Sorge genug gemacht hatte, war über diesen unermutheten Glücksfall so erfreut, daß sie nicht wußte, wie hoch sie den Sieger belohnen sollte. Zum Dank schenkte sie endlich dem Grafen Fersen das eben erledigte Großpriorat von Ostrog nebst allen dazu gehörigen Distrikten und Einkünften, die sich denn doch wenigstens auf zwanzig tausend Rubel jährlich belaufen.

Uebrigens ist Ostrog ein erbärmlicher Ort, und es nimmt mich nicht Wunder, daß sich der jezige Besitzer so selten hier sehen läßt. Der Roth, der hier in den meistens ungepflasterten Straßen und auf dem fettigen Boden Jahr aus Jahr ein liegt, ist über alle Beschreibung groß. Hätte nicht noch der größte Theil der Häuser sogenannte Vorlauben, durch welche man

ziemlich trocken gehen kann, so wäre es dem Fußgänger unmöglich gemacht, nur durchzukommen, der ohnehin schon genug kneeten muß, wenn er quer über eine Straße geht. Die Gebäude sind meistens von Holz, und haben ein schwarzes fürchterliches Ansehen. Die sogenannten massiven Häuser bestehen aus einer unregelmäßig aufgehäuften Masse von Ziegelsteinen, die nicht einmal überstrichen sind. Von schmutzigen, stinkenden Juden wimmeln alle Straßen, die daselbst ihren Schacher mit den hin- und herreisenden Russen, Türken und Armeniern betreiben. Das Schloß liegt von der Stadt etwas ab auf einer Anhöhe, welche die Gegend dominirt. Es trägt alle Zeichen seines Alterthums, und seines altgothischen Geschmacks an sich; es bildet ein unregelmäßiges Viereck, und ist nach alter Art von einer Mauer eingeschlossen. Nur durch seine Größe unterscheidet es sich von den übrigen Gebäuden der Stadt, sonst ist es räuchrigt und schwarz, wie diese, und sein Aeußeres macht wahrlich nicht auf das Innere begierig. — Was man denn doch sonst

in den polnischen Städten gewöhnlich, wenigstens sehr häufig antrifft, einen ordentlich gepflasterten, breiten und zum Theil schönen Ring, das sucht man in Ostrog vergebens. Der Platz, der denselben vorstellen soll, ist höchstens eine etwas breitere Straße. Die Häuser liegen dicht auf einander geflekt, und bei einer etwa entstehenden Feuersgefahr ist wahrscheinlich der größte Theil der Stadt ohne Rettung verloren, besonders da es hier, wie in ganz Polen, an Anstalten und Löschwerkzeugen fehlt, wofür man, leider! noch gar nicht gesorgt hat. Kirchen giebt es hier allenfalls, für die Kleinheit des Orts, die Hülle und die Fülle. Die meisten gehören den Katholiken, und natürlich fallen sie wegen ihrer Größe und gewissermaßen modernen Bauart, gegen das ärmliche Ansehen der übrigen Gebäude, sehr ins Auge. Dennoch entspricht das Innere dem Aeußeren eben nicht sehr; gewöhnlich sind sie mit grotesken Schnörkeleien überladen. Wie fast überall, so ist auch hier die Jesuitenkirche die vorzüglichste, modernste und ordentlichste; wenigstens findet man

doch Geschmak und Symmetrie darin; und wenn man auch nicht große Denkmäler italienischer Gemäldeausstellungen antrifft, so giebt es doch einige Stücke, die wenigstens einen mittelmäßigen Meister verrathen, und dem Auge wohlthun.

Da die Geschäfte meines Reisegefährten sich hier in die Länge zogen, und ich mich nach und nach zu langweilen anfang, so suchte ich mir die Zeit durch einige Ausflüge in die umliegende Gegend zu vertreiben. Ich hatte wohl nicht geahnet, daß ich auf dieser Ausflucht eine so unvermuthete Freude genießen, und alte Bekannte wieder antreffen sollte, die ich einige hundert Meilen von mir entfernt glaubte. Mein erster Weg von hier ging nach Szasslaw, eine Reise von vier Meilen, die durch einen ewig langen Wald führte, und in sechs Stunden vollendet war. Die reizende Ebene, in der diese Stadt liegt, und die weit bessere und festere Bauart, welche die hiesigen Wohnungen auszeichnet, fiel mir natürlich um so

mehr auf, da ich aus einem Schmutzloche kam, wo ein unerträglicher Knoblauchgeruch, der den Juden anlebt, die Luft verpestete, und ein ganz unglaublicher Koth mir fast jeden Ausgang verwehrte.

Szaslaw gehört dem Fürsten Sangursky, der daselbst wohnt, und einen sehr glänzenden Hof macht; das heißt, er hält sich eine ungeheure Menge von Bedienten, die er in prächtigen, aber geschmacklosen Livreen kleidet, und die durchgängig die geschäftigen Müßiggänger spielen; er füttert Maitressen und Jagdhunde; er hält seinen Kindern französische Hofmeister; er fährt in prachtvollen Equipagen; er unterhält eine wohlbesetzte Tafel, und stellt seine Herrlichkeiten ärmern Edelleuten zur Schau aus, die ihm für die Gnade, an seinem Tische sich satt zu essen, als ihrem allergnädigsten Gönner huldigen, und seinem Egoismus die glänzendsten Opfer bringen. Der Fürst besitzt alle gewohnten Fehler und Tugenden der polnischen Großen. Es fehlt ihm nicht an wissen-

schaftlichen Kenntnissen, noch an natürlichem Verstande, um dieselben gehörig anzuwenden; aber es fehlt ihm Bewußtseyn seines Menschenwerths; denn er kennt nur den Adelswerth. Er ist in mehreren Sprachen bewandert, und weiß sich sehr richtig und bestimmt auszudrücken; aber gegen seine Unterthanen ist er der wilde ungehobelte Pöbel, wie fast alle seine Mißbrüder. Er nimmt einen sehr humanen, ergebenen Ton an gegen alle diejenigen, die er einigermaßen zu fürchten Ursache hat; dagegen spielt er den gnädigen Herrn, den stolzen Egoisten, den erhabenen Beherrscher gegen Alle, welche weniger sind, als er, oder die seiner Gnade leben. Stolz und verächtlich sieht er auf alles herab, was seiner erträumten Größe nicht huldigt; dagegen zeigt er sich bescheiden, höflich, ja sogar niedrig kriechend, wenn ein Höherer, oder ein Gefürchteter in seine Nähe kommt. Er ist ein Millionair, aber er wendet sein Geld wenig zum allgemeinen Besten an, und verschwendet oft enorme Summen, ohne daß sie ihm, oder einem seiner Untertha-

nen zum Besten kommen. Er spricht viel und enthusiastisch von Freiheit, aber er zeigt sich als ein ungezügelter Tyrann gegen seine Unterthanen, und beweist durch sein Betragen, daß er unter dem Worte Freiheit nur seine eigene Unabhängigkeit versteht. Was man an ihm loben muß, ist, daß er seine Stadt wirklich verschönert, und in der Verbesserung derselben noch immer, und zwar nach einem ziemlich gescheuten Plan, fortfährt. Allein auch hier hat er doch seiner Eitelkeit blos das größte Compliment gemacht. Er will vor seinen Nachbarn etwas voraus haben; er will glänzen; und daher kommt es auch, daß er weit mehr auf äußern Schein, als auf reellen Nutzen gesehen hat. Viele Summen, die er blos an Schnörkeleien verschwendete, hätte er auf eine weit gemeinnütziger Art verwenden können. Daß seine Eitelkeit bei allen seinen Verbesserungen wirklich mit im Spiel ist, und ihn eigentlich ganz bestimmt, das bemerkt man an mehreren Umständen.

Das Schloß ist eins der schönsten in der

ganzen Gegend. Es liegt in einer reizenden Niederung, umgeben von trefflichen Gärten und Wiesen. Es ist offen, ohne Bastionen, Gräben und Thürme, ganz nach dem neuesten Geschmack angelegt. Die Zimmer sind vortreflich, und der Fürst läßt sie jedem Fremden von Distinktion öffnen; wahrscheinlich wieder, um seiner Eitelkeit dadurch ein neues Opfer zu bringen. Das Staunen des Reisenden, der einen solchen reizenden Geschmack, eine solche Mannigfaltigkeit, einen solchen Reichthum in diesen Gegenden nicht erwartete, schmeichelt ihm gar zu sehr. Er soll sogar oft in der Nähe lauschen, um selbst zu hören, was man von seinen Anlagen urtheilt. Das Lächerlichste dabei ist, daß man dem Fremden diesen Umstand beizubringen sucht, um sein Urtheil zu bestechen. Hört er sich loben, so ist er außer sich, und bläht sich noch einmal so auf. Es ist wahr, man verblindet bei dem Glanz, der jedes Zimmer vor dem andern auszeichnet; reinen geläuterten Geschmack kann man dem Fürsten nicht absprechen; doch wünschte ich einige auffallende Aufeinanderhäu-

fungen weg, die der Simplicität schaden, und dem Ganzen einen Anstrich von Ueberladung geben. Die großen Säle besitzen einen Ueberfluß von Architektur und Kunst, die man oft in vielen königlichen Pallästen vergebens sucht. Unter den Gemälden findet man mehrere italienische Meisterstücke, die den Fürsten tausend und mehrere Dukaten kosten. Freilich sind es nur Kopien, allein einige davon möchten wohl mit den Originalen wetteifern können. Die Büchersammlung des Fürsten ist eine der vollständigsten und ausgewähltesten, die ich noch in einer Privatbibliothek gefunden habe. Sie prunken in reichen geschmackvollen Einbänden; werden aber vom Fürsten selbst wenig oder gar nicht benutzt. Die um das Schloß liegenden Gärten haben einen sehr weitläufigen Umfang, und sind vortrestlich eingerichtet. Man findet darin alle jene englischen Spielereien, als Grotten; Kaskaden, Einsiedeleien, chinesische Pagoden; künstliche Felsen; Monumente und dergleichen Sächelchen mehr; die jetzt zum herrschenden Modeton gehören; und schon überall

in solcher Fülle angebracht werden, daß man sogar Duodezgartchen damit verschnörkelt, in denen man mit weit größerem Nutzen Kartoffeln und Gemüse anbauen sollte. Solch ein Anblick ist dann freilich mehr ekelhaft als angenehm; allein der Geschmak ist verschieden! —

Auch in den benachbarten Waldungen läßt der Fürst von Jahr zu Jahr reizende Parthien anlegen, die nach und nach die ganze Gegend zu einem offenen Park machen müssen. Besonders schön sind diese Anlagen in der Nähe seiner Jagdhäuser, deren er eine große Menge in hiesiger Gegend hat, in denen man einen Ueberfluß von Hunden antrifft, die sorgfältiger gehegt und gepflegt werden, als die Menschen.

Dem Pallaste gegenüber liegt auf einer kleinen Anhöhe die schöne Schloßkirche, und um sie her die zum Schlosse gehörigen Nebengebäude. Dieses ist unstreitig eine der schönsten Kirchen, die ich seit Grodno gefunden habe. Ihre symmetrische Ordnung, ihre moderne Bau-

art, ihre Pracht und ihre schönen reizenden Altäre zeichnen dieses Gotteshaus vor vielen andern aus. Man wird wirklich von Andacht und Ehrfurcht hingerissen, wenn man in dieses edle Wohngebäude jenes großen unsichtbaren Wesens eintritt, dem es zur Verehrung gewidmet ist.

Szaslaw besteht eigentlich aus zwei Städten, nämlich der alten und neuen Stadt. Die alte Stadt liegt auf einer Anhöhe, hat meistens hölzerne Häuser, und viele ungepflasterte, aber doch trockne Straßen. So sehr auch dieser Theil der Stadt noch einer Ausbesserung und Verschönerung bedarf, so hat er dennoch auch selbst bei seiner gegenwärtigen unverbesserten Lage sehr viel vor dem ekelhaften, schmutzigen und stinkenden Ostrog voraus. Schon die Luft, die man auf dieser Anhöhe einathmet, ist gesunder und mit weniger Dünsten geschwängert. Die Wohnungen sind fester, reinlicher und fallen besser ins Auge. Der Ring bildet einen großen und schönen Platz, der einige feste und moderne

Gebäude aufzuweisen hat. Die Straßen sind nicht so enge, und auch nicht so schmutzig. Die Häuser gewinnen von Jahr zu Jahr immer mehr an äußerer Schönheit, und innerer Bequemlichkeit. Unter allen öffentlichen Gebäuden der alten Stadt zeichnet sich die schöne Kirche der Bernhardiner, nebst den dazu gehörigen weitläufigen und massiven Klostergebäuden, sehr vortheilhaft aus. Die Kirche liegt auf der höchsten Höhe des Berges, auf dem die Stadt erbaut ist. Sie bildet ein schönes, obgleich dunkles Oval, und besitzt einige treffliche Gegenstände der Malerei und Bildhauerkunst. Die Mönche scheinen gutmüthige, obgleich nicht sehr gelehrte Leute zu seyn. Kranke nehmen sie bei sich auf, und verpflegen sie mit edler Sorgfalt; gegen bloß neugierige Fremde aber sind sie weniger gastfrei. Ihre Wohnungen sind reinlich und sauber. Der schöne Klostergarten, der weitläufig und groß ist, einige überraschende Parthien schenkt, und einen Ueberfluß von schönen und geschmackvollen Früchten darbeut, steht jedem ruhigen Einwohner offen, der nicht Un-

fug darin treibt. Die Aussicht von dieser Anhöhe ist vortreflich, denn man überblickt eine meilenlange Ebene, die durch allerhand Parthien abwechselt, und das Auge nicht ermüdet. Uebrigens spielen hier die Juden nicht die Herren, wie es in andern polnischen Städten gewöhnlich ist, sondern sie werden von den Christen übermogen.

Die Neustadt erwartet noch ihre völlige Ausbildung, und ist bis jetzt noch immer unbedeutend. Durch diesen Theil der Stadt fließt der kleine Fluß Horin, der in mannigfaltigen Krümmungen hinläuft, und mehrere kleine Inseln bildet, auf denen hin und wieder einige Wohnungen angelegt sind. Außer dem Schlosse und den dazu gehörigen großen Gebäuden, der schönen Kirche und einem massiven und — welches viel sagen will — deutschen Gasthause in der Nähe, ist noch weiter nichts angelegt; aber der Fürst läßt fortdauernd arbeiten. Gegenwärtig ist er beschäftigt, über einige Arme des Flusses schöne Brücken bauen zu lassen,

und einige durch den Fluß entstehende Sümpfe abzuleiten, welche ihm im Wege sind.

In dieser Stadt kantonirt gegenwärtig das sogenannte Narwische Infanterieregiment, das hieher verlegt worden ist. Unter den Offizieren dieses Regiments fand ich, wider Vermuthen und zu meinem großen Erstaunen, meinen guten braven Freund Harpe wieder, von dem und dessen Schicksal ich Dir schon einmal etwas geschrieben habe. Der gute Mann ist, trotz seiner gezeigten Bravour, die ihm den Verlust seiner Gesundheit zugezogen hat, noch immer Capitain, indeß Andere, die sich hinter die Fronte versteckten, wenn das Spiel um Leben und Tod anging, durch mächtige Protektionen geschützt, und, von Onkels, Basen und Bettern empfohlen, über ihn weggestiegen und zu Obristlieutenants, ja gar zu Obristen kreirt worden sind. Aber so geht es hier und überall. Tapferkeit und persönliche Bravour werden gerade am wenigsten beachtet, und machen am wenigsten Glück, wenn nicht Windbeutelereien von der

einen, und Empfehlungen von der andern Seite hinzukommen. Der Scheinheld, der seine verdienstlosen Handlungen zu erheben versteht, und mit denselben prahlt, kommt weit besser und leichter weg, als der reelle Mann, der seinen geraden Weg hingeht, keinen Schleichpfad aufsucht, still seine Pflicht thut, durch keine bloße Vergünstigung steigen will, sondern bloß den Lohn seiner Aufopferungen und seiner angewandten Mühe fodert. Wenn das nicht wäre, so würde man nicht manchmal in den Dikasterien Menschen angestellt sehen, die eigentlich dem Posten, dem sie vorstehen, gar nicht gewachsen sind; Menschen, die auf der Welt kein Verdienst weiter haben, als daß sie sich brav hüfen, den Obern brav schmeicheln, brav Geld spenden, oder brav Bettern und Verwandte unter den Chefs und Nebenchefs haben, durch deren Vergünstigung sie dann emporsteigen. Darüber ließe sich viel sagen, wenn ich diese Materie hier weitläufiger untersuchen wolte! Jeder darf aber nur um sich sehen, so findet er die Vergünstigung, die Schürzen-empa-

fehlungen, den Protektions- und Bestechungsweg, den Viele gegangen sind, um zu Aemtern und Ehrenstellen zu kommen. Selten arbeitet sich indessen das bloße Verdienst zu einer so ansehnlichen Höhe; und das ist natürlich, denn dem bloßen Verdienst fehlt jene Geschmeidigkeit, jenes unterthänige Bücken und Flehen, jenes anspruchslose Dahingeben in die Gnade eines Andern, als wodurch die Chefs sich gewöhnlich ihre Fürsprachen und ihre Beförderungen bezahlen lassen.

Mein guter Capitain empfing mich mit ungeheuchelter Freundschaft, und nahm mich so liebevoll auf, daß ich es ihm nie vergessen werde. Ich habe einige sehr frohe Tage in der Gesellschaft dieses guten Menschen und seiner Freunde verlebt, und ich danke meinem Geschik, daß ich ihn noch einmal wiedergesehen habe. Von ihm erfuhr ich, daß der Generalmajor von Fensch ebenfalls in der Nähe lebe, und zu seinem und seines Regiments Kantönirungsorte das Städtchen Constantinow, fünf Meilen

von Szaslaw, angewiesen erhalten habe. Diesen wakkern Mann zu besuchen, ward sogleich bei mir beschlossen, und ich bat mir die Gesellschaft meines Freundes aus, der auch sogleich meine Bitte gewährte. Die Gegenden, welche wir durchfuhren, waren nicht ganz unangenehm. Einige Strecken nicht ganz unfruchtbaren Landes abgerechnet, fanden wir sonst den schönsten und fruchtbarsten Boden, auf dem das Getreide sehr üppig gedieh, und der mit kleinen, zum Theil sehr romantischen Gehölzen artig abwechselte. Nur um Constantinow herum wurde die Gegend öder und steppenartiger. Aber so wie die Gegend umher, so war auch die Stadt beschaffen, die zu den Gütern der Fürstin Lubomirska gehörte — ein trauriger, hölzerner Ort, der ungepflasterte Straßen, und nur auf dem Ringe einige massive Häuser hatte. Die Pest hatte hier den christlichen Theil der Einwohner, bis auf zwanzig oder dreißig Familien, welche übrig geblieben waren, ausgerottet. Dagegen lebten hier über neunhundert Judenfamilien, die einen ansehnlichen Handel mit dem

Auslande, hauptsächlich mit Breslau und Leipzig führten. Hier fand man schon selten andere, als ungarische und österreichische Weine, die man größtentheils über die Gränze schlich, und sich doch noch immer theuer genug bezahlen ließ. Bei den Weinhändlern, die ebenfalls Juden waren, sahe es noch ziemlich ordentlich und reinlich aus. Die Stadt war mit Mauern und Thoren umgeben, die aber größtentheils entweder den Einsturz drohten, oder wirklich schon eingestürzt waren. An der einen Seite der Stadt lief in ansehnlicher Breite die Elucz vorüber, über welche ein ziemlich starker Erddamm ging, der in die Vorstadt führte. Wir fanden in dieser Stadt ein Dominikaner- und ein Karmeliterkloster. Das erste lag innerhalb der Mauer, und war zum Theil niedergebrannt; nur die eine Seite, welche stehen geblieben war, wurde von den Mönchen bewohnt. Es waren ihrer nur wenige, aber auch diese waren grob und ungeschliffen, und besaßen so wenig feine Lebensart, daß man ihren Umgang eher fliehen, als suchen mußte. Die

Kirche war schlecht, verfallen, schwarz und räuchrig. — Das Karmeliterkloster lag außerhalb dem Thore, in einer ziemlich reizenden Gegend. Das Klostergebäude war schön, geräumig und sehr reinlich. Die Mönche waren gute, gesellige und gastfreie Leute, die sich freuten, wenn ein Fremder sie besuchte, und alles herbeischleppten, was sie in ihrem Vermögen hatten. Sie nahmen ebenfalls Kranke auf, und pflegten sie mit sehr lobenswürdiger Sorgfalt. Der Garten war eine neue Anlage, und man wandte viel Fleiß und Mühe daran. Die Kirche war nicht prachtvoll, aber freundlich, helle und heiter. — Das Schloß, wo der General wohnte, war ein unbedeutendes gothisches Gebäude, das sich in baufälligsten Stande von der Welt befand, und nur einige wenige brauchbare Zimmer hatte. Rund umher lief eine große verfallene Mauer. Innerhalb des Schloßbezirks befanden sich noch, außer den Ställen, mehrere kleine Gebäude, die zur Wohnung des Oekonomen und der andern fürsüßlichen Unterbedienten benutzt wurden. Unter dem Schlosse

fort liefen gewölbte Keller, die sehr gut unterhalten waren, und eigentlich den brauchbarsten Theil desselben ausmachten. Der General empfing uns mit sehr viel Freundschaft, und wir mußten mehrere Tage bei ihm bleiben. Es war ihm lieb, daß wir kamen, denn er sehnte sich nach einer menschlichen Gesellschaft. Er war mit seiner Versezung in diese Gegend sehr unzufrieden, und die ganze Familie war es mit ihm. Und wirklich muß es für einen Mann, der an Gesellschaften gewöhnt ist, höchst unangenehm seyn, in dieser halben Wüste, umlagert von stinkenden Juden, zu verweilen, wo der nächste menschliche Umgang fünf Meilen weit gesucht werden muß. — —

Nach einem sehr vergnügten Aufenthalte kehrten wir nach Czaslau zurück, und hier nahm ich, wahrscheinlich auf immer, von meinem lieben Harpe Abschied. In Ostrog, aus dem ich vierzehn Tage abwesend gewesen war, wolte es mir jetzt noch weniger behagen, als bisher. Ich spornte also meinen Reisefährten

an, daß er eilen möchte, um aus diesem  
Nordloche herauszukommen. Er hat es auch  
gethan, und übermorgen sind wir auf dem  
Wege nach Kiow. Glück auf die Reise!

---

## Sieben und vierzigster Brief.

Gaminicz in Podolien, 1798.

Von meiner Reise durch einen Theil der Ukrainischen Steppe bin ich jetzt wieder zurückgekehrt, hieher, wo ich angstvoll der Entscheidung meines Schicksals entgegensehe, ob es mich in Rußland zurückbehalten, oder meinem Vaterlande näher bringen wird. Meine Briefe und Empfehlungsschreiben sind abgegeben, und in Rücksicht derselben, bin ich von verschiedenen der hiesigen Großen erträglich genug aufgenommen worden. Was sie nun weiter zu meinem Vortheile oder Nachtheile entscheiden werden, weiß ich nicht. Mit einer Beschützermiene haben sie mir versprochen, für mich zu sorgen; ob das aber nicht, wie ges

wöhnlich, leere Versprechungen sind, das wird die Folge lehren. Kriechen und betteln kann ich nicht; als freyer, selbstständiger Mann kann ich mich nicht so erniedrigen, und unterthänigst den Staub von den Füßen der Großen lecken. Lieber will ich Verzicht thun auf alles, was das Leben angenehm macht, als durch inkonsequente Handlungen mich erheben. Und das hieße doch wahrlich Inkonsequenz, wenn ich gegen meine Ueberzeugung handeln, und mir durch elende Schmeicheleyen, durch kriechende Demütigungen, die Gunst der Großen, die doch immer und ewig nur Aprilgunst bleibt, erringen wolte. Nein, will man mich nicht so, wie ich bin, so will auch ich nicht von meiner Handlungsweise abgehen. Das bischen Leben, das ich mir allenfals noch berechnen kann, werde ich wohl ruhig hinbringen, auch wenn ich an keinem öffentlichen Posten stehe, so sehr auch Wirksamkeit mein Wunsch ist! — Kann ich diesen ohne Aufopferung meiner Grundsätze erlangen, so werde ich das Meinige redlich beytragen, und demjenigen durch T h a t e n danken, der mich beförderte! Ist das nicht — je

nun, wie lange währt denn das ganze Maskenspiel, so fällt der Vorhang, und die Comödianten haben ihre Rolle vollendet! dann sind wir ja einander alle gleich — der Schmeichler und der Geschmeichelte — dann zeichnet uns ja nichts weiter von einander aus, als höchstens ein lächerlicher Begräbnißpomp, oder eine prahlende Innschrift, von dem allen der Verstorbene nichts mehr weiß! —

Es ist überhaupt ein mißliches Ding um die Gunst der Großen. Findest du heute an ihnen deine Beschützer, so kann sie morgen ein unbedeutender Zufall, vielleicht nur Laune, zu deine Verfolger machen; handle nur einmal ihren Entwürfen entgegen, zeige nur einmal, daß du eigenen Willen hast, und ihn dem ihrigen nicht unbedingt unterordnen willst, so hast du sie auf dem Halse. Durch allerhand unbefugte Chifane werden sie dir das Leben zur Last machen, dir alle deiner Freuden verbittern, und wenn du nicht nachgiebst; so werden sie gewiß alles anwenden, um deinen Sturz zu befördern! dann ist es um

dein ganzes Lebensglück geschehen, dann magst du zusehen, wie weit du kommen kannst, dann bist du schlimmer daran, als hättest du nie ihre Gunst genossen! Oder, ist dem etwan nicht so? Sehn wir nicht täglich vor unsern Augen dergleichen Wechsel des Glücks? Ist nicht Fallen und Steigen, wie Ebbe und Fluth, unvermeidlich? Und ist es also wohl wünschenswerth, darnach zu ringen? Glücklich ist der Mensch, der das alles nicht bedarf, welcher den Frieden seines Lebens nicht der Gunst weniger Augenblicke aufopfert! Was braucht denn der Mensch so viel, um wahrhaft glücklich zu seyn? Zufriedenheit ist ja das höchste Gut — wer dieß besitzt, der vertauscht seine Hütte nicht um eine Krone, der achtet nicht den Beyfall der Welt, nicht die Aprilgunst der Großen, nicht Rang und Titel. Genügsam zieht er sich in sich selbst zurück, lebt froh und unabhängig, und ist eher zu beneiden, als alle diejenigen, welche sich stolz über ihn erheben! — Zufriedenheit macht einzig unser Glück — und dieses Glück laß auch mir werden, gütiger Vater meines Lebens, der du so gerne die Seeligkeit deiner Ge-

schaffenen beförderst! Mit dieser Tugend ausgerüstet, trotze ich den Stürmen der Welt! Immerhin bleibe mein Name dunkel und unbekannt — mein Andenken verlösche mit meinem letzten Aufblick — habe ich doch froh gelebt, weint doch hin und wieder ein Edler mir eine Thräne nach, habe ich doch genossen, wonach so mancher Großer und Reicher vergebens verlangt — Zufriedenheit, Liebe und Freundschaft! —

Im Ernst, mein Freund; ich bereue meine Voreiligkeit, und ich wünschte jetzt, daß man mich hier zurückwiese; ich wünschte, daß man mich hier durch leere Versprechungen täuschte! So schmerzhaft mir das auch unter meinen Landsleuten seyn würde, so gelassen würde ich hier dabey bleiben. Ja, ich würde frohen Muthes den Staub von meinen Füßen schütteln, und dem Vaterlande wieder zueilen — denn ich sehne mich jetzt heftiger als jemals nach dem Vaterlande zurück! Lache nicht über mich! Es war wohl eine Zeit, wo ich den Wunsch hegte, mein ebe in Rußland hinzubringen; allein ist es die Schuld eig-

ner Inkonsequenz, oder der veränderten Umstände; genug, die Zeit ist vorbei; ich wünsche es nicht mehr, und ich denke sogar mit Widerwillen daran, daß man mich hier anstellen möchte! In-  
dessen ist der Schritt einmal geschehen, und ich muß die Folgen abwarten, die ich, so unangenehm sie mir auch immer seyn mögen, dennoch nicht mehr verhindern kann, wenn ich nicht noch inkonsequenter erscheinen will: Ich muß also abwarten, was da kommen wird. Täuscht man mich nicht, so nehme ich Abschied vom Vaterlande; täuscht man mich aber, so werfe ich mich freudig wieder in seine Arme! —

Unsere Reise ging von Ostrog aus, über Szaslaw, Labun und Berdiczow. Dieser letzte Ort ist der erste in der eigentlichen Ukraine, und macht gleichsam die Grenzstadt zwischen Bollandhynien und dieser Provinz. Was die Bauart anbetrifft, so unterscheidet sie sich durch nichts von den gewöhnlichen polnischen Städten; außer daß man daselbst ein sehr schönes und reiches Carmeliterkloster anbetrifft; in dessen Kirche

sich ein wunderthätiges Marienbild befindet, bey dem ein großer Theil der Polen Hülfe sucht. Die Märchen, die man von diesem Bilde erzählt, sind wirklich lächerlich; allein die Leute glauben daran mit einfältiger Zuversicht, und das Interesse der Pfaffen macht dem Aberglauben immer neue Bahn. Dieses Bild strotzt von Gold, Silber und Edelgesteinen, die manchem Armen zu Gute kommen könnten. Der Pabst hat den Puz der wunderthätigen Mutter Gottes noch vermehrt, und demselben im Jahr 1753 eine goldene Krone verehrt, die sie jetzt auf dem Haupte trägt, da die bisherige nur von Silber war. Ohnerachtet übrigens die Juden hier das Monopol des Alleinhandels an sich gerissen haben, so ist dieser Ort doch vorzüglich wegen seiner großen Märkte berühmt, die mehreremalen im Jahr gehalten werden, und zu denen, Menschen aus allen Gegenden Polens, und Kaufleute aus allen fremden Nationen, besonders des Morgenlandes, dahin kommen.

Von Berdiczow aus, trafen wir, bis Kiow hin, keinen beträchtlichen Ort weiter an, dessen Name nur genannt zu werden verdiente. Ueberhaupt fanden wir die Szene wieder so ziemlich verändert. Statt, daß wir in Bollandhynien, wo die Bevölkerung doch immer noch weit stärker ist, als hier, gewöhnlich jede halbe Meile ein Dorf antrafen, so mußten wir jetzt oft halbe Tagereisen machen, ehe wir auf ein kleines einzeln stehendes Haus stießen, das etwan am Wege angelegt war, um die Reisenden aufzunehmen. Ungeheure Steppen schlossen sich vor uns auf, aber sie enthielten einen Schatz von Fruchtbarkeit, der in den kultivirtesten Ländern Europens seines Gleichen sucht. War eine solche Ebene zurückgelegt, so wechselte mit derselben ein meilenlanger Wald ab, der aber nicht so dicht und undurchdringlich, wie ein litthauischer, auch nicht mit einem so finstern, melancholischem Nadelholze besetzt war, sondern wir fanden in demselben allerhand schönes und freundliches Laubholz, besonders Eichen, Buchen, Linden, Pappeln,

Birken, Rüstern und Ahornbäume. Ein hung-  
 riger Wanderer kann sich zur Zeit der Obst-  
 reife vollkommen sättigen. Er findet an dem-  
 selben einen Ueberfluß von allerley Kir-  
 schen, Holzbirnen, wilden Äpfeln, Johannisbeeren,  
 Himbeeren, Mispeln, Haselnüssen, ja selbst stel-  
 lenweise mehrere Arten des trefflichsten Gar-  
 tenobstes. Auf dem Felde findet er Melonen,  
 die so groß wie unsere Kürbisse wachsen, und  
 eine wahre Wohlthat für diese Gegenden sind;  
 ferner Arbusen und andere treffliche kühlende  
 Früchte. Die Ebenen haben einen Ueberfluß  
 von wilden Aprikosen und Pfirsichbäumen, die  
 einen so reinen, aromatischen Geschmack haben,  
 daß auch der delikateste Gaumen sie nicht ver-  
 schmäht. Der Boden ladet zur Ruhe ein, denn  
 er strotzt von wohlriechenden Kräutern und  
 Blumen, von üppigem Klee und Grasarten,  
 und die Natur hat nichts vergessen, was die-  
 sen Gegenden nothwendig und ersprießlich war.  
 Nur die Menschen haben unbesonnen gewirt-  
 schaftet, und den üppigen Segen der Natur  
 muthwillig verheert. Die hiesigen Waldungen

Hätten noch lange einen Ueberfluß an Salz geschenkt, wenn man sparsamer damit umgegangen wäre. Jetzt ist an einigen Orten schon großer Mangel an diesem nothwendigen Produkt, und tiefer in die südliche Ukraine hinein sollen die Einwohner schon alle ihre Speisen bey einer Art von Torf kochen, den sie aus Kuhmist zubereiten, und der einen unerträglichen Gestank verbreitet.

Der Boden in der ganzen Ukraine ist vorzüglich; er besteht im Durchschnitt aus einer schönen, schwarzen und fetten Erde, die alles in dem üppigsten Ueberflusse und ohne viele Zubereitung hervorbringt, was der Mensch zu seinem Bedarf nur immer wünschen kann. Würden die Einwohner diesen Boden besser und zweckmäßiger zu benutzen, drückte nicht der Despotismus alle ihre Kräfte zu sehr nieder, fehlte es nicht an Muth, Ausdauer, Beharrlichkeit, und vorzüglich an Händen bey der kleinen Menschenzahl, die dieses weitläufige Land bewohnt, so müßte die Ukraine ein Land werden,

das in wenig Jahren mit den gesegnetesten Ländern des Erdbodens wetteifern könnte. Aber, wie gesagt, es fehlt an Händen, um zu arbeiten, und was noch arbeiten kann, das ist zu faul dazu. Man vernachlässigt alles, weil man überzeugt ist, daß man noch immer mehr gewinnt, als man verzehrt. Für die Folgezeit sorgt man nicht im geringsten; denn die diesen Menschen angebohrne Trägheit, und fast möchte ich sagen, troglodytische Lebensart, läßt es ihnen nicht zu, auf etwas mehr als auf den täglichen Bedarf zu denken. Ganze ungeheure Strecken des fruchtbarsten Getreidebodens sieht man unbebaut da liegen, indeß Disteln und Unkraut aller Art in Ueppigkeit gedeiht. Nach einer Ruhe von vier, fünf und mehreren Jahren fällt es dann endlich einem Edelmann, oder auch einem Bauer ein, diesen wüsten, verwahrlosten Acker einmal wieder zu besäen. Nun geht er hin, brennt das Unkraut nieder, düngt mit der Asche desselben, ohne es zu wissen, den Boden, reißt die Erde etwas auf, oder, wenn er zu faul zu dieser letztern Arbeit

ist, so säet er auf gut Glück, in Gottes Namen, auf den unbereiteten Acker sein Getreide hin, überläßt das Uebrige der Natur, und diese, unermesslich reich in ihren Schenkungen, hilft der Trägheit der Menschen nach, und segnet das krüppelhafte Stück Arbeit mit einem Gedeihen, daß der Vorübergehende darüber erstaunt, und einen aufs sorgfältigste zubereiteten Acker zu sehen glaubt. Von Dünger weiß man übrigens hier gar nichts, weil man ihn nicht bedarf. Man läßt den Mist auf dem Felde, oder auf dem Hofe verfaulen, ja, das Thier frist ihn oft selbst vor Hunger wieder auf, wenn es demselben, wie das hier oft der Fall ist, an andern Nahrungsmitteln gebricht.

Indessen fängt man doch auch schon hier in einigen Gegenden nach und nach an, auf eine bessere Sorgfalt und Kultur des Bodens zu denken, je näher man mit den Russen in Verbindung tritt, die bekanntlich in Betreff des Ackerbaues schon längst den Polen vorausgeeilt sind. Ich selbst bin, besonders in der Nähe

von Kiow, auf Landschaften gestossen, die mit einer Sorgfalt bearbeitet waren, wie man sie in Schlesien und Sachsen nicht besser antreffen kann. Das Haupthinderniß der verbesserten Cultur wird jedoch noch lange nicht aus dem Wege geräumt werden, indem es doch immer an Menschen fehlen wird, die diese weitläufigen Ländereien zu bearbeiten im Stande sind. Zwar haben sich hin und wieder einige Deutsche und andere Kolonisten angesiedelt, allein sie taugen auf der Welt nichts, sie nehmen größtentheils die Maxime der Landeseinwohner an, sind so träge, so unkultivirt als diese, und zeichnen sich nicht einmal durch äußere Reinlichkeit aus.

Das größte Erzeugniß des hiesigen Bodens ist Roggen und Weizen. Dieß wird im ungemainen Ueberfluß angebaut; denn der Bedarf ist trotz der geringen Menschenzahl in der Ukraine dennoch erstaunlich groß, und die Ausfuhr dieser Getreidearten ins Ausland macht einen wichtigen Handelsartikel für diese Gegenden aus.

Brod ist hier fast die einzige Nahrung des gemeinen Mannes, mithin bedarf er mehr von diesem Artikel als Andere, die das Brod nur als Nebenspeise betrachten. Ueberdem nehmen auch die Branntweinbrenneren eine sehr große Menge Getreides weg; denn Branntwein muß der hiesige Bauer haben, und er könnte sich weit eher ohne Brod als ohne Branntwein behelfen. Der Gewinn in reichen Jahren beträgt ohngefähr das achtzehnte bis zwanzigste Korn; ein Seegen, den man wohl vergebens in den kultivirtesten Ländern des deutschen Reichs suchen möchte. Die Aehren sind fast noch einmal so groß, stark und gehaltreich als unsre gewöhnlichen, und die Halme erreichen eine Höhe und Stärke, daß sie eher einem dünnen Rohre als einem Strohhalme ähnlich sehen. Dabey bedarf das hiesige Korn nur die Hälfte der Aussaat; es häuft sich sehr dicht an einander, und es trifft sich oft, daß aus einem einzigen Halme mehrere Aehren empor schießen.

Mit dem gewonnenen Getreide macht man übrigens keine besonders großen Umstände. Da es in so üppigem Ueberflusse gedeiht, so glaubt man auch eben nicht nöthig zu haben, es so ängstlich zu sammeln. Nur die ökonomischen Edelleute, das heißt, diejenigen, die etwas mehr als die Uebrigen für die Cultur ihres Bodens sorgen, hin und wieder einige deutsche Verbesserungen anbringen, und den reichen Ertrag ihrer Felder besser zu benützen verstehn, bringen ihr Getreide unter ordentlich eingerichtete Schütthöden, und lassen es von Menschenhänden ordentlich ausdreschen. Die Uebrigen alle, Edelleute und Bauern, werfen es auf einer trocknen Stelle des Hofes zusammen, bedecken es mit einem leichten Strohdache, und lassen es durch Pferde austreten, wenn sie Körner bedürfen. Oft sieht man auch ganze große Getreidehaufen auf dem Felde liegen, die dann gewöhnlich allerhand fliegenden Thieren zur Nahrung dienen, durch Regen und Nässe verderben, oder auch durch heftige Stürme verweht werden. Der Bauer bekommt davon

gerade am wenigsten; und doch denkt er nicht auf eine bessere Wirthschaft, doch richtet er sich nicht nach der klügern Einrichtung einiger seiner Herren, die ihre Schüttdöden vollgefüllt haben, und es bey günstigen Gelegenheiten um sehr theure Preise an den Mann bringen. Zuweilen erhizzen sich auch solche Getreidehaufen, gehen in Flammen auf, und es ist nichts seltenes, solche brennende Hügel zu sehen. Der Bauer indeß, dem das brennende Getreide gehört, sieht dem Brande von weiten zu, und streckt keine Hand aus, um noch etwas Weniges zu retten, denn — er behält ja noch immer genug für seinen Bedarf; und so lange das noch ist, so mag brennen, was brennen will.

Gerste und Hafer wird nur so viel gebauet, als man zum nothwendigen Bedarf, und allenfalls zur Fütterung des Viehes nöthig hat; oft reicht es aber auch nicht hin, ja, man denkt nicht einmal daran, das Vieh damit zu füttern, sondern die armen Thiere müssen fürlieb nehmen, was sie selbst auftreiben kön-

nen; und oft fressen sie vor Hunger ihren eigenen Mist. Jeder Bauer braut sich sein Bier selbst, und wenn er von dieser Vergünstigung Gebrauch machen will, so säet er so viel Gerste aus, als er glaubt, das zu diesem Bedarf hinlänglich seyn möchte. Daß er dieses Produkt auch zu seiner Nahrung zubereiten kann, daran denkt er nicht. Selbst aus dem edlen Gerstentranke macht er sich gewöhnlich nicht viel; der Brantwein ist ihm lieber; und in Zeiten, wo er diesen nicht haben kann, behilft er sich mit Wasser, oder wenn er viel thun will, so sammelt er im Frühjahr das Birkenwasser, zieht es auf irdene Gefäße ab, und läßt es zu feinem Wohlgeschmacke stehen. In der That ist dieß auch kein unangenehmer Trank, und einige Bauern verstehen denselben so künstlich zuzubereiten, daß er auch einem verwöhnten Gaumen angenehm und erquickend schmeckt. Hanf und Flachs baut der Bauer nur so viel an, als er für sich und seine Familie das Jahr hindurch nothwendig bedarf, und Frau und Kinder weben es mit eigener

Hand. Tabak erbaut nur derjenige, der gerne raucht, welches hier nicht allgemein Mode ist, indem viele der hiesigen Einwohner, besonders unter den Russen und Cosaken, den Gebrauch dieses Krauts verabscheuen. Heidekorn, Erbsen und Hirse wächst in überflüssiger Fülle, und dient dem Bauer sowohl zu seinem eigenen Lebensbedarf, als auch zur Entrichtung seiner Abgaben, die er dem Gutsherrn schuldig ist. Von Kartoffeln und anderm Gemüse weiß man hier sehr wenig; wer davon etwas anbaut, der ist auch sehr theuer damit. Auf den Wein- und Hopfenbau hat man noch gar keine Sorgfalt verwendet, ja nicht einmal Versuche damit gemacht. Eben so wenig sieht man Maulbeerbäume, noch andere dergleichen nützliche Gewächse, die in diesen heißen Gegenden, wenn sie sorgfältig gehegt und gewartet würden, ohnstreitig weit schneller und besser gedeihen müßten, als in einigen rauhen und weit kältern Gegenden von Deutschland.

Die Waldungen liefern, wie gesagt, allerhand Obstarten, die zum Theil einen schönen,

saftigen Geschmack haben, im Ueberfluß. Der Bauer geht hin, und pflückt sich davon ab, was er heute zu verzehren gedenkt; daß morgen wieder ein Tag kommt, wo es ihm vielleicht unmöglich gemacht wird, sich einen neuen Bedarf zu holen, das kommt gar nicht in seinen Sinn. Es läßt sich wohl einsehen, daß er bey solchem Phlegma für den Winter eben so wenig besorgt ist. Trocknes Obst, das man hier doch in so großem Ueberfluß haben könnte, ist jetzt hier eine wahre Seltenheit. Was nicht verzehrt wird, das verfault auf dem Baume, oder auf der Erde. Ja, man läßt das Obst nicht einmal ordentlich reif werden. Sobald der Bauer nur einigen Saft darin bemerkt, so reißt er es ab, und frißt es begierig ein. Eine natürliche Folge dieses Verfahrens sind eine Menge von Krankheiten, besonders von der Ruhr, und von bössartigen Faulfiebern, welche gleich der Pest das Land verwüsten. Die Natur selbst giebt dem Menschen Mittel an die Hand, diese Nationalkrankheiten zu verhindern, oder wenigstens sie unschädlicher zu ma-

chen; aber der Mensch braucht diese Mittel nicht, oder wendet sie verkehrt an, macht sie sich selbst zum Gift, was für ihn Arzneey werden sollte, und stürzt sich durch unmäßigen Genuß frühzeitig ins Grab.

Auf den hiesigen Ebenen oder Steppen wächst viel Gesträuch, besonders eine Menge schöner Weidenarten, die aber alle ganz niedrig bleiben, und nie die Höhe eines ordentlichen Baumes erreichen. Ihre höchste Höhe beträgt etwan anderthalb Fuß. Und doch geben diese Duodezwäldchen einen sehr erfreulichen Anblick, besonders, da um sie her ein Teppich von allerley bunten Blumen und wohlriechenden Kräutern ausgebreitet ist. Auch sind diese Steppen nicht unbelebt; dieses kleinen Paradieses freuet sich eine Menge von Geschöpfen; besonders treiben Kaninchen, Frettchen, Maulwürfe, und tausenderley Arten bunter Schmetterlinge daselbst ihr Wesen. Zuweilen besuchen auch Schaaren von Heuschrecken diese Gegenden, und fressen, wo sie sich niederlassen, die Felder kahl. Auch allerhand

Arten giftiger Schlangen haben hier ihre Wohnung; besonders findet man die sogenannte schwarze Schlange sehr häufig, die unter allen am gefährlichsten seyn soll. Eins der schädlichsten Thiere aber für die Ukrainischen Felder ist die sogenannte Warre, ein Wurm, der ohngefähr die Größe einer mittelmäßigen Heuschrecke hat, und mit einer harten Decke gepanzert ist. Dieses Thier ist im Stande, ganze Felder zu zerstören, indem es den Halm von der Wurzel abnagt, und auf diese Art den weitem Wachsthum verhindert. Auch wimmeln diese Ebenen von allerhand Arten von Raubvögeln; besonders ist der weiße Falke hier zu Hause. Störche, Kranniche, Sperber, Trappen, wilde Tauben, Enten und Gänse ziehen schaaarenweise über die Ebene hin, und rauben mehr oder weniger, wo sie etwas von zahmem Geflügel erblicken, mit einer Geschwindigkeit, welcher der Gegenstand ihres Raubes nicht so leicht entgehen kann. In den Wäldern findet man Iltisse, Marder, Füchse, Hamster, Wölfe und wilde Hunde; feltner sieht man Haa-

sen, Rehe oder anderes eßbares Wildpret. Denn die Menge von Raubthieren, die in diesen Wäldern ungestört ihr Wesen treiben, lassen jene Thiergattungen wenig aufkommen, sondern stellen denselben mit einer Gefräßigkeit nach, daß fast alle Gegenden davon entblößt sind. Der wilde Hund hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem zahmen, nur unterscheidet er sich von demselben durch seine Falschheit und durch seine Raubbegierde, womit er andere Thiere, ja zuweilen gar Menschen anfällt, die ihn nur mit Mühe und Anstrengung abwehren können. Er hat weder die Geschmeidigkeit, noch die Anhänglichkeit an Menschen, die den zahmen Hund charakterisirt; auch läßt er sich sehr selten bändigen, und wenn es geschieht, so behält er doch eine gewisse Falschheit und Tücke bei, die er bei jeder Gelegenheit äußert. Ueberhaupt haben hier selbst alle zahmen Hausthiere mehr oder weniger das Gepräge der Wildheit an sich. Da man keine Sorgfalt auf sie verwendet, sondern sie ganz ihrem Schicksale überläßt, so laufen sie gewöhnlich wild umher, und richten manches Unheil an. Dieß

ist besonders der Fall mit den Haushunden, die eben so falsch, wild und unbändig sind, als ihre von Natur wilden Brüder. —

Längs der Ukraine hin findet man eine Menge von größern und kleinern Flüssen, von Bächen, Teichen und andern stehenden Gewässern. Die letztern wimmeln von Amphibien aller Art, besonders von einer Art großer Schildkröten, die von den Einwohnern mit vielem Appetit gegessen werden. In den Flüssen werden eine große Menge allerlei Fische gefangen, die jedoch nicht zum Bedarf eines Volks hinreichen, dessen Religionscerimonien weit mehr als ein halbjähriges Fasten vorschreiben. Mit ängstlicher Sorgfalt wacht man indessen doch auf die Haltung dieser abergläubischen Verordnungen, und, um sein Leben zu fristen, da der Bedarf nicht hinreicht, so kauft man die von den Juden aus weiter Ferne herbeigeschleppten, meistens schon stinkenden Fische Sonnenweise auf, und verzehrt diese nach und nach in Fäulniß übergehende Masse so sorglos, daß man selbst dann noch nicht damit aufhört, wenn sich schon Spuren pestartiger Krankheiten zeigen,

die durch diese abscheulichen Nahrungsmittel verbreitet werden. Dieß ist denn unstreitig eine der Hauptursachen, weshalb diese Gegenden so schrecklich von überhand nehmenden ansteckenden Krankheiten leiden, die oft in eigentliche Pest ausarten, und eine Verwüstung anrichten, von der man überall die traurigsten und deutlichsten Beweise antrifft. Das Clima selbst neigt sich schon zu allerhand bössartigen Krankheiten, zu Faulfiebern, giftigen Ausschlägen und dergleichen gefährlichen Zufällen. Die Luft ist fast beständig, besonders im Sommer, mit Fäulnissen und Dünsten aller Art geschwängert, die sich dem Menschen, der sie einathmet, mittheilen, und ihm gefährlich werden. Alle Morgen und Abend weht ein scharfer, kalter und nasser Wind, der so heftig über diese Gegenden herfährt, daß man bei der geringsten Unvorsichtigkeit sich tödtlich erkälten kann. Kommen dann nun zu allen diesen natürlichen und unvermeidlichen Ungemächlichkeiten noch ungesunde, oder wohl gar faulende Nahrungsmittel hinzu, so ist es wohl nicht anders möglich, als daß der Tod hier alle

jährlich eine weit größere Erndte halten muß, als es sonst in andern Gegenden der Erde geschieht, wo man mehr Sorgfalt auf seine Gesundheit verwendet. Wirklich ist die Proportion der Gestorbenen zu den Gebohrnen wie zehn zu eins anzunehmen, das ungerechnet, was noch überdem zuweilen die Pest verwüset. Auch werden die stärksten Menschen hier nicht alt; zwischen funfzig und sechszig Jahren sterben die meisten.

Mit Mineralien ist die Ukraine wenigstens nicht sehr beträchtlich versehen. Außer viel Kalk, den man hier fast in allen Gegenden unterhalb der fruchttragenden Erde antrifft, findet man auch noch hin und wieder einigen Salpeter und Mergel. Das letztere Mineral bleibt hier unbenutzt liegen, denn man kennt weder seinen Nutzen als Dünger, noch seine anderweitige Brauchbarkeit.

Das Klima dieses Landes ist, wie ich schon gesagt habe, heiß und ungesund. Nach der Hitze und der langen Dauer des Sommers zu urtheilen, müßten hier alle Sündfrüchte, die unter dem italienischen Himmelsstriche gedeihen,

ebenfalls gut fortkommen; und wirklich würde auch bei mehrerem Fleiß, Pflege und Wartung weit mehr gedeihen, als jetzt bei der hier herrschenden Sorglosigkeit geschehen kann. Gewiß ist es aber auch, daß der unerträglich naßkalte Wind, der sich hier jeden Abend gleich nach Untergang der Sonne regelmäßig erhebt, dem Fortkommen zarter Pflanzen sehr viel schaden würde. Demohngeachtet dauert doch der Sommer sehr lange, und ist den Tag über unerträglich heiß. Im Februar geht Frost und Schnee weg, und mit dem Anfange des März ist schon ein schöner Blument Teppich über die Erde verbreitet, und die Luft wehr sanft und gelinde. Mit dem April tritt die Hitze ein, und dauert bis in den September regelmäßig ununterbrochen fort. Dann bringt der Oktober und November wieder einige schönere und lieblichere Tage, bis sie sich endlich in die regnigte Jahreszeit verlieren, die dann im December dem Schnee und dem Froste Platz macht.

Die Viehzucht ist unstreitig die Hauptnahrungsquelle der Ukrainer. Mit dem Ackerbau beschäftigen sie sich nur aus Noth, mit der

Viehzucht hingegen aus Vergnügen. Diese Beschäftigung befördert mehr als eine andere ihren gewohnten Hang zur Trägheit, und bleibt allen nomadischen Völkern, selbst dann noch eigen, wenn sie sich schon bestimmte Wohnplätze gewählt haben. Was ihre Heerden bedürfen, das liefert ihnen die Natur; sie brauchen dabei nicht so mühevoll zu arbeiten, nicht so ängstlich anzubauen, die Natur sorgt gefälliger, als die Menschen, für den Unterhalt und die Pflege der Thiere. Daß sie der Natur nachhelfen, und durch die Kunst sich bessere und nahrhaftere Futterkräuter verschaffen können, das kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Genug, Gras ist überall, und mehr, denken sie, braucht das Vieh nicht. Jeder Bauer hat daher auch einen ansehnlichen Reichthum von Vieh, selbst wenn er nur ein kleines Stück Ackerland besitzt, das er zu seinem Nothbedarf anbaut. Weiter macht ihm das Vieh auch keine Mühe, als daß er zuweilen hingehet und nachsieht, oder es gegen den Winter in den Hof treibt. Auf eine Verbesserung dieses Nahrungsweiges, auf eine Veredlung der Racen, auf einen sorgfältigern An-

bau der thierischen Bedürfnisse — darauf denkt Niemand. Man überläßt es der lieben Natur, und diese denkt denn auch hier so mütterlich gut gegen ihre faulen, verdorbenen und undankbaren Kinder, daß sie, ohne ihren Beistand, das vernachlässigte Vieh gedeihen, fett und schön werden läßt. In andern Gegenden würde man bei einer solchen Sorglosigkeit alles verderben, statt daß hier, dem allen zum Troz, alles zur Bewunderung gedeiht. — Uebrigens zerfällt dieser Nahrungszweig in mehrere Branchen, unter denen die Pferdezucht obenan steht. —

Diese wird denn doch noch, besonders von den Edlen des Landes, mit etwas mehr Sorgfalt, als die übrigen Branchen, getrieben, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß noch große und wichtige Verbesserungen stattfinden könnten. Die hiesigen Pferde sind, sowohl wegen ihrer Leichtigkeit, als auch ihrer Schönheit und Stärke wegen, in Europa satzsam bekannt. Die vornehmsten Edlen des Landes beschäftigen sich mit ihrer Zucht, und wenden eine große Sorgfalt und ungemaine Kosten darauf. Dieß nöthigt dann den Bauer, ein gleiches zu thun, und,

seiner Faulheit ungeachtet, eine größere Bemühung auf die Zucht seiner Pferde zu verwenden, als er es sonst wohl thun würde. Eine Menge dieser Thiere gehen jährlich ins Ausland, und die preussische Armee zieht aus diesen Ländern ihre ganze Remonte. Indessen muß man nicht glauben, als wenn die Pferdezucht hier schon jenen hohen Grad von Vortreflichkeit erreicht hätte, den sie wahrscheinlich erreichen könnte. Es bleibt vielmehr in der hiesigen Behandlung dieser Thiere unendlich viel zu tadeln zurück, und die Ukrainischen Pferde könnten weit schöner und veredelter seyn, als sie wirklich sind, wenn man mehr von dem alten Schlendrian abweiche, und dem Beispiele einiger wenigen Magnaten folgte, die auf ihren Gütern Stutereien angelegt haben, die mit den arabischen wetteifern können. Aber wie man hier überhaupt zu faul ist, um selbst nachzudenken, so beweist man sich auch eben so träge beim Nachahmen; man glaubt, ohnehin Arbeit genug zu haben, wenn man dem alten Schlendrian so nachgeht; der gewöhnliche Edelmann ist zufrieden, wenn seine Pferde nur abgehen und bezahlt werden, und der Bauer hat weder Geld noch Muth, um etwas zur Verbesserung seines Viehes zu unternehmen. Daher kommt es denn, daß hier die herrlichsten Anlagen verkrüppeln, die schönsten Thiere verunstaltet werden, Statt daß man in andern Ländern, hauptsächlich in Arabien,

die Pferde auf gewisse Weise verzärtelt, so thut man hier gerade das Gegentheil. Ohne große Aufsicht läßt man sie gewöhnlich wild umherlaufen und sich herumsudeln, entwöhnt sie von keiner ihrer Untugenden, macht sie unbändig und trotzig, und glebt sie allen Eindrücken der Jahreszeit und der Witterung Preis. Durch diese Behandlungsart werden denn oft sehr treffliche Anlagen verhunzt; zwar gewinnen sie vielleicht dadurch an Stärke, Ausdauer und Gewandheit; allein sie verlieren an Wachsthum und Ausbildung, sehen immer schmutzig aus, und lassen sich nur mit vieler Mühe, oft auch gar nicht, bändigen. Bei ihren Heerden bleiben sie immer zusammen, und verlieren sich nie von denselben. Sie scheinen gleichsam Einem aus ihrer Mitte das Oberkommando gegeben zu haben, dem sie folgen, wohin er sie führt. Beim Einfangen gebehren sie sich sehr unbändig, setzen sich zur Wehre, und schlagen oft, trotz der Geschicklichkeit, womit ihre Gegner zu Werke gehen, viele Menschen zu Schanden. Mit den Wölfen und wilden Hunden führen sie einen ewigen Krieg. Sobald sie die Spur dieser Feinde wittern, so stellen sie sich in einen Zirkel beisammen, nehmen die jungen und schwachen in ihre Mitte, und erwarten so den Angriff des Feindes. Sie vertheidigen sich dann mit einer Entschlossenheit, die zu bewundern ist, hintergehen durch tausend listige Wendungen

den sichern Feind, achten der erhaltenen Wunden nicht, und rasten nicht eher, als bis sie Sieger sind. Thiere, die in diesem Kampfe mehrere Narben von erhaltenen Wunden aufzuzeigen haben, werden vorzugsweise wegen ihrer bewiesenen Tapferkeit geschätzt. Uebrigens bekommen sie nur sehr selten Hafer zu fressen, sondern man überläßt es ihnen, sich ihre Nahrung im Grase zu suchen. Demohnerachtet aber sind die hiesigen Pferde fett und stark, erreichen ein hohes Alter, und behalten ihre Gesundheit, Munterkeit und Gewandheit auch noch in höhern Jahren bei. Die Armenier und Juden treiben einen wichtigen Handel mit diesen Thieren, und schleppen eine Menge derselben, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, ins Ausland. Dabei verstehen sie die Kunst, selbst alten Thieren das Feuer der Jugend eine Zeitlang mitzutheilen, die Kennzeichen ihres Alters auszumerzen, und sie sodann als junge rasche Thiere anzupreisen. Es steht daher jedem Käufer zu rathen, sich nicht an den ersten Anblick zu halten, sondern vorher genau zu untersuchen; denn wenn er von der Güte eines Pferdes urtheilt, so lange der Jude darauf sitzt, so wird er ohne Zweifel gar greulich betrogen — denn es giebt keine größere Spizbuben auf der Welt, als die jüdischen Pferdemaßler. —

Nach der Pferdezucht ist hier noch die Rindviehzucht am ansehnlichsten. Große Heerden trei-

ben sich auf den Steppen herum, deren feister, gedrungener und fester Körperbau freilich gegen die magern litthauischen Ochsen und Kühe gewaltig absticht. Den ganzen Sommer hindurch werden sie sich selbst auf dem Felde überlassen, im Winter aber treibt man sie in eine Art von Ställen, die nach der Hofseite zu offen gelassen sind, und worin dem Thiere Wärme und alles gebracht, was es sonst im Winter bei einer mäßigen Pflege fodert. Nahrungsmittel schüttet man ihm nicht weiter vor, die mag es sich selbst suchen; dazu sind im Hofe mehrere Heuschober aufgestellt, zu diesen geht es hin, wenn ihm hungert, frist davon, so lange Vorrath vorhanden ist, tritt einen großen Theil der ihm bestimmten Lebensmittel zu seiner Lagerstatt nieder; und wenn alles verzehrt ist, so sieht es sich genöthigt, entweder zu hungern, oder seinen eigenen Mist zu fressen. Bei einer solchen nachlässigen Behandlung dieser Thiere ist es wohl natürlich, daß sie nicht so gedeihen, als es bei einer bessern Sorgfalt geschehen würde; jedoch muß man sich wundern, daß sie noch das werden, was sie wirklich sind. Im Sommer, wenn sie auf dem Felde Ueberfluß an üppiger Nahrung finden, werden sie fett und stark, nehmen aber natürlich im Winter ab, sobald ihnen Lebensmittel mangeln. Die Kühe geben den Winter hindurch keine Milch, und nur mit dem Anfange des Frühjahrs findet sich dieselbe wieder.

Dies ist nicht die Folge ihrer Eigenheiten, sondern bloß dem Mangel an kräftigen und hinlänglichen Nahrungsmitteln zuzuschreiben. Uebrigens wissen die hiesigen Bauern sehr selten etwas von der rechten Art des Butterns; viele von ihnen kennen dieses Produkt nicht einmal. Im Sommer essen sie die Milch, die ihnen dann die Kühe im Ueberfluß reichen, und was davon übrig bleibt, daraus knäthen sie eine Art von Käse zusammen, der eben keinen angenehmen Geschmack hat. Man spricht hier viel von der wunderlichen Liebe der Kühe zu ihren Jungen, und behauptet allgemein, daß wenn man der Mutter ihr Kalb nimmt, sie von dem Augenblicke aufhört, Milch zu geben, und, aller Versuche ungeachtet, nicht wieder dazu gebracht werden kann. Ich weiß nicht, ob diese Behauptung gegründet ist: Hainard giebt sie wenigstens für Gewißheit aus; indeß glaube ich, daß sich diese Erscheinung auch physisch erklären läßt. So viel ist gewiß, daß die Einwohner davon vollkommen überzeugt sind; deshalb bekommt man auch nur selten Kalbfleisch zu essen, und wer durchaus darauf besteht, der muß es sehr theuer bezahlen. — Die Ukrainischen Ochsen sind stark, groß, gedrunken und, besonders gegen den Anfang des Herbstes, sehr fett. In ihrer Wildheit sind sie gefährlich und lassen sich nur mit großer Mühe bändigen. Sie vertheidigen sich gegen alle Anfälle der Wölfe und der Menschen, doch folgen

sie dem ihnen bekannten Führer. Ihr Gebrülle ist fürchterlich. Wenn man sie einigermaßen gebändigt hat, so spannt man sie, gleich den Pferden, vor Pflug und Wagen; und dann zeigen diese Thiere eine Stärke, welche die der Pferde weit übertrifft. Zwar gehen sie nur ihren ruhigen Schritt fort, allein sie ermüden auch nicht so leicht, und halten, selbst im tiefsten Moraste, oder auf der steilsten Anhöhe, nicht an. Uebrigens haben der Adel und die Geistlichkeit die reichhaltigsten und fettesten Heerden. Es versteht sich von selbst, daß, da man an diesen Thieren so wenig Pflege verwendet, häufige Seuchen unter ihnen einreißen, wodurch sie heerdenweise aufgerieben werden. Aber auch dann macht man keine Vorkehrungen; auch dann überläßt man noch die Besserung der lieben Natur; ja man sondert nicht einmal die Kranken von den Gesunden ab, sondern läßt sie unbesorgt ihren Gift weiter ausbreiten.

Die Schweinezucht wird hier eben so mangelhaft getrieben, als alles andere, ohnerachtet sich fast ein jeder Hauswirth eine ansehnliche Menge dieser Thiere hält. Selbst die Juden besitzen davon eine große Anzahl, und ob es ihnen gleich das Gesez verbietet, davon zu essen, so treiben sie doch damit einen sehr wichtigen Handel, und leben fortdauernd in der Gesellschaft dieser schmutzigen und stinkenden Thiere. Nur am Sabbath:

tage werden die Schweine zum Hause hinaus getrieben und einem christlichen Führer übergeben, weil man es denn doch für Sünde hält, an diesem feierlichen Tage mit einem so verrufenen Geschöpfe in Gesellschaft zu leben. Uebrigens wird die eigentliche Mastung dieser Thiere nur sehr sorglos betrieben, obnerachtet Ueberfluß genug vorhanden ist. Daher kommt es denn auch, daß die ukrainischen Schweine nicht diejenige Stärke, Größe und Fetigkeit erreichen, die sie, nach der üppigen Faule ihrer Lebensmittel zu urtheilen, erreichen könnten. Warum diese Thiere nun noch den Menschen mehr, als der Natur überlassen, so würden sie in kurzer Zeit völlig verkrüppeln; allein die Natur sorgt für dieses vernachlässigte Geschöpf, reicht ihm Nahrungsmittel im Ueberfluß, und läßt sie ihm gedeihen. Bei aller Sorglosigkeit erreichen die hiesigen Schweine doch noch immer eine entschiedene Größe und Stärke, und ihr Fett übertrifft noch immer unsern gemästeten. Da sie sich größtentheils selbst überlassen bleiben, so verwildern sie natürlich nach und nach ganz, und sie sind zuweilen eben so fürchterlich, als die eigentlichen wilden, deren Natur sie ganz annehmen. Es ist nicht selten, daß sie in ihrer Wuth oft selbst Menschen gefährlich werden, die sie dann mit solcher Stärke anpacken, daß man schon oft Beispiele gesehen hat, daß erwachsene Personen von ihnen zerfleischt worden sind. Ist es

Bosheit oder Unverstand, daß ihre Hüter dann in der Ferne stehen bleiben, und dem abscheulichen Schauspiele kalt zusehen, ohne einen Versuch zur Rettung zu machen? Ich weiß es nicht, allein es geschieht wirklich, obgleich dieses wüthende Thier seinen Führer fürchtet, und sich von ihm, aber auch blos von ihm, zurück treiben läßt.

Was endlich die Schaafzucht anbetrifft, so ist diese ganz und gar vernachlässigt, wenigstens könnte sie, nach Verhältniß der Menge von Grasarten, und des ungemeinen Ueberflusses an allem, was dieses Thier bedarf, weit besser und vollständiger seyn, als man sie wirklich findet. Auch hiebei hat man größtentheils alles der lieben Natur überlassen, ohne sich viel um Veredlung, oder auch nur um Beihülfe zu bekümmern. Deshalb kann man auch die ukrainische Schaafzucht eher unbedeutend, als bedeutend nennen, und die Güte der Wolle will eben nicht viel sagen. Ja ich glaube, man würde vielleicht in der ganzen Provinz gar keine, oder doch nur äußerst wenige Schaafheerden sehen, wenn der Bauer nicht nothwendig die Wolle dieses Thieres zu seiner Kleidung bedürfte. Aber er müßte nackend gehen, wenn er keine Schaafse hätte; seinen ganzen Anzug nimmt er von diesem Thiere; es verschafft ihm seinen Kittel, seinen Winterpelz, ja sogar seine Schuhe; mithin zwingt ihn wohl die Noth,

sich einige dieser nützlichen Thiere zu halten, und wenigstens einigermaßen für sie zu sorgen. Das thut er denn aber auch so nachlässig, als es nur immer seyn kann; seine ganze Sorgfalt läuft darauf hinaus, daß er ihnen das nothwendigste Futter darreicht, und sie den Winter über in eine Art von feuchten und kalten Stall steckt, wo sie vor Frost und Hunger fast umkommen, und in großer Menge sterben. Daher sind ansteckende Seuchen ganz gewöhnliche Krankheiten unter diesen Thieren; ganze große Heerden werden dadurch aufgerieben, und ganz unerzliche Verwüstungen werden unter diesen so nützlichen Thieren angerichtet. Bekanntlich ist das Schaaf ohnehin von sehr weicher und empfindlicher Natur; jede Witterungsveränderung wirkt gewaltsam auf ihn; es läßt sich also denken, wie dieses Thier gedeihen kann, wo es, bis tief im Herbst, allen Veränderungen der Witterung ausgesetzt bleibt, die feuchte naßkalte Abend- und Nachtlust dieser Gegenden ertragen muß, und im Winter in einen Stall gesteckt wird, wo es sich weder erwärmen, noch seiner andern Bequemlichkeit pflegen kann. Natürlich liefert dann dieses vernachlässigte Thier auch eine Wolle darnach, die eine braune oder schwarze Farbe hat, sich grob und widerlich anfühlt, und mehr Aehnlichkeit mit den Haaren, als mit ordentlicher Wolle hat. Das kann aber auch nicht anders seyn, da man ohne Schonung

und Behutsamkeit zu Werke geht, und nichts thut, was nur einigermaßen auf die Veredlung dieses weitumfassenden Zweiges der Landwirthschaft abzielt. Einige begüterte Edelleute haben zwar hin und wieder auf ihren Gütern beträchtliche Verbesserungen angefangen, allein noch bis jetzt hat sich kein großer Erfolg gezeigt. Die Oekonomie, denen sie die Aufsicht übertrugen, waren gewöhnlich Schurken, die nichts thaten, als daß sie ihren Beutel füllten, und an keine Verbesserung dachten, die ihnen nichts eintrug. Ein Hauptfehler aber ist es wohl, daß es an ordentlichen und geschickten Schäfern mangelt, welche die zu ihrem Geschäfte erforderlichen Kenntnisse besitzen. Alle, die hier dieses Gewerbe treiben, sind unwissende Bauern, die auf der Welt nichts wissen, wie man mit diesen Thieren umgehen muß, und dabei noch so träge und faul sind, daß sie unstreitig schon dadurch mehr verderben, als gut machen. — Bis einmal eine Zeit kommt, wo die neue Regierung auf alle das bisherige Unwesen aufmerksam wird, und es zu steuern sucht; wo würdige Patrioten mit Muth und Beharrlichkeit durchgreifen, den Betrügereien der Juden und Pächter ein Ende machen, Manufakturen und Fabriken anlegen, den Kunstfleiß befördern, dem alles verheerenden Despotensystem entsagen, ihren Bauern und übrigen Unterthanen mehrere Gesetze

und vernunftmäßige Freiheiten zugestehen, den fleißigen Oekonom n durch Belohnungen und Unterstützungen aufmuntern, jede nützliche Verbesserung edelmüthig begünstigen, und Fleiß und Mühe mit Aufopferung aller alten Vorurtheile und usurpirten Gerechtsame vergelten — wenn einmal eine solche Zeit kommt, sage ich, aber eher nicht, wird auch dieser Zweig der Landwirthschaft mit den übrigen sich erheben, und zu einer schönen Beredlung gedeihen! Aber wann wird diese glückliche Epoche einmal eintreten? Wann wird es Patrioten genug geben, die allenfalls im Stande sind, alle ihre alten, zum Theil lächerlichen Vorurtheile dem Besten des Ganzen zu opfern? Wann wird der Freiheit die Bahn gebrochen? Wann werden Verdienste belohnt werden? Ich zittre, wenn ich daran denke, daß dieß alles vielleicht noch Jahrhunderte lang dauern kann; daß vielleicht Jahrhunderte noch hingehen, welche ein von der Natur so reich gesegnetes Land unter dem eisernen Drukke des Despotismus und veralteter Vorurtheile sehen werden; daß vielleicht noch nach Jahrhunderten hier die nehmliche Trägheit, die nehmliche Verwirrung, das nehmliche Bedrückungssystem herrschen wird, welches in diesem Augenblick hier gäng und gebe ist. Versuche sind zwar hin und wieder gemacht, wie ich Dir näher sagen werde; man hat an einigen Orten ein paar Manufakturen angelegt, allein sie sind

entweder in der ersten Anlage verdorben, oder durch die niederträchtigste Kabale und Spizbüberei vernichtet. Die beste von allen, die sich noch am thätigsten erhält, ist die, welche ihre Entstehung der Sorgfalt des Woyewodden Potocky verdankt, eines Mannes, der als einer der ersten Patrioten bekannt ist. Seine Manufaktur liefert schon wirklich einige recht feine Tücher; allein trotz der Sorgfalt, die man darauf verwendet hat, gedeiht sie noch immer nicht zu einer beträchtlichen Größe. Tausend Kabale, tausend Hindernisse treten derselben in den Weg; und nur ein Mann, wie Potocky, konnte den Muth haben, seine Anlagen, allen äußern und innern Verwirrungen zum Trotz, dennoch zu erhalten. — Uebrigens erreichen die Schaafse in der Ukraine eine Größe, welche die gewöhnliche weit übertrifft. Ihr Fleisch ist fett und wohlschmeckend, und dabei werden sie um einen äußerst wohlfeilen Preis verkauft oder vertauscht. — Denn Tauschhandel ist hier durchaus nothwendig, da der Bauer nur äußerst selten ein paar Stückchen gemünztes Geld besitzt, und alle seine Bedürfnisse vom Juden gegen ein Stück Vieh, oder einen Theil seines Getreides vom Juden verhandelt, wobei freilich der Vortheil bloß auf der Seite des letztern ist.

Von der Bienenzucht habe ich schon oben geredet. Sie wird hier eben so wie in Böhmen

betrieben. Die wilden Bienen liefern einen Ueberfluß von Honig und Wachs, der nicht allein zum Bedarf vollkommen hinreicht, sondern auch noch einen ansehnlichen Gewinn abwirft. Ueberall finden diese Thiere hier die schönsten Blumen, die ihnen ihre Süßigkeit zur Nahrung darbieten. Zahme Bienen in ordentlichen Stöcken findet man selten, ohnerachtet man sie bei dem ungemainen Ueberfluß der für sie tauglichen Nahrungsmittel in Menge haben könnte. Uebrigens treibt man mit Honig und Wachs einen sehr starken Handel ins Ausland, und ein großer Theil davon geht nach Breslau, Leipzig, Dresden, Frankfurt, Danzig und andere Orte. Was im Lande bleibt, das wird gewöhnlich zu Meth verbraut; ein berauschendes, wohlschmeckendes Getränk, das, wenn es gut bearbeitet wird und lange liegt, Farbe und Geschmak des ungarischen Weins annimmt, und wirklich sehr delikat ist und theuer bezahlt wird. Man nennt diese Art des feinen weissen Meths *Lippiz*; der gewöhnliche dunkelbraune Meth aber, den der Bauer mit großem Wohlbehagen trinkt, hat eine ekelhafte Süße, und einen widerlichen Geschmak.

Was den Handel der Ukraine anbetrifft, so ist derselbe mit ihren nächsten Gränznachbarn, den Türken und Russen, eben nicht sehr ansehnlich; denn größtentheils erzeugen diese Länder, wenigstens einige Provinzen derselben, die nehm.

lichen Produkte, welche die Ukraine im Ueberfluß liefert; ja diese hängt in Betreff der Levantischen Waaren von der Türkei, und in Betreff der Pelzereien von Rußland ab. Der Haupthandel der Ukrainer geht dagegen nach Deutschland, und von da weiter in die abendländischen Staaten von Europa, wo ihre Produkte seltner und kostbarer sind. Leider aber genießern die christlichen Einwohner sehr wenig Gewinn von die'em wichtigen Verkehr mit dem Auslande; der Haupthandel liegt noch immer in den Händen der Juden, Griechen und Armenier, welche selbst den vornehmsten Adel in ihrer Contribution erhalten. Indessen haben doch in neuern Zeiten einige reiche Edelleute nicht unglückliche Versuche gemacht, sich dieser schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen, und einen eignen Aktivhandel zu unternehmen. An der Spitze dieses großen Entwurfs, der die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, standen die beiden Potoczky. Der Schritt war um so gewagter, da ihnen alte eingewurzelte, gleichsam geheiligte Vorurtheile im Wege standen. Allein sie setzten es durch; ihr Reichthum setzte sie in den Stand, mehrere große Comtoirs im Aus- und Inlande zu errichten, und die großen Vortheile des auswärtigen und inländischen Handels den Juden und Armentern zum Theil aus den Händen zu reißen. Ihr Beispiel, womit sie die Bahn brachen, hat denn hin und wieder noch

einige andere Edelleute angefeuert, ein Gleiches zu wagen; und der Gewinn, den man dadurch zog, war hinlänglich, um den Egoismus zu befriedigen, und sich nicht ermüden zu lassen, sondern muthig auf dem Wege fortzugehen, den man mit so gutem Erfolg eine Zeitlang gegangen. Daher ist es denn gekommen, daß Juden, Armenier und Griechen wirklich einen großen Theil ihres Handelsmonopols verloren haben, ohnerachtet sie noch immer als Handelsleute eine sehr wichtige Rolle spielen. Dem patriotischen Unternehmern stellen sich freilich noch tausend Hindernisse in den Weg; längst genährte Vorurtheile halten auch oft gescheute Männer ab, dem Winke ihrer Patrioten zu folgen; allein die Nation, oder wenigstens der Adel, fängt doch nach und nach an, aus seiner Schlassucht zu erwachen; russische Industrie und Betriebsamkeit wird vielleicht noch lange nicht unter ihnen Statt finden; allein man fängt doch an einzusehen, wie weit man noch gegen diese Nation zurücksteht; man beginnt doch sich zu schämen, daß man so lange von Fremden abhängig gewesen ist, welche den Gewinn der Landesprodukte allein zogen, indeß die Eingebornen ihrer Gnade lebten; man scheint doch wenigstens nachahmen zu wollen, und das ist schon vor der Hand genug. Mit der Zeit wird schon mehr geschehen, und es steht zu erwarten, daß man nach und nach jenen betrügerischen Menschen das

Monopol des Handels ganz entreißen, und es zum Nutzen und Frommen der Nation verwenden wird. Nur muß freylich erst der Adelsstolz gebrochen, alle Vorurtheile müssen vertilgt werden; man muß es erst einsehen lernen, daß der Adel sich keinesweges beschimpfe, wenn er ein bürgerliches Gewerbe treibt; man muß den alten herkömmlichen Schlendrian verdrängen; man muß selbstthätig zu Werke gehen, man muß allenfals eingewurzelte Thorheiten und lächerliche Pretensionen aufopfern, um dem Ganzen zu nutzen; man muß sich zu einer nähern nothwendigern Verbindung mit der bürgerlichen Klasse verstehen; man muß Betriebsamkeit und Industrie befördern und belohnen: dann erst wird alles gut gehen; dann wird Segen und Glück gedeihen; dann werden diese Gegenden die Früchte ihres Bodens genießen, die bisher Fremden zu Gute gekommen sind! — Und Gott gebe, daß das bald zum Heil des ganzen Landes geschehe! — aber — aber —

Der Graf Potocky zu Czudnow hat dazu einen besonders schönen Anfang gemacht. Durch die Anlage zweyer großen Comtoire zu Cherson und zu Czudnow hat er seinen Handelsverkehr mit dem Auslande, besonders mit den österreichischen Staaten gesichert, und durch seine Verbindung mit den reichsten auswärtigen Handelshäusern, so wie durch die Pünktlichkeit und

Ordnung in seinen Geschäften, hat er sich einen Credit verschafft, mit dessen Beyhülfe er so manches große und nützliche Werk unternehmen kann. Und wirklich hat er schon Entwürfe ausgeführt, die man bisher in Polen für unmöglich hielt. Hätten ihm Anarchie, Vorurtheil und Dummheit nicht im Wege gestanden, hätten ihm die Spitzbübereyen der Juden nicht manches nützliche Unternehmen vereitelt, so wäre er schon längst weiter gegangen. Seine Entwürfe waren gehörig berechnet, und wurden mit Klugheit und Beharrlichkeit ausgeführt. Das Städtchen *Jambol*, ohnweit *Mohilow* am *Dniester*, hat er zur Hauptniederlage aller türkischen und lewantischen Waaren gemacht, und dadurch der Stadt *Mohilow* einen Theil jener Handelsvorthelle entrisen, die der Eigenthümer dieses Orts nicht gehörig zu benutzen verstande. Ueberhaupt hatte er auf die richtige Benutzung des *Dniesters* große Entwürfe gebaut; hauptsächlich war es seine Idee, diesen Strom zum großen polnischen Fruchthandel nach *Constantinopel* und dem adriatischen Meere einzurichten. Allein man hat ihm, wie gesagt, Hindernisse in den Weg gelegt, die er noch nicht überstiegen hat. Eine Hauptschwierigkeit macht indessen die Natur selbst, indem dieser Strom sich durch ein enges und steiles Felsenufer hindurch drängen muß, ein starkes Gefälle hat, und sehr reissend dahinströmt. Herabgestürzte Felsen:

massen verhindern zuweilen die Fahrt, oder machen sie wenigstens sehr schwierig und gefährlich. Durch das starke Gefälle wird die Wassermasse in den obern Gegenden des Flusses sehr vermindert, und in heißen und trocknen Sommern giebt es große Strecken, die man zu Fuße durchwatet kann. Nur während der Regen, die zu gewissen Zeiten in den Karpaten, wo er seinen Ursprung nimmt, fallen, ist er überall fahrbar; dann stehen aber wieder die herabgestürzten Felsenmassen im Wege. Diese wären indeß wohl durch Sprengung derselben wegzuräumen, auch ließen sich vielleicht alle die andern natürlichen Hindernisse aufheben, wenn man die Untersuchung und die dazu erforderlichen Kosten nicht scheute, bis jetzt aber hat man sich noch eben keine große Mühe gegeben, die Möglichkeit der Fahrt zu jeder Jahreszeit zu untersuchen, sondern man hat dieselbe nur zur Zeit der großen Wassermasse, und auch dann nur streckenweise versucht, weil man das starke Gefälle, besonders bey dem obengenannten Städtchen Zambol, fürchtet. \*)

Uebrigens ist der Handel in der Ukraine noch immer mehr passiv als aktiv zu nennen. Die Hauptausfuhr dieses Landes besteht in Pferden, Rindvieh, Getreide, Pottasche, Wachs, Honig, Talg, Meth und Peltereyen. Pferde werden be-

\*) Siehe Hammarbö's Reisen durch die Ukraine, welches nachzulesen und zu vergleichen ist.

sonders von der preussischen, und von andern deutschen Armeen jährlich in großer Menge aufgekauft; außerdem stehlen aber auch die Juden einen großen Theil dieser Thiere über die Gränze, verführen sie in alle Theile von Deutschland, und verkaufen sie mit großem Gewinn. Das Rindvieh geht in großer Menge nach Schlesien und dem innern Deutschlande; doch wird auch ein großer Theil desselben nach Danzig und an die Küsten der Ostsee versendet. Honig, Wachs, Getreide, Pottasche, wird auf Wagen bis an den Bug gebracht; hier schift man diese Produkte auf großen platten Fahrzeugen ein, und schift sie den Bug und die Weichsel hinab, nach Danzig, Elbing und den übrigen preussischen Handelsstädten. Wachs und Honig geht aber auch noch außerdem in großer Menge nach Gallizien und dem übrigen Deutschlande. Leder geht noch in kleinen Portionen nach Deutschland, doch fällt dieser Handel immer mehr weg je mehr man überall schon bessere Fabriken zur Gewinnung dieses Produkts angelegt hat. Der wichtigste Artikel des hiesigen Handels ist der mit Pelzereyen. Ganz Rußland versendet einen großen Theil seiner kostbaren sibirischen Produkte in diese Gegenden, und von hier gehen sie weiter in alle Reiche des Morgenlandes, wo kostbares Pelzwerk Hauptluxusbedarf ist, und mit enormen Summen bezahlt wird. Die Stadt Berdirzow ist die Hauptnieder-

lage dieser theuren Waaren; und zur Zeit der großen Märkte eilen die Nationen des Orients hieher, und kaufen den für sie eigentlich entbehrlichen Bedarf dieser kostbaren Waare, die ihnen so theuer angeschlagen wird, auf. An diesem Handel, wobey sie auch die eignen Peltereyen ihrer Waldungen, als Zlisse, Marder, Füchse und Wölfe zum Verkauf ausstellt, gewinnt die Ukraine am meisten. Uebrigens ist der Aktivhandel nach der Türkey mit den übrigen Produkten, außer dem Pelzwerk, nicht bedeutend. Außer etwas Honig und Talg, wird sonst wenig dahin versendet, weil die türkischen Provinzen alle jene Produkte im Ueberfluß erzeugen, welche ihnen die Ukraine liefert. Außer in dem einzigen Fall, daß etwan in den nächsten türkischen Provinzen ein ansehnlicher Mißwachs entstände, versorgt alsdann die Ukraine die nächsten Städte und Bestunzen mit ihrem Getreidebedarf. —

Was nun die Einfuhr betrifft, so besteht diese in Salz, in allerhand Arten feiner und Mitteltücher, zum Bedarf des Adels und der wohlhabenden Bürgerklasse in den Städten, in Leinwand und den dazu gehörigen Produkten, in Cattun, allerley Baumwollen- und Seidenwaaren, und den übrigen Erzeugnissen des Luxus: in Kupfer, Eisen, Zucker, Caffee, Gewürze und Apothekerwaaren, und endlich in allerhand Arten von Weinen, Rosinen, Pomeranzen, Citronen,

Feigen, Mandeln, Kastanien, Obst, Nüsse, nebst allerley Nürnberger Waaren. Salz hatte Polen bis zum Jahr 1772 in großem Ueberfluß. Die unermesslichen und ergiebigen Salzbergwerke bey Wielicza und Bochnia lieferten nicht allein der Republik ihren Salzbedarf, sondern setzten sie auch in dem Stand, ihren Nachbarn damit auszuhefeln. Allein im obengenannten Jahre verlor die ehemalige sogenannte Republik Polen diese reiche Quelle eines der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, und Oesterreich nahm diese Bergwerke in Besitz. Seit der Zeit reichte der kleine Theil, welcher Polen noch von seinen großen Salzminen übrig blieb, auf keine Weise hin, um das ganze Land damit zu versehen; und die Republik wurde jetzt von ihren Nachbarn abhängig, statt, daß der Fall sonst umgekehrt gewesen war. Hätte man Unternehmungsg Geist gehabt, so wäre es sehr wahrscheinlich gewesen, daß man vielleicht neue Salzminen entdeckt haben würde; allein daran fehlte es gänzlich, und man bezahlte lieber dem Auslande ein Produkt, das man vielleicht im Lande selbst noch im großen Ueberfluß hätte finden können. So ist es denn auch bis auf die jezige Zeit geblieben, und die Ukraine zieht ihren Salzbedarf besonders aus der Moldau und Siebenbürgen, über Gallizien und Podolien.

Was die Tücher anbetrifft, so bedarf nur der Adel, und allenfals der wohlhabende Theil der

Bürger, dieser Kunsterzeugnisse. Der Bauer macht sich bekanntlich seine ganze Kleidung selbst, und an Feinheit ist ihm nichts gelegen. Nur der Cosak, der eine Zeitlang in Diensten der Krone gestanden, und mit dem Bedarf des Luxus einigermaßen bekannt geworden ist, kauft sich zuweilen zu seiner Kleidung ein Mitteltuch. Alle diese Mittelsorten kommen aus den schlesischen Fabrikstädten; die feineren erhält man durch die dritte Hand aus Großpolen oder Danzig. Vornehmere von Adel verschreiben sich allenfalls selbst ihren Bedarf aus Paris und London. Alle Tücher stehen hier in einem ganz enormen Preise, und sind wenigstens noch einmal so theuer, als in Danzig, Berlin und Stettin, ohnerachtet man sich in den genannten Städten eben auch nicht über zu große Wohlfeilheit beschweren kann.

Leinwand und die dazu gehörigen Produkte erhält die Ukraine mehrentheils aus Schlessien, feltner aber aus Holland und der Schweiz. Indessen ist die Einfuhr dieses Artikels eben nicht die ansehnlichste, weil der Bedarf zu geringe ist. Der Pole, selbst der Vornehmere, fragt selten etwas nach feiner Leinwand. Seine Neigung, nur von außen zu glänzen, läßt ihn die Mängel seines untern Anzuges übersehen. Es gilt ihm völlig gleich, wenn auch sein Hemde und seine Beinkleider von grober Sackleinwand und zerrissen sind, wenn nur das erstere mit einem schönen Spizzen-

besatz prangt, und ein breiter mit Gold reich durchwirkter Vast seine zerrissenen und schmuzzigen Hosen bedeckt. Seine Nationaltracht kommt ihm dabey sehr zu statten; denn sie bedeckt alle seine innere Schande, und gewährt ihm das, was er so sehnlich wünscht, Pracht und Glanz von außen. Der gemeine Mann trägt gewöhnlich gar kein Hemde, oder wenn er eins trägt, so ist es nicht von Leinwand, sondern von einem andern groben Zeuge gemacht, und hat gewöhnlich eine dunkle Farbe, um das Waschen zu ersparen. Russen und Griechen tragen ein Hemde von braunem oder grauem Tuch; Strümpfe findet man auch selbst beym vornehmern Polen selten; gewöhnlich wikkelt er sich ein paar Lappen um die Füße, oder er fährt auch wohl barfuß, wie er ist, in seine Stiefeln hinein. Mit schönem und feinem Tafelzeuge macht man eben so wenig Umstände. Es ist nichts seltenes, bey dem reichsten Edelmann ein beschmuztes Tischzeug anzutreffen, das allenfals schon volle vier Wochen im Gebrauch gewesen ist. Darum kümmert man sich gar nicht; auch hält der stolze Pole so einen Verstoß gegen die gute Lebensart gar nicht unter seiner Würde; denn er ist an Unreinlichkeiten aller Art von Jugend auf gewöhnt, mithin denkt er nicht einmal daran, daß so etwas ihn verkleinern könne.

Beträchtlicher als der Leinwandartikel ist die Einfuhr der Catrun = Baumwollen = und Sei-

denwaaren. Ohnerachtet einige patriotische Edel-  
 leute den Versuch gemacht haben, inländische Cat-  
 tunfabriken anzulegen, so sind sie doch nicht, selbst  
 bey dem besten Fortgange, im Stande, die aus-  
 wärtigen Fabrikate zu verdrängen. Das größte  
 Hinderniß hiebey legen die Spizbübereyen der  
 Juden in den Weg, die alles Mögliche thun, um  
 das Aufkommen der inländischen Fabrikwaaren  
 zu verhindern, weil ihr Interesse dadurch Scha-  
 den leiden müßte; denn sie gewinnen bey dem  
 übrigen Tauschhandel so enorme Summen, daß  
 sie sich dadurch in den Stand gesetzt sehen, ihre  
 Waaren weit wohlfeiler zu verkaufen, als es die  
 inländischen Manufakturen im Stande sind. In-  
 dessen möchte diese Spizbüberey doch wohl nach  
 und nach jezt wegfallen, seitdem die russische Re-  
 gierung einen so drückenden Zoll auf die Einfuhr  
 aller fremden Waaren gelegt hat, daß es fast  
 nicht möglich ist, sie mehr einzuführen. Seit ei-  
 niger Zeit hat man hier besonders viel Geschmak  
 an den großblümigten türkischen Cattunwaaren  
 gefunden, und man bezahlt dafür ganz rasende  
 Preise, ohnerachtet der in diesen Zeugen herr-  
 schende Geschmak so bizarr ist, daß sie kein ver-  
 nünftiger Mensch ohne Widerwillen ansehen  
 kann. Leider hat aber doch auch unser liebes  
 Deutschland diesen Geschmak schön gefunden, und  
 findet ihn zum Theil noch so! — Die haupt-  
 sächlichste Einfuhr dieses Artikels besteht noch vor

der Hand aus türkischen und persischen Baumwollenwaaren von verschiedener Art und Schönheit. Mohilow und Dubno sind die Hauptniederlagen dieses Handels, und gewinnen dabey sehr große Summen. Seidenwaaren kommen aus Preußen, aus der Schweiz, aus England, Frankreich und der Türkei. Man reißt sich indessen nicht sehr darnach, und die reizenden Polinnen finden, daß sie ihre Reize durch einen schönen weißen baumwollenen Anzug weit mehr erhöhen, als durch ein steifes seidnes Kleid, dessen pedantische Form mich noch immer an die Mode vom Jahr 1701 erinnert. Sie zeigen sich daher selbst in den vornehmsten Gesellschaften, nur äußerst selten in Seide, höchstens in sogenanntem Seidenbast. Nur die Jüdinnen lieben alles, was Seide ist, und zeigen durch die Art, wie sie sich damit puzzen, ihre ganze Geschmacklosigkeit, die sie noch bizarrer macht, als sie schon von Natur sind.

Waaren des Bedarfs, besonders Zucker und Caffee, läßt man sich theils aus der Türkei kommen, theils über Danzig und Elbing. Feigen, Pomeranzen, Citronen, Araf und andere Südfrüchte kommen entweder aus Italien, oder aus Griechenland; Apothekerwaaren, aus Schlesien und Sachsen; Kupfer und Eisen aus Siebenbürgen und Ungarn; Weine aus Ungarn, Italien, Frankreich und Spanien, theils unmittelbar,

theils durch die dritte Hand. Der ungarische Wein ist der gewöhnlichste, aber nicht der wohlfeilste, denn der Kaiser hat einen Impost darauf gelegt, der ganz enorm ist. Doch wird auch viel damit Contrebandirt, und wer mit diesen Leuten einverstanden ist, der kann ziemlich wohlfeilen Wein trinken. Ich kenne Generale, und mehrere vornehme Personen, die ihren ganzen Bedarf durch Contrebandiers ins Land schleppen lassen. Das Uebrige, was man hier sonst noch zum Wohlgeschmak des Gaumens und zum Luxus bedarf, erhält man gewöhnlich über Danzig und Elbing. — So sieht es mit dem Handel aus, der übrigens, wie gesagt, noch immer größtentheils in den Händen der Juden, der Griechen und Armenier ist, einige wenige Edelleute ausgenommen, die dem Vorurtheile Trotz geboten, und zu ihrem großen Vortheil diesem fremden Volke das Monopol des Handels zum Theil aus den Händen gerissen haben.

Mit den Manufakturen und Fabriken hat man sich bisher in ganz Polen, mithin auch hler; noch fast gar nicht beschäftigt; diese mangeln entweder gänzlich oder sie befinden sich in dem erbärmlichsten, stümperhaftesten Zustande von der Welt. Die Juden und die adlichen Pächter sind die Hauptfeinde solcher gemeinnützigen Anstalten; und thun alles, was ihnen möglich ist, um ent-

weder die Entstehung derselben zu verhindern, oder ihre Fortschritte zu vernichten. Die Er-  
 stern werden durch ihr Interesse dahin bestimmt, keine inländische Fabrik aufkommen zu lassen, wenn si nicht wollen, daß einheimische Arbeiten ihnen den großen Gewinn entreißen sollen, den sie bisher zum Nachtheil des Landes von der Ein-  
 fuhr ausländischer Waaren gezogen haben. Die  
 Letztern sehen nur allein auf die Füllung ihres Beutels; Geld ist ihr Gott; was nicht auf der  
 Stelle Geld einbringt; das dünkt ihnen unnüz; sie verbessern nicht, sondern sie verschlimmern; sie sehen nur auf den augenblicklichen Gewinn; sie kümmern sich nicht, ob dadurch das ganze Land leidet, wenn sie sich nur bereichern; was ihnen im Wege steht, das zerstören sie, das reißen sie nieder; kurz, sie sind die wahren Blutigel, welche die verpachteten Güter so aussaugen, daß sie sich noch nach längen Jahren nicht wieder erholen können. Und leider stehen die mehresten Güter unter der Despotie dieser Unmenschen, die auf ihren Pachtungen so unumschränkt die Herren spielen; daß selbst der Eigenthümer, bey dem sie gewöhnlich immer im Vorschuß sind, nur gleichsam ihrer Gnade lebt, und sie handeln lassen muß, wie es ihnen beliebt.

Unter solchen Umständen können freylich Manufakturen und Fabriken nicht sehr gedeihen. Indessen haben einige Patrioten, die mit einem großen Einkommen auch guten Willen genug verbanden, gemeinnüzzige Anstalten einzurichten, mehrere Versuche gemacht, einige Manufakturen und Fabriken anzulegen; und sie mit geschickten Arbeitern zu versehen. *Essenhause's* Verdienste um Litthauen sind bekannt; und sie er-

streckten sich auch zum Theil bis auf diese Gegenden. Der edle Mann hatte es mit seinem verwahrlosten Vaterlande sehr gut im Sinn; aber er ward ein Opfer der niederträchtigsten Kabale. Er fiel, und mit seinem Tode sank sein ganzes patriotisches Unternehmen in den Staub. Doch feuerte sein Beyspiel mehrere reiche und gutdenkende Männer an; gleiche Unternehmungen zu wagen, und wenigstens sich und ihre Unterthanen von dem Wucher der Juden, Armenier und Griechen zu befreien.

Unter diesen wakkern Männern steht der Woywodde Potokyn oben an. So wie er sich schon bey andern Gelegenheiten als einen ausserordentlichen Menschen gezeigt hatte, der allensals im Stande war, den Wüst alter Vorurtheile dem Vortheile des Ganzen zu opfern, so zeigte er sich auch bey diesem Unternehmen entschlossen und thätig, um seinen Landsleuten eine neue Bahn zu brechen. Zu Niemirow, der Hauptstadt seiner Besitzungen in der Ukraine, legte er eine Tattunfabrik an, die sich noch bis diesen Augenblick als die erste und wichtigste im ganzen Lande behauptet. Sein Reichthum machte es ihm möglich, eine ganz enorme Summe auf die Einrichtung seiner neuen Manufaktur zu verwenden; seine Entschlossenheit, seine Thätigkeit räumte alle Hindernisse aus dem Wege, die ihm Vorurtheil, Dummheit und Betrug entgegen stellten. Bey seiner neuen Fabrik setzte er Männer an, die ihrem Fache gewachsen waren, und die er mit großen Kosten aus dem Auslande herbey rief. Sie hatten zugleich die Anweisung, junge fähige Leute aus der Nation selbst zu unterrichten, und sie nicht al-

lein mit dem Mechanismus ihrer Arbeiten, sondern auch mit Geschmat und Kunst bekannt zu machen. Jahre gingen hin, und der Woywodde sahe von seiner Anstalt keinen sonderlichen Nutzen, vielmehr mußte er von Jahr zu Jahr sehr ansehnliche Summen nachzahlen. Allein er ermüdete nicht, sondern fuhr muthig fort in seinem angefangenen Werke, wartete geduldig die Zeit ab, und trotz noch jetzt allen Hindernissen, die ihm Juden und Christen in den Weg legen. Jetzt beschäftigen sich bey dieser Fabrik mehr als zwey hundert Arbeiter, und liefern jährlich eine Anzahl von zwey bis drittehalb tausend Stück Zeuge von verschiedener Güte. Daß diese Fabrik indeß noch immer nicht diejenige Größe erreicht hat, die sie, nach den darauf verwandten Kosten hätte erreichen können, daran sind besonders die Spizbüheren der Juden Schuld, die alles Mögliche thun, um das Aufkommen derselben zu verhindern, und lieber ihre fremden Waaren zuweilen mit Schaden verkaufen, um nur die aus der Manufaktur gelieferten Produkte zu verdrängen.

Eben dieser patriotische Magnat hat auch in der nämlichen Stadt eine sehr schöne Lederfabrik angelegt, die schon seit zwanzig und mehreren Jahren recht artige Produkte liefert. Schon im Jahr 1784 warf sie einen reinen Gewinn von vierzehnhundert Thalern ab, und dieser Gewinn ist von Jahr zu Jahr, selbst während der unruhigen Revolutionszeit, gestiegen. Der König hat dem Prinzen zu verschiedenenmalen den Vorschlag gethan, seine Fabrik nach Warschau zu verlegen, und ihm ein ausschließliches Monopol zugesichert; allein Potocky hat es immer abgelehnt, vorzüglich weil er seine Unterthanen liebt, und ihnen diesen

Nahrungszweig aus Liebe zu einem größern Gewinn nicht entreißen will. Auch hat es der kluge Magnat wohl eingesehen, daß die Hauptstadt nicht der Ort sey, wo seine schöne Anlagen gedeihen konnten, und daß gerade nur hier, wo sie ihre Entstehung erhielten, auch ihre Existenz erhalten werden müsse; denn hier nur kann er die nothwendigen rohen Produkte, die er bedarf, aus den benachbarten türkischen und deutschen Provinzen ziehen, und so mit leichter Mühe die Hauptstadt und das ganze Land versorgen. —

Auch der Graf Potocky, ein Mann, der mit seinem edlen Verwandten in Sachen des gemeinen Bestens einen ganz gleichen Weg geht, ob er gleich in politischen Meinungen von ihm abweichen mag, hat auf seinen Gütern einige sehr schöne Fabriken angelegt. Von seinen Verdiensten um den Handel habe ich schon oben geredet; aber er hat auch noch mehrere Einrichtungen getroffen, die seinem Namen Ehre machen. Eine Fayencefabrik, und eine sehr schöne Glashütte verdanken ihm ihre Entstehung; er hat auswärtige Manufakturisten, besonders Weber, zu sich gerufen, und ihnen Plätze angewiesen, wo sie wirksam seyn konnten; er hat eine Wachsbleiche etablirt, und, obgleich der Erfolg nicht der Erwartung entsprochen hat, so arbeitet er doch unermüdet an der Vollendung seiner gemeinnützigen Entwürfe, und thut gewiß alles, was in seinen Kräften steht, um den Wohlstand seiner Unterthanen dauerhaft und sicher zu machen, dem inländischen Handel emporzuhelfen, und Fleiß und Betriebsamkeit zu belohnen.

Ueberhaupt hat die Familie Potocky, verbunden mit den Poniatowsky's, den Sapiehas,

den Lubomiersky's, den Braniczky's, und andern, sich um gemeinnützige Anstalten sehr verdient gemacht. Fast auf allen Besitzungen der 9 genannten Edlen findet man wenigstens Anlagen, und eine Menge deutscher Colonisten, die viele, bisher in Polen unbekannte Gewerbe treiben, und ihre Arbeiten, für welche das Geld sonst außer Landes ging, sehr vortheilhaft verkaufen. Nur fehlt es diesen Leuten wieder an Andern, die ihnen in die Hände arbeiten; auch mangeln ihnen manchmal die erforderlichen rohen Produkte, die gehörigen Maschinen und dergleichen Sachen. Kurz, Anlagen sind genug vorhanden, allen aber fehlt das Gepräge der Vollendung; und die Manufakturen der beyden Potocky's etwann ausgenommen, kann man nicht sagen, daß eine eigentliche vollständige Fabrik im Lande existirt. Man unterstützt die Arbeiter noch immer nicht hinlänglich genug; man räumt noch nicht alle möglichen Schwierigkeiten gehörig aus dem Wege; man läßt sich noch hin und wieder viel zu sehr von veralteten Vorurtheilen blenden, oder von listigen Betrügern leiten; und selbst demjenigen, der diesem allen entging, und nur auf das Wohl der Unterthanen bedacht war, verhinderten doch die politischen Angelegenheiten, besonders in den letztern Jahren, fast jeden Gedanken an eine weitere Verbesserung. So sieht man denn jetzt fast überall nur eigentliche Ueberbleibsel seynsollender Fabriken, oder andere, die noch in ihrer Kindheit sind, und dem Zustande der Verbesserung und Vervollkommnung sehnsuchtsvoll entgegen harren. Dieser Zustand möchte indeß wohl noch immer etwas weit entfernt seyn. Die ganze abentheuerliche altmodische Verfassung mußte erst um-

gestoßen, alle eingewurzelten Vorurtheile müßten aufgehoben werden; der Bauer müßte sich erst aus dem Zustande der Knechtschaft erheben, und für sich etwas erwerben können, damit auch er dem Luxusbedarf seiner Familie alljährlich eine kleine Summe opfern könnte. So lange dieses alles, und mehr noch, nicht geschieht, so lange möchten wohl alle jene treflichen und kostspieligen Anlagen zu keiner großen Vollkommenheit gedeihen. —

Den Hauptstok der Einwohner der Ukraine machen die Cosaken aus; ein Volk, das längs den Grenzen wohnt, und von dem ich Dir schon einmal, nach den mir damals mitgetheilten Nachrichten, mehreres geschrieben habe. Mit ihnen theilen sich in den Ertrag des Landes die Polen, Litthauer, Juden, Armenier und Griechen. Polen und Litthauer sind Dir hoffentlich aus meinen frühern Berichten sattsam bekant. Auch von den Juden habe ich Dir schon das Nothwendigste gesagt. Sie sind im Durchschnitt — hin und wieder jedoch mit einiger Ausnahme — das, was sie überall sind, Spizbuben, die den Christen auf alle mögliche Weise zu prellen suchen. Sie treiben hier, wie in ganz Polen, alle mögliche Arten von Gewerben, spielen die Gelehrten, die Kaufleute, die Aerzte, morden durch ihre Unwissenheit viele tausend Menschen, die sich ihrer Charlatanerie anvertrauen, handeln mit allem, was ihnen Geld einbringt, bequemen sich im Nothfall zu den niedrigsten und schmuzzigsten Arbeiten, sind in ihrer Lebensart, Wohnung und Kleidung bis zum Ekel unfauber, halten strenge auf ihre Nationalgebräuche und Nationalreligion, hängen an Vorurtheilen, setzen ihr Verdienst in äußeren

Schein, sind dem abscheulichsten, greuelvollsten Aberglauben ergeben, und suchen durch allerhand listige Erfindungen den lieben Gott eben so zu betriegen, als sie die Menschen hintergehen. Zum Beweise des Letztern nur ein Beyspiel. Es ist ihnen verboten, einander am Sabbathtage in den Häusern zu besuchen. Um nun dieser Vorschrift nachzuleben, und doch auch ihre bekannte Geselligkeitsliebe zu befriedigen, haben sie vor ihren Häusern große Stangen errichtet. Diese werden durch ein Band, das queer über, oder auch zuweilen längs der Straße gezogen ist, mit einander vereinigt, und so werden durch diese Verbindung der beyden Stangen auch beyde Häuser mit einander verbunden, so, daß sie nun gleichsam nur eine Familie ausmachen; mithin steht es ihnen auch jetzt frey, ein auf diese Art mit dem andern verbundenen Haus, und von da aus die übrigen auf gleiche Art vereinigten, zu besuchen, und so überall, ohne dem Gesetze zu nahe zu treten, herumzukommen. Uebrigens sind sie unter einander sehr gesellig, und bleiben in einem Plappern, wenn sie beisammen sind. Ihr Hauptgespräch betrifft indeß immer Handel und Gewerbe, und selbst am Sabbathtage, ja sogar während des Gebets, vergessen sie ihre Neigung zum Schacher nicht. Soviel Böses man jedoch von diesen Leuten immer sagen muß, so haben sie doch auch ihre guten Seiten, die sie besonders gegen ihre Glaubensverwandte äußern. Geräth Einer von ihnen in Armuth, so unterstützen sie ihn, und sorgen auf alle mögliche Weise, daß er bald dahin komme, wieder etwas zu verdienen. Dieser Zug im Charakter eines so verwahrloseten, verdorbenen und verachteten Volks ist um so

rühmlicher, da sie darinn unsre gewöhnlichen Christen übertreffen, die wohl viel von Wohlthätigkeit schwätzen, aber äußerst wenig thun, und bey vollen Geldkisten den armen dürftigen Mitbruder ganz kaltblütig verhungern lassen. — Ohnerachtet sie die Neigung haben, einander den Rang abzulaufen, so beneiden sie doch nie denjenigen, der einen vortheilhaften Schacher gemacht hat, ja sie freuen sich vielmehr darüber, ob man es ihnen gleich ansieht, daß sie wünschten, ihnen möchte ein gleiches Glück zu theil werden. Murren aber, und den Glücklichen verleumden, das werden sie nie thun. — Unsre Christen hingegen, wie rennen, wie eilen die, um einander das Brod vor dem Munde wegzureissen; wie suchen selbst die Reichsten dem Armen das Wenige zu entziehen, was ihm ein unvermutheter Glücksfall zugeworfen hat; wie zeigt sich der hämische, giftige Neid auf allen Gesichtern, wenn einem Andern ein unerwartetes Vermögen zu theil wird; wie wendet man alles an, wie sucht man mit ängstlicher Schadenfreude alles hervor, um denjenigen wenigstens an seinem guten Namen zu verleumden, dem man auf andere Art nicht beykommen kann; wie thätig geht man zu Werke, um dem Beneideten auf irgend eine Weise Verdruß und Unglück zu bereiten! Möchte man sich doch hierinn nach den Juden richten, die man sonst so sehr verabscheut! Aber freylich, wenn es darauf ankommt, einen Unerfahrenen zu prellen, dann finden sich auch christliche Juden im Ueberflusse, wenn man aber Beyhülfe fodert, dann ist kein Einziger zu Hause. — Es ist wahr, daß der Jude — ich rede jedoch immer mit Ausnahmen — gegen den Christen sich fast beständig als Be-

trüger, als Bösewicht zeigt, daß er alles anwendet, wo er es nur möglich machen kann, um ihn zu hintergehen, und sich königlich freut, wenn es ihm gelungen ist. Aber der Christ macht es dem armen Juden auch nicht besser; er hat ihn Jahrhunderte lang gedrückt, verfolgt, verabscheut; er hat ihn seines ganzen Menschenwerths beraubt, ihm gewaltsam alle Borrechte eines fleißigen und thätigen Staatsbürgers entrissen — was Wunder denn, daß dieses Volk Gleiches mit Gleichem vergilt, und sich auf eine Art rächt, die nur einer verworfenen Menschenklasse ansteht? Was Wunder, daß dieses Volk, gleich den Parias in Indien, der Auswurf der Menschheit geworden ist, und sich an Laster gewöhnt hat, die abscheulich sind? —

Die Armenier sind eigentlich nicht Bewohner der Ukraine, sondern halten sich nur zu gewissen Zeiten dort auf, und treiben sich oft jahrelang daselbst herum. Sie beschäftigen sich einzig mit dem Handel, sind den Juden, in Rücksicht ihrer Neigung zum Uebervorthellen, völlig ähnlich, und wenn sie sich eine ansehnliche Summe zusammengehachert haben, so schleppen sie ihr gewonnenes Geld in ihr Vaterland zurück, und kommen wieder, um sich frisches zu holen. Auch unter ihnen giebt es einige biedre rechtschaffene Leute; im Ganzen aber sind sie sehr zum Betrüge geneigt, und es ist ihnen eben so wenig zu trauen, als den Juden und Griechen. Von beiden zeigen sie sich bei jeder Gelegenheit als Todtfeinde, und diese Nationen hassen und verfolgen einander auf eine sehr boshafte Art. Beide glauben, daß sie einander im Wege stehen, und sich gegenseitige Handelsvorthelle entreißen; daher entsteht eine Feind-

schaft, die sich zuweilen mit Mord- und Todtschlag endigt. Die Armenier tragen ihre Nationalkleidung, die der türkischen beinahe gleich kommt, ob sie sich gleich zu einer christlichen Sekte bekennen. Eine Hauptzierde ihres Anzuges ist ihr langer bis auf die Brust herabfallender Bart, auf den sie besonders viel halten. Armenien, jene große ungeheure Landschaft, die einen beträchtlichen Theil der asiatischen Weltgegend in sich begreift, ist das eigentlich: Vaterland dieser Leute, von wo sie sich über ganz Kleinasien, ja sogar über einen Theil von Europa verbreitet haben. Die Gelehrten ihrer Nation theilen sich in mehrere Hauptsekten, die in heftiger Erbitterung gegen einander leben. Einige von ihnen erkennen den Pabst als ihr Oberhaupt, und werden deshalb von ihren Gegnern bis zum Scheiterhaufen verfolgt. Die meisten verachten und hassen den Pabst eben so sehr, als den Patriarchen der griechischen Kirche, leben außerhalb aller Gemeinschaft mit diesen beiden Sekten, und erkennen zwei eigene Vorsteher ihrer Kirche, oder Patriarchen, von denen der eine in Groß-, der andere in Kleinarmenien auf dem Berge Ararat seinen Sitz hat. — Dieser letztere ist der vornehmste, und wird als der sichtbare Repräsentant der Gottheit verehrt, und gleichsam angebetet. Man nähert sich seiner geheiligten Person nie anders, als mit besonders devoten Ceremonien, fällt vor ihm nieder, und bezeigt ihm alle Ehrfurcht, die man einem so anerkannten Lieblinge der Gottheit schuldig zu seyn glaubt. Seine Befehle und Verordnungen sind unwiderruflich; er besitzt eine uneingeschränkte Gewalt, und hat in geistlichen und weltlichen Dingen die erste und entscheidende Stimme. Ehemals erkannten die Armenier in

geistlichen Sachen die Oberhoheit des Patriarchen zu Constantinopel, und machten einen Zweig der griechischen Kirche aus. In der Folge aber entstanden Irrungen. Die Armenier wichen in einigen Meinungen von dem Religionsdogma der Griechen ab; es erfolgte ein Schisma; der Patriarch wolte mit Gewalt sein Ansehen behaupten, und gebrauchte Bann und Interdikt. Aber der Erfolg entsprach nicht der Erwartung. Der Muth der Nation wurde dadurch gehoben; sie schüttelte das Joch des Bischofs von Constantinopel ab; gab ihre bisherige Verbindung mit der griechischen Kirche auf; warf sich zu einer eignen unabhängigen Religionssekte auf, und wählte sich eigne Patriarchen. Umsonst versuchte der Obervorsteher der griechischen Kirche jetzt gelindere Mittel, den alten Verein wieder herzustellen; umsonst wurden Bitten und Drohungen verschwendet; umsonst nahm man zu neuen geistlichen Drohungen und Waffen seine Zuflucht — die Armenier blieben hartnäckig, und verachteten jede nähere Verbindung. Auch der römische Hof versuchte einen ähnlichen Verein der armenischen mit der katholischen Kirche; auf mehreren geistlichen Versammlungen war es ein Hauptgegenstand der Berathschlagungen; man that alles, was möglich war, um diesen Verein zu Stande zu bringen; allein auch hier schlug der ganze Versuch fehl; die Armenier behaupteten ihre Unabhängigkeit und die Freiheit ihres Gottesdienstes; nur einige Wenige unter ihnen ließen sich durch die listigen Vorstellungen des römischen Hofes bewegen, dieser projektirten Vereinigung beizutreten, und die Oberherrschaft des Papstes anzuerkennen. Zu Anfange dieses Jahrhunderts folgten denn noch Mehrere diesem

Beispiele nach, und vereinigten sich mit der katholischen Sekte. Allein dieser Schritt zog ihnen die Verfolgungswuth der Türken über den Hals, welche sie bisher als eine unabhängige Religionssekte unter sich geduldet hatten. Die Muselmänner konnten es natürlicherweise nicht dulden, daß der Pabst auch nur einen Schatten von Oberhoheit in ihren Staaten erhielt; deshalb brach eine wüthende Verfolgung über die Armenier aus. Man ging dabei eben nicht sehr menschlich zu Werke, sondern schleppte mit fanatischer Grausamkeit eine Menge dieser Unglücklichen aufs Schaffott, und trieb einen ansehnlichen Theil der Nation zum Lande hinaus. Endlich legte sich denn aber doch der Haß der Muhamedaner, und die Verfolgungsepoche ging vorüber. Viele der Vertriebenen kehrten nun in ihr Vaterland zurück, viele blieben aber auch da, wo sie Schutz und Aufnahme gefunden hatten. — Diejenigen, welche der alten unabhängigen Sekte treu geblieben sind, kommen in ihren Religionsmeinungen fast ganz mit den Griechen überein, und weichen nur in sehr unbedeutenden Nebensätzen von ihnen ab. Sie läugnen zwar nicht die Gottheit Christi, aber sie läugnen seine Mitwirkung bei der Aussendung des Geistes, und behaupten, daß diese sogenannte dritte Person in der geträumten Dreieinigkeit vom Vater allein ausgehe. Das Fegfeuer der Katholiken ist ihnen ein Unding, dessen Nichtexistenz sie mit großer Sophisterei zu beweisen suchen. Sie verwerfen nicht den Gebrauch der Sakramente, aber sie behaupten, daß dieselben nicht im Stande sind, dem Sünder die Gnade Gottes wiederzuschaffen. Deshalb lassen sie auch schon kleinen Kindern von sechs bis sieben Jahren an dem Ges

nuß des Abendmahls Theil nehmen, das übrigens in beiderlei Gestalten dargereicht wird. Ihren Todten geben sie, gleich den Griechen und Russen, einen Passport seines guten Verhaltens und Wegzehrung auf der Reise in die andere Welt mit, heulen und beten bei der Leiche und beim Grabe. Außer den kleinen auf gewisse Tage bestimmten Fasten, die außerordentlich häufig einfallen, haben sie noch jährlich drei große Fasten, die sie mit schwärmerischer Strenge halten, und in dieser Zeit fast aller gesunden Nahrungsmittel entbehren. Ihre Priester sind verheirathet, und können nicht eher geweiht und zum Priesteramte gebraucht werden, bis sie in eine eheliche Verbindung getreten sind. Doch haben sie auch einige Mönche unter sich, die in Klöstern leben, und das Gelübde der Keuschheit halten müssen. Auch ihre Bischöfe müssen unverheirathet seyn. — Die Gelehrten dieser Nation besitzen mancherlei, und zum Theil sehr richtige Kenntnisse. Der gemeine Mann aber ist dumm, den Ceremonien der Religion und ihren Vorschriften sklavemäßig ergeben, und fröhnt dem unnatürlichsten Aberglauben. Seine Nationalsitzen und seine Nationaltracht behält er, auch selbst unter fremden Völkern, bei. Diefenigen Armenier, welche sich in Polen herumtreiben, erkennen größtentheils die Oberherrschaft des Papstes, und verrichten ihren Gottesdienst in katholischen, oder in den Kirchen der Unirten.

Die Griechen kann man mit zu den Einwohnern des Landes rechnen. Sie sind nach und nach aus Griechenland, Kleinasien und Egypten herübergekommen, und haben sich hier angesiedelt; da sie besonders an den Cosaken, in Ansehung ihrer Religionsmeinungen, cousins germains

fanden. Sie treiben Handel, Ackerbau und andere Gewerbe. Nur ein Theil von ihnen lebt frei, die andern haben sich nach und nach der Herrschaft des Adels unterworfen. Hin und wieder haben sie sich so mit den Eingebornen vermischt, daß sie nicht herauszufinden sind; doch haben auch einige einen Theil ihrer Nationalsitzen erhalten, und zeigen sich in großen Bärten und langen weitfaltigen Oberkleidern. So viel es möglich ist, schließen sie sich an die Cosaken und Russen an. In ihrem Handel beobachten sie mit den Juden und Armentern eine gleiche Maxime, und nehmen es so genau nicht, wenn sie den Käufer hintergehen können. Doch sind sie dabei etwas furchtsamer, und verstehn die Uebersiedungskunst nicht so, wie jene. In ihrem Aeußern zeigen sie sich etwas gesitteter; als die übrigen Einwohner, lieben den Frieden sehr, und scheuen Krieg und Blutvergießen. Daher sind sie auch nur schlechte Soldaten, wenn sie mit Gewalt zu diesem Stande gezwungen werden. Ihr Religionsystem weicht von dem katholischen ziemlich ab, und ob es gleich nur Sazzungen sind, warum sie sich streiten; so sind doch beide Parteien gegen einander so erbittert, daß sie sich mit dem unvernünftigsten Haffe verfolgen können. Seitdem die Russen Herren dieser Länder sind, mithin ihre Religion durch diese Staatsveränderung so zu sagen die herrschende geworden ist, erheben sie mehr als jemals ihr Haupt, und achten den Haß ihrer Gegner nicht mehr so sehr, als sonst. Die Altgriechen verachten den Pabst, und erkennen seine Oberhoheit nicht an. Dagegen haben sie vier Patriarchen, die alle mehr oder weniger den Pabst spielen, mit gleicher Gewalt bekleidet

sind, und nur zu Constantinopel, Alexandrien, Aethiopien und Jerusalem ihren Sitz haben. Der Patriarch von Constantinopel ist der vornehmste, der den Oberpabst spielt, und dem die andern drei gleichsam untergeordnet sind. Die Lehre vom Fegfeuer nehmen sie schlechterdings nicht an. Das Abendmahl wird unter beiderlei Gestalt dargebracht, und sie bedienen sich dabei, statt der Oblate, des unge säuerten Brodes. In ihren Kirchen herrscht die größte Einfachheit; Bilder dulden sie an den Wänden gar nicht. Die Lehre von den sieben Sakramenten haben sie mit den Katholiken gemein. Ihre Priester können heirathen; ja es wird ihnen sogar zur unerlässlichen Pflicht gemacht, wenn sie ein geistliches Amt verwalten wollen. Nur muß es eine Jungfrau seyn; und kein verwitwetes Weib, die sie in ihr Ehebett einführen. Stirbt die Frau eines Geistlichen, so muß derselbe sein Amt niederlegen, und erhält es nicht eher wieder, als bis er wieder geheirathet hat, und von neuem geweiht ist. Dreimalige Wiederholung eines Ehebündnisses ist erlaubt, aber eine vierte Heirath wird als gesezwidrig verworfen. Uebrigens sind die griechischen Geistlichen meistens schmutzige und unsaubere Menschen, die in einem langen Salar gehen, einen allmächtig großen runden Huth auf dem Kopfe tragen, und den Bart bis tief über die Brust herabhängen lassen. Ihre Gelehrsamkeit ist nicht weit her; außer dem Ritus ihres Gottesdienstes verstehen sie sonst nicht viel von wissenschaftlichen Dingen. — Die griechische Kirche zerfällt, so wie die andern alle, in mehrere Sekten, die theils von der Mutterkirche ganz getrennt sind; theils nur in Nebendingen von ihren Dogmen abweichen, ihre

Verbindung mit derselben aber erhalten. Vorzüglich theilen sich die Griechen in Unirte und Nichtunirte; die erstern erkennen die Oberherrschaft des Papstes an, und sind ein Gegenstand des Abscheu's und des Hasses für ihre übrigen Glaubensverwandten. Sie haben in ihrem Gottesdienste ein Gemisch von katholischen und altgriechischen Cerimonien eingeführt, und erlauben in ihren Kirchen Bilder und Altäre. Die nichtunirten Griechen verfluchen den Papst, und hassen ihre andersdenkenden Brüder. Sie tragen gewöhnlich große Bärte, wie die altgläubigen Russen; rauchen und schnupfen selten Tobak; sind gastfrei, aber zurückhaltend gegen die Fremden, und halten die Gefäße, woraus jene gegessen und getrunken haben, für unrein. Sie dulden in ihrer Familie durchaus keinen Unirten, stoßen ihn aus, wenn er sich zu jener Sekte hinneigt, und verhüten jede Vermischung mit ihren verhassten Glaubensverwandten. Ein großer Theil der in Polen lebenden Griechen bekennt sich zur unirten Kirche, der kleinere Theil aber hält desto strenger auf seinen alten Glauben, lebt und stirbt auf die Unfehlbarkeit desselben, und zeigt sich, die wunderliche Strenge ausgenommen, weit redlicher und aufrichtiger als die übrigen. Sklaven sind sie, wie gesagt, eben so gut, als der übrige Theil der Nation, bis auf einige wenige, welche sich frey erhalten haben. Sie genießten nicht das geringste Vorrecht, leben größtentheils eben so armselig und traurig als die übrigen, und seufzen unter der Despotie des Adels und der Pfaffen. Die Freyen wohnen und leben besser, erhalten sich in ihrer Unabhängigkeit, und gehen mit unermüdetem

Streben ihrem Erwerbe nach. — Die Cosaken wohnen vorzüglich längs den Gränzen hin, und auf beiden Seiten des Dneppers; doch findet man sie auch in der ganzen Ukraine zerstreut. Ihre Hauptstadt ist Escherkassy am Dnepper. Diese Leute sind die natürlichsten Gränzenvertheidiger, die Rußland nur haben kann, weil sie zugleich ihre Familien und ihren Heerd mit vertheidigen. Türken und Tartarn sind ihre Hauptfeinde, und werden mit aller Wuth verfolgt, die diesen Menschen natürlich ist. Daß sie eine Art von republikanischer Verfassung bilden, habe ich schon früher gesagt; doch finde ich bei näherer Beleuchtung, daß diese Verfassung nicht so rein spartanisch ist, als man mir ehemals dieselbe schilderte. Der Cosak, wenigstens der Malarussianer, — von dem donischen weiß ich nicht — erkennt immer eine Art von Bornehmern und Reichen über sich, denen er in aller Unterthänigkeit gehorcht, und nichts weniger, als sich ihnen gleichstellt. Was man mir also vormals von der völligen Unabhängigkeit dieser Nation versichert hat, muß wenigstens einschränkungsweise genommen werden, und man kann es wahrscheinlich, in aller Ausdehnung, nur auf die sogenannten Caporoger anwenden, von denen ich in der Folge noch etwas sagen werde. Freilich haben die hiesigen Cosaken ebenfalls den Glauben, daß sie Herren ihres Landes sind, nur dem Kaiser, keinem Edelmann, keinem Fürsten unterworfen sind. Das ist wahr; aber hier, wie überall, haben die Reichen und Bornehmern eine Art von Obergewalt und Ansehen usurpirt, die der gemeine Mann stillschweigend anerkennt. Volksversammlungen sollen wirklich zu gewissen Zeiten noch existiren,

allein ob und was auf denselben abgemacht wird, das weiß ich nicht. Auch beobachtet man gegen diese Leute den Schein von Gleichheit, und behandelt sie freilich nicht mit jener drückenden Despotie, die man den übrigen Landeseinwohnern über den Nacken geworfen hat; allein man weiß doch auch von dem Cosaken manches zu fodern, was man von ganz freien Leuten nicht fodern würde, und so beruht ihre ganze Freiheit mehr auf Täuschung als auf Wirklichkeit.

Indessen haben diese Menschen doch gewaltig viel vor den Polen und Litthauern voraus; ja man wird sie, im Verhältniß gegen diese gestellt, für vollkommen freie Leute erklären. Jenes unerträgliche Joch des greuelvollsten gesetzlosten Despotismus hat über sie nie ausgeworfen werden können. Der Cosak hat seinen Muth, seine Festigkeit, seine körperliche Stärke nicht durch eine unnatürliche thierische Behandlung verloren; das unsinnigste Sklavensystem hat für seinen Geist nie jene nachtheiligen Folgen gehabt, die sonst überall sichtbar werden, hat seinen Körper auf keine Weise geschwächt. Rußland hat die Vortheile eingesehen, die es von diesen braven Gränzvertheidigern zu erwarten hatte, und es nicht gewagt, ihnen ihre natürlichen Vorrechte zu entreißen, sondern vielmehr dieselbe ohne Widerrede bestätigt. In dieser Rücksicht, und im Verhältniß mit den Polen und Litthauern kann man denn freilich den Cosaken mit Recht frei nennen, da er keinen andern Herrn, als unmittelbar den Kaiser und die von demselben angeetzten Gouverneurs und Unterbefehlshaber anerkennt, seine Wohnung, seinen Acker, seinen Erwerb eigen-

thümlich besitzt, und nur einen mäßigen Grundzins dafür bezahlt. Dieß alles aber zu d' Vortheile, die nur der Kleinruße genießt; der sogenannte polnische Cossak hingegen ist weit übler dran, und wenn er auch nicht unter jenem drückenden Joch der Sklaverei schmachtet, das ihn völlig zur Knechtschaft verdammt, so ist er doch auch wahrlich nicht frei zu nennen. Vielleicht würde auch der russische Cossak weit größere Usurpationen und weit größere Bedrückungen zu bestreiten haben, wenn ihn nicht theils sein persönlicher Muth davor sicherte, theils die Natur selbst der Despotie einen Damm gezogen hätte, da sie ihm zu seinem Wohnort halbe Wüsten anwies, wohin sich die Anmaßungssucht der Großen nicht wagt.

Der Cossak ist ein roher ungebändigter Naturmensch, der von dem Ertrag seiner Heerden und seines kleinen Aekers lebt, keinen großen Bedarf hat, und eine Lebensart führt, die ihn zu einem natürlichen Barbaren bildet. Von der Grausamkeit dieses Volks in den russischen Kriegen haben wir auffallende und schaudervolle Beispiele. Preussen, Pommern und die arme Mark denken noch mit Schrecken an diese Nation. Der Cossak wird von Jugend auf gewohnt, mit Menschen und Thieren in einem ewigen Streit zu leben. Krieg ist die Losung, und alle seine Beschäftigungen sind kriegerisch, oder bekommen wenigstens durch die Art, wie er sie treibt, einen kriegerischen Schwung. So wie er in das Jünglingsalter tritt, so kommen auch seine Waffen nicht mehr von seiner Seite. Diese braucht er zur Vertheidigung, und oft auch zu grausamen Spielereien. Er hört und sieht nichts als barbarische Gewohnheiten, mithin gewohnt auch er sich an eine so ungebundene wilde

Lebensart, und ertödtet in sich nach und nach alles menschliche Gefühl. Deshalb die Unempfindlichkeit, die er beim letzten Röcheln seines Gegners beweiset; deshalb die Kälte, mit der er zu morden im Stande ist, wenn man ihn dazu aufzodert; deshalb die Ruhe, mit der er von seiner barbarischen Beschäftigung zurückkehrt. Er untersucht nicht lange die Rechtmäßigkeit eines Befehls, nicht die Schuld oder Unschuld eines Verdammten, sondern er geht hin, und mordet mit kaltem Blute. Seinen Gegner verfolgt er mit einer unerbittlichen Strenge. Blut und Beute sind die Lösung, weshalb er alles unternimmt, und selbst das Gefährlichste wagt. Er hat keinen großen Sinn für das Leiden der Menschheit; er kann lachen, wenn sein Feind — und dafür hält er Jeden, der gegen Rußland, oder gegen den Rußland zu Feinde zieht — schwer verwundet zu seinen Füßen winselt. Von Jugend auf hat er nur gegen barbarische Feinde gefochten, die ihm, im entgegengesetzten Falle, ebenfalls keine Barmherzigkeit angedeihen lassen, mithin beurtheilt er, selbst in Kriegen gegen gesittete Völker, alle seine Feinde nach Einem Zuschnitt, und zeigt sich gegen den Preussen, den Schweden, den Franzosen eben so barbarisch-grausam, als er es gegen den Tartar und Türken ist. Welche Schreckensscenen hat uns die Geschichte des siebenjährigen Krieges aufbehalten, als diese wilde grausame Horde Preuken und die arme Mark verheerten, und schuldlosen Menschen die ganze Last ihrer barbarischen Wildheit fühlen ließen! Und nun erinnere man sich an Prag, wo noch ein Barbar ohne Gleichen an ihrer Spitze stand, und durch sein „micht Euch lustig, Kameraden!“ — die Grausamkeit dieser Unmenschen

noch immer mehr anfeuerte. — Man entschuldige dieses Volk, wie man immer will; aber eine wilde schreckliche Horde bleibt es dennoch, vor deren feindlicher Annäherung der Himmel mein gutes Vaterland in Gnaden bewahren möge!

Es ist wahr: der Cosak kann auch zuweilen großmüthig handeln; er kann Mitleiden fühlen; er kann verzeihen; er kann schonen — aber im Ganzen geschieht dieses doch nur sehr selten. Es wäre auch vielleicht möglich, diese wilde Nation nach und nach zu gesitteten menschlichen Kriegerern umzubilden, wenn ihnen ein menschlichgesinnter Anführer gegeben würde, zu dem sie Vertrauen und Liebe hätten. Aber wann fand man schon einen solchen Mann an ihrer Spitze? Cumarow steht unter den Unmenschen oben an, der durch eigne natürliche Grausamkeit die Wildheit seiner Cosaken anfeuerte, und selbst Beispiele von Unmenschlichkeit gab, welche die Welt in Schrecken setzten.

Der Cosak wagt sich an alles; leblose Dinge sind so gut ein Gegenstand seiner Zerstörungswuth, als lebendige. Er zertrümmert die schönsten Kunstwerke eben so kaltblütig, brennt die herrlichsten Gebäude mit dem nehmlichen Gleichmuth nieder, mit dem er Menschen todtschlägt. Er weiß nichts besseres, als alles auf gleiche Weise zu behandeln, was er für feindlich hält. Der wehlose Bürger und Landmann ist eben so gut ein Gegenstand seiner Wuth, als der Soldat, dem er, mit den Waffen in der Hand, die Lanze in den Leib stößt. — Zum Räuber gleichsam durch ein kaiserliches Diplom privilegirt, da er keinen ordentlichen Gehalt bekommt, und blos auf Beute angewiesen ist, führt er denn auch diese

Anweisung mit einer Grausamkeit aus, die nichts übrig läßt, und sogar das zerstört, was er nicht fortbringen kann. Die Gewohnheit hat ihn abgehärtet; Klagen und Winseln hört er so gleichgültig an, als Fluchen und Toben. Und dennoch vermag ein menschlicher Anführer unendlich viel über diesen vrwilderten Sohn der Natur; dennoch ist er, selbst unaufgefordert, im Stande großmüthig, edel und schonend zu verfahren; dennoch zeigt er sich gegen Den, den er einmal in Schutz genommen hat, als einen gerechten unparthenischen Mann, der seinen Schützling, selbst mit Gefahr seines Lebens, vertheidigt. Freilich sind dieß nur einzelne edle Züge; freilich neigt sich noch immer der eigenthümliche Charakter des Cosaken auf ungezügelte Grausamkeit hin; allein auch der wildeste Mensch ist zu bändiaen, und der Cosak noch weit eher, bei dem man nur seinen natürlichen Stolz rege zu machen braucht, um ihn zur Großmuth geneigt zu machen.

Der Cosak besitzt einen entschlossenen Unternehmungsg Geist; er achtet und kennt keine Gefahr; er überzählt die Menge seiner Feinde nicht, sondern er greift mit einem durchdringenden furchtbaren Geschrei an, und sucht sie zu überraschen. Vielleicht fehlt es ihm an Beharrlichkeit, denn man will bemerkt haben, daß wenn er beim ersten Angriff Widerstand findet, er mit leichter Mühe geworfen werden könne. Was ihm aber befohlen wird, das thut er ohne Widerspruch, und sollte er sein Leben dabei in die Schanze schlagen. Man hat Beispiele, daß ein einzelner Cosak beordert wurde, diesem oder jenem Feinde den Kopf abzuschlagen; er ging, wagte sich mitten ins feindliche Heer, und richtete entweder seinen Auftrag aus,

oder ging im Bestreben darüber zu Grunde. Diese Tollkühnheit ist dem Cosaken ganz eigen, denn er schreckt vor keiner Gefahr zurück. Uebrigens ist er unbekümmert, was um ihn her vorgeht; der Fall seines Bruders rührt ihn nicht, aber er geht hin und rächt seinen Tod. Ohne zu grübeln und zu untersuchen, folgt er dem Befehl seiner Obern, und opfert sein Leben auf, wenn es nicht anders seyn kann. Der Wahn, daß er, wenn er im Kriege fällt, nicht zu leben aufhöre, sondern in seiner Heimath wieder auferstehen, und unter seiner Familie fortleben werde — diesen Wahn hält der Cosak noch größtentheils hoch in Ehren, und dieser ist es, der ihn so muthig ins Schlachtgetümmel führt, ihn den Tod so entschlossen verachten lehrt. — Wenn er als Sieger das Feld behauptet, so schont er selbst des Gefangenen nicht; aber wenn er einmal als Besiegter schonend behandelt wurde, so vergilt er gewiß bei erster Gelegenheit Gleiches mit Gleichem, und seine Dankbarkeit gegen seinen großmuthigen Sieger lebt bei ihm in ununterbrochener Stärke fort, und hat einen sehr vortheilhaften Einfluß auf sein ganzes künftiges Verhalten.

Wenn er im Kriege nichts zu thun hat, so beschäftigt er sich zu Hause — wenn er anders dem Müßiggange nicht zu sehr ergeben ist, wie es bei vielen dieser Leute der Fall ist — mit allerlei Arbeiten, wobei ihm sein natürliches Genie sehr zu statten kommt. Bei allen seinen Gewerben kommt wenigstens sein Messer selten von seiner Seite, und zuweilen sieht man ihn auch ganz bewaffnet arbeiten. Der Cosak hat das mit seinem Halbbruder, dem Russen, gemein, daß er alles, was er sieht, gleich fassen und nachmachen kann.

Selbst schwere Kunstfachen, zu deren Erlernung der Deutsche unendliche Mühe und Zeit brauchen würde, erlernt der Cosak mit einem sehr wenigen Aufwande von Anstrengung und Zeit. Sobald er nur die Handgriffe inne hat, so arbeitet er mit solcher Emsigkeit, daß er bald, in Rücksicht der äußern Schönheit seiner Arbeiten, seinen Meister übertrifft. Deshalb findet man unter diesem Volke so treffliche Arbeiter die alles, was sie liefern, mit einer äußern Kunstanstrengung liefern, welche mit der englischen wetteifert. Freilich muß man auf innere Güte, Stärke und Dauerhaftigkeit nicht sehen, denn der Cosak arbeitet bloß für äußere Nettigkeit und Schönheit. Hätte dieses industriöse Volk in allen Theilen der menschlichen Gewerbe einen gehörigen Unterricht erhalten, so könnte es sehr leicht auswärtige Künstler und Handwerker entbehren, und es würde doch Arbeiten liefern, die selbst das Ausland schätzen würde. —

In dem Hauswesen des Cosaken herrscht eine gewisse Ordnung und Reinlichkeit, die man bei den Polen und Litthauern vergebens sucht. Seine Stube ist immer aufgeräumt. Diejenigen unter ihnen, welche lange Zeit außerhalb ihrem Vaterlande gelebt, im Auslande eine gewisse Bekanntschaft mit dem Luxus erhalten, und ihre Bedürfnisse einigermaßen erweitert haben, zeichnen sich denn auch in ihrer Heimath durch eine gewisse Prachtliche aus, die allenthalben hervorschimmert. Bei ihnen findet man schon mehrere moderne Meubeln, die nicht allein zum Nothbedarf hinreichen, sondern schon eine gewisse Bequemlichkeitsliebe eine Art von ausländischem Luxus, sichtbar machen. Sie puzzen ihre Wohnungen

recht artig aus, wobei sie einem gewissen eigensinnigen Geschmack folgen, der jedoch eben nicht bizarr ins Auge fällt. Alle Cosaken halten viel auf Reinlichkeit und Ordnung, und ich kann wohl sagen, daß ich in einigen ihrer Wohnungen oft eine ans Holländische gränzende Reinlichkeit angetroffen habe, welches mir um so mehr auffiel, da ich bisher nur stinkende jüdische Schmutzlöcher gefunden hatte. Man möchte sich plötzlich in ein deutsches Land versetzt zu sehen glauben, wenn nicht die natürliche Rohheit und Wildheit des Volks diesen Wahn wieder einigermaßen benähme. —

Wie alle Völker, die den Krieg zur Hauptbeschäftigung ihres Lebens machen, so liebt auch der Cosak, in Zeiten des Friedens, Müßiggang und Verschwendung. Wenn er nicht einmal auf die Jagd geht, oder nothwendig seinen Acker bestellt und sein Vieh besorgt, oder auch ein anderes mechanisches Geschäft unter Händen hat, so ist er im Stande, tagelang auf der Ofenbank ausgestreckt zu verträumen, sich von seinem Weibe bedienen zu lassen, sein Essen liegend zu verzehren und so lange Branntwein zu trinken, bis er darüber einschläft. Auch kümmert er sich eigentlich wenig darum, ob Frau und Kinder genug haben, und selbst der zärtlichste Gatte und Vater, wenn er erst den Branntwein geschmeckt hat, ist nicht im Stande, sich davon loszureißen, und sollte sein letztes Kopfecken darauf gehen. Diejenigen, welche recht klug handeln, geben alsdann der Frau den Geldbeutel in Verwahrung, wenn sie zu einem solchen Gelage gehen, und behalten nur ungefähr so viel bei sich, als sie zu verzehren gedenken; aber es geschieht auch sehr oft, daß sie

daran nicht genug haben, und dann muß die Frau den Beutel aufthun, oder sie fangen an, auf Credit zu trinken. Der Cosak kann allenfals sein letztes Stück Vieh verkaufen, ohne um die Zukunft sehr besorgt zu werden, denn er ist sehr geneigt, an einen unvermutheten Glücksfall zu glauben. Aber eben dieser Mensch ist auch im Stande, wenn er wieder zur Vernunft kommt, durch Arbeit alles wieder einzuholen, was er verschwendet hat; dann scheut er keine Mühe, keine Anstrengung; dann bricht er sich selbst ohne Murren die nöthige Erholung ab; dann rastet er nicht eher, bis alles vergütet, bis sein alter Wohlstand wieder hergestellt ist.

Im Rausche ist der Cosak zänkisch, und neigt sich zu allerhand häßlichen Ausschweifungen. Dieser Mensch, der sonst so viel Instinkt für eheliche Treue beweist, kann sich im Rausche so schrecklich vergessen, daß er sich dem Laster der Wollust bis zur Ermattung überläßt, und dabey so wenig Delikatesse zeigt, daß er, unbekümmert, bey wem er seine Leidenschaft befriedigt, sich dem ekelhaftesten weiblichen Geschöpfe in die Arme wirft. Sonderbar aber ist es, daß er bestimmt weiß, was er im Rausche gethan hat, und darüber entweder Reue fühlt, oder es fortsetzt. Hat er sich in der Trunkenheit mit Einem seiner Brüder entzweit, so ist die Feindschaft nicht mit dem ausgeschlafenen Rausche vorbei, sondern sie dauert fort, und wenn Andere nicht ins Mittel treten, und eine Versöhnung stiften, so ist er im Stande, jahrelang auf Rache zu sinnen, und dieß Gefühl so lange bey sich zu verbergen, bis sich eine Gelegenheit zeigt, wo er zum Nachtheil seines Gegners losbrechen kann. So treu der Cosak auch

der Krone anhängt, so kann er doch im Rausche zu Empörungen und andern schrecklichen Unternehmungen überredet werden, wie wir davon schreckliche Beyspiele in Menge haben. Was er im Rausche zugesagt hat, das hält er in der Nüchternheit, selbst, wenn er einsieht, daß es schädlich ist; dabey handelt er verschwiegen und hinterlistig; jahrelang kann er einen Entwurf mit sich herumtragen, ohne ihn einer Menschenseele, als seinen Mitinteressenten, zu entdecken. Pugatschew benutzte diesen Charakterzug seines Volkes zu seinen schrecklichen Entwürfen, und erschütterte das halbe russische Kaiserthum. Der Cosak hat Unternehmungsggeist, und weiß den Zeitpunkt abzupassen, wo er von seinen Plänen den bestmöglichen Nutzen ziehen kann, dann bringt er aber auch gewaltsam hervor, und macht alles für sich zitternd. Verwahrlost von Jugend auf, erzogen ohne Gefühl für Tugend und Menschlichkeit, unausgebildet in seinen natürlichen Fähigkeiten, ohne richtige Kenntniß von Gott und seinen Pflichten — wie kann es da wohl anders kommen, daß der Cosak Unternehmungen wagt, die von allen Gesetzen der Moralität abweichen, und eigentlich nur dem Stande der Wildheit zu verzeihen sind? —

Aus der Neigung zum Wohlleben und zur Schwelgerey entsteht natürlich eine übertriebene Geldliebe, die von Jahr zu Jahr bey diesem Volke zunimmt, je mehr sie mit den Bedürfnissen des Lebens bekannt werden. Der Cosak, der noch nicht aus seiner Heymath gekommen ist, von den Uebrigen meistens abgesondert in halben Wüsten lebt, und den Bedarf des Luxus und der Völlerey noch nicht kennt — weicht hierinn von seinem

— wenn ich anders dieses Wort hier mißbrauchen darf — kurtwiltigem Bruder merklich ab. Jener fragt nichts, oder doch wenig nach dem Gelde; diesem ist das Geld das summum bonum, das non plus ultra seines Strebens. Jener befriedigt seine Bedürfnisse auch ohne dieses Metall, und durch seinen wenigen Umgang mit der Welt; da ihn größtentheils nur seine Steppen umgeben, findet er nicht Verführung genug, anders zu werden, als er von Natur ist. Je mehr er aber seinen mit der Welt bekanntern Landsleuten entgegen tritt, je mehr er ihre Bedürfnisse kennen lernt, desto mehr erweitern sich auch die seinigen, er wünscht sich ein ähnliches Loos, und strebt nach der Befriedigung seines Wunsches. So kommt es denn, daß schon der größte Theil der Cosaken den Werth des Geldes kennt, und mit einer strafbaren Habgier nach dem Besitze desselben trachtet. Dabey ist es ihm gleichviel, wie er es erwirbt; ob er durch Rauben oder Arbeiten seine Umstände verbessert, das gilt ihm einerley. Aufhäufen mag er es nicht; es, wie unsere Wucherer, in Kisten zu verschließen, und zur Zeit der Noth mit ungeheurem Gewinn wieder an den Mann zu bringen, davon hat er gar keine Idee; sein Wunsch geht einzig dahin, nur soviel zu haben, damit er seine Neigung zur Schwelgerey befriedigen kann, und diese ist befriedigt, wenn er hinlänglich Meth oder Branntwein und einen guten Fraß dabey hat. Kommt ihm Jemand dabei im Wege, so schiebt er ihn ziemlich unsanft auf die Seite; ja, er ist im Stande, ihn, wenn er nicht gleich gehen will, mit seinem Messer niederzustößen. Selbst seinen Geistlichen, der ihm den Weg zum Himmel zeigen soll, behandelt er

nicht mit größerer Schonung. Dieser unwissende Tropf, der sich so wegwirft, daß er mit dem Cosaken brüderliche Saufgelage hält, und gleich ihm allerhand Zoten und Ausschweifungen begeht, muß denn auch oft genug die Folgen dieser seiner Thorheit empfinden, und, wenn er seinem besten Freunde auf irgend eine Weise zu nahe tritt, so ist eine tüchtige Prügeluppe seine unausbleibliche Belohnung. Hat der Cosak seine Bedürfnisse befriedigt, so fragt er weiter nicht viel nach dem Gelde. Daher sieht er auch nicht auf die Menge desselben, wenn es nur dahin ausreicht, daß er hinlänglich Brantwein dafür trinken kann; und dazu braucht er nicht viel; denn der Brantwein ist nicht theuer, und wer ihm einige Kopfen dazu schenkt, der ist sein wärmster, sein bester Freund.

Durch eine solche Kleinigkeit kann man sich den Cosaken zum eraebensten und dankbarsten Menschen machen. Wem er einmal liebgewonnen hat, gegen den ist seine Treue auch ohne alle Grenzen, und übersteigt alles, was man von dieser Tugend unter den kultivirtesten Völkern antrifft. Es ist zum Erstaunen, wenn man den Cosaken, der Blut wie Wasser trinkt, der in Unmenslichkeiten aller Art seine Freude sucht, auf der andern Seite wieder so wahrhaft edel handeln sieht, daß man gleichsam gezwungen wird, ihn zu bewundern. Seine Dankbarkeit geht zuweilen in wirkliche Schwärmerey für seinen Gegenstand über; und hätte er, wie unsre Schöngeister, Romane gelesen, so möchte man diese seine natürliche Tugend für erkünstelt halten. Aber, das ist es nicht; die Dankbarkeit des Cosaken ist wirklich reine Tugend bey ihm, so wie bey mehreren rohen

Naturvölkern, die durch unsre sogenannte Cultur noch nicht abgestutzt worden sind, um anders zu erscheinen, als sie sind. Dieß ist bisjezt nur noch der Fall in unserm gebildeten Europa, wo alles auf den Altären der Göttinn des Scheins opfert, und im Herzen Arglist, Lücke, Bosheit, Verstellung und Dummheit aufbewahrt. Nur äußerst selten finden sich Beispiele, daß ein Cosak, der etwan als Bedienter seinen Unterhalt sucht, seinem Herren nur das geringste veruntreut hätte, wenn dieser ihn mit Vertrauen und Zuversicht behandelte. Wenn er Güte und Vertrauen findet, so vergilt er mit unwandelbarer Treue. Er ist im Stande, sein Leben für seinen Herrn zu lassen. Durch kleine Geschenke und durch ein bewiesenes Vertrauen auf seine Ehrlichkeit ist mit diesem Menschen alles zu machen. Beutel voll Gold können vor ihm aufgehäuft liegen; er selbst kann hungern und dursten, daß ihm die Zunge am Gaumen klebt; er wird nichts anrühren, sondern vielmehr das Eigenthum seines Herrn mit Gefahr seines Lebens vertheidigen. Wer seinen Herrn beschimpft, der beschimpft ihn selbst; er gleicht einem Rasenden, wenn er sieht, daß sein Herr auf irgend eine Weise gekränkt wird; er nimmt sich seiner an, vertheidigt seine Handlungen gegen Bosheit und Unverstand, schlägt sich für ihn herum, ist Tag und Nacht auf den Beinen, wird nie mißmüthig, nie mürrisch, thut alles, was sein Herr befiehlt, selbst, wenn es das unangenehmste wäre, sucht die Wünsche seines Herrn aus dessen Augen zu lesen, handelt früher, ehe es ihm befohlen wird, wenn er weiß, daß man es gerne sieht, und ist für jede kleine erwiesene Güte so dankbar, daß gleichsam alle seine

Empfindungen sich in diese Tugend auflösen, und alle seine Handlungen das Gepräge eines dankerfüllten Herzens an sich tragen. Diese schöne Tugend der Dankbarkeit, der Treue und Anhänglichkeit zeigt sich bey jedem einzelnen Individuum dieser Nation; sie ist ein Charakterzug, der sich fast auf alle Theile ausdehnt; selbst der Ausländer, den man doch im ganzen genommen nicht sehr leiden kann, verspürt die Folgen dieser Tugend, wenn er nur die Kunst versteht, sich diese Menschen durch ein gütiges Betragen und durch kleine Geschenke verbindlich zu machen. Auch er kann es mit leichter Mühe so weit bringen, sich geachtet, geliebt, verehrt und vertheidigt zu sehen; auch er kann sich eine unwandelbare Treue von demjenigen Menschen versprechen, der ihn einmal liebgewonnen hat; auch er wird finden, daß man seine Befehle ohne Widerrede befolgt, sein Leben vertheidigt, sein Vermögen bewacht. Freylich aber muß er nicht stolz und unbändig seyn, muß nicht, wie gegen den Russen, drohen und schelten; so eine Behandlung duldet der Cosak nicht; auf diese Art kann er sich ihm zum unversöhnlichsten Feinde machen; dann lebt er nirgends so unsicher, so gefahrvoll, selbst in Ansehung seiner Person, als unter diesen Menschen! —

Der Cosak hat eine entschiedene Neigung für alle Arten von Vergnügungen, denen er denn auch mit einer ungezügelter Leidenschaft nachhängt. Einige derselben sind unschädlich und erlaubt; andere aber arten in ordentliche Wildheit aus. Von seinem Wollustseifer, besonders in Stunden der Trunkenheit, habe ich schon geredet. Der Nationaltanz dieses Volkes ist bey uns hinlänglich bekannt; nur muß man nicht glauben, daß der ges-

schickteste deutsche Tänzer dem Cosaken darinn gleich kommt. So wie der Pole in seinem polnischen Tanze, so bleibt der Cosake in seinem kosakischen originell. Er hat gewisse Wendungen, gewisse Biegungen des Körpers, gewisse Stellungen, die nur ihm eigenthümlich sind, und mit einer Art ausgeführt werden, die kein Deutscher nachzumachen im Stande ist; selbst seine dabey angebrachte Mimik ist unübertrefbar. Seitdem ich also diesen Tanz von Cosaken gesehen habe, seitdem wird es mir immer lächerlich vorkommen, wenn sich unsre aufgeblasenen deutschen und französischen Tanzmeister auf ihr Kosakisch so viel zu Gute thun, und Wunder denken, welche Meister sie sind, da sie hier fast in jedem halberwachsenen Kinde ihren unübertrefbaren Lehrer finden können.

Karten- und Würfelspiel ist bey dem Cosaken ein sehr gewöhnlicher Zeitvertreib, und er ergiebt sich demselben mit eben der ungezügelten rasenden Leidenschaft, die er bey allen andern Handlungen seines Lebens beweiset. Beym Verluste tobt und lärmt er, wie ein unsinniger Mensch; aber er hört deswegen nicht zu spielen auf, sondern ist im Stande, sich Tag und Nacht damit zu beschäftigen, und alle seine nothwendigsten Arbeiten dabey im Stiche zu lassen. Er verspielt den lezten Copaken aus seinem Beutel, allenfals auch Rock und Hemde, nur seine Waffen nicht, und, wenn er diese einmal in der Hitze der Leidenschaft daran gewagt hat, so sucht er alles hervor, sie entweder mit Gewalt oder mit Güte wieder zu erhalten, oder durch ein Aequivalent wieder einzutauschen.

Die Nationalgesänge haben viel ähnliches mit den russischen; sie werden entweder mit äußerster Lustigkeit, oder in einem gewissen melancholischen Takte abgejungen. Im erstern Fall pfeifen sie dabei zwischen den Fingern, wodurch ein sehr unharmonischer und durchdringender Ton hervorgebracht wird. Jeder Vers der zweiten Art schließt sich gewöhnlich mit einem schleppenden, gedehnten Nachton, der zuweilen sehr widerlich ins Ohr fällt. Sonst ist die Stimme des Cosaken größtentheils sehr tonreich und angenehm, und er versteht die Kunst, seinem Gesange eine gewisse Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu geben, die über das Ganze eine sehr schöne Harmonie verbreitet.

Ein Hauptzug im Charakter dieses Volks ist ein gewisser kriegerischer Stolz, den sie bei jeder Gelegenheit äußern. Der Cosak hält sich und seine Nation für die erste und einzige in der Welt, die von allen andern Völkern geehrt und gefürchtet wird; deshalb seine Verachtung alles dessen, was ausländisch heißt, deshalb sein Hang zu den uralterlichen Sitten, deshalb seine zurückbleibende Cultur. Selbst wenn er die Sitten des Auslandes kennt, und gewissermaßen nachahmt, zeigt er bei seiner Einrichtung eine gewisse eigensinnige Abweichung, um sich nicht gleich zu machen. Er ist stolz darauf, daß er ein Cosak ist, das heißt: ein Mann, der im Streiten seines gleichen sucht. Da er weiß, daß seine Tapferkeit allgemein anerkannt wird, so fodert er auch von Andern jene unbegrenzte Achtung und Ehrfurcht, welche sich die stolze Tapferkeit ganz gewöhnlich zueignet, selbst dann, wenn sie nur relativen Werth hat. Er hat ein hohes Gefühl für die Ehre, versteht

sich, nach seinen eigenen rohen Begriffen; Schläge mit dem Stofke, oder mit der Klinge duldet er nicht; aber der Peitsche unterwirft er sich willig. Er duldet keine Beschimpfung, er müßte sich es denn bewußt seyn, daß er durch Feigheit und Furchtsamkeit dieselbe verdient hätte. Will das Weib die Liebe ihres Mannes gewinnen, so muß sie sich seinem Willen unbedingt unterwerfen, muß seinem Stolz schmeicheln, und seine Tapferkeit öffentlich anerkennen und loben. Will das Mädchen einen tapfern Jüngling zum Manne haben, so muß sie sich ihm zuerst antragen, sonst wartet sie umsonst auf seine Erklärung; denn sein Stolz läßt es ihm nicht zu, dem Mädchen zuerst zu sagen, daß er sie liebt. Daher macht der Cosak auch selten einem Mädchen öffentlich die Cour, und wenn es geschieht, so hat sein ganzes Betragen dennoch den Anstrich der Herablassung, und er läßt es dem Mädchen deutlich fühlen, daß seine Anhänglichkeit ein vorzügliches Glück für sie sey. Selten spricht er von Liebe, selbst wenn er sie fühlt, wenn ihm nicht vorher das Mädchen die ihrige gestanden hat. Ueberhaupt giebt er selten glänzende Versprechungen ewiger Treue und Zärtlichkeit, sondern affectirt vielmehr ein gewisses Sprödehün, eine gewisse Kalte bey den Liebkosungen seiner Schönen, und nur, wenn er erst ganz sichere Beweise hat, wird er zärtlicher und nachgiebiger.

Schon als Bräutigam zeigt der Cosak, daß er Herr seines Weibes bleiben wolle, und schlechterdings nicht gesonnen sey, sich unter ihr Joch zu beugen. Bey allen seinen Liebkosungen spielt er den Aufopfernden, der mehr verliert, als ge-

winnt. Daher kommt es denn auch, daß der Mann mit seiner Gattinn auf einen ziemlich orientalischen Fuß umgeht. Der Mann ist der unumschänkte Beherrscher seines Weibes; diese muß ohne Widerrede, ohne Murren gehorchen, muß thun, was der Mann befiehlt, darf nicht widerstreben, und muß für ihn arbeiten, wenn er dem Müßiggange und der Schwelgerey fröhlet. Und doch trifft es sich hier äußerst selten, daß eine Ehe, unter diesen ungünstigen Aussichten geschlossen, unglücklich ausfällt, oder daß der Mann seine Herrschaft über das Weib zu sehr mißbraucht. Der Cosak liebt sein Weib, ohnerachtet es ihm sein Stolz nicht zuläßt, es ihr zu sagen. Er will seiner Gattinn und seinen Kindern wohl, wenn anders sein Wille mit seinen herrschenden Neigungen harmonirt. Er macht ihr manche heimliche Freude, und fodert nie mehr von ihr, als sie zu leisten im Stande ist. Er ist gutmüthig, und läßt sich oft von seinem Weibe leiten, wenn sie die Art, ihm beizukommen, zu treffen versteht. Er hängt mit männlicher Treue an ihr, und läßt sich nie mit andern Weibern ein. Er fühlt den Werth eines guten Weibes, und thut alles, um ihr das Leben angenehm zu machen. Er ist wirklich ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater, wenn er sich auch in seinem stolzen Wahne überredet, daß er es nicht seyn dürfe. Er theilt sein Einkommen und seine Freuden mit dem Weibe, und wenn er es manchmal im Rausche vergißt, daß Frau und Kinder darben, so erinnert er sich doch bald wieder seiner Verirrung, und sucht zu trösten und abzuhefen. Er geht daher auch selten allein in die Schenke, sondern läßt sich von seiner Frau gewöhnlich begleiten. Oft geschieht es sogar,

daß ein Mann seinem Weibe die Oberherrschaft freywillig überträgt, und ihr den Ertrag des gemeinschaftlichen Fleisches in die Hände liefert, um damit zu wirthschaften, weil er seine Schwachheit kennt, und gar zu gut weiß, daß alles darauf gehet, wenn der Branntwein seine Wirkung thut. Entstehen Handel bey der Flasche, so treten die Weiber hinzu, und die vernünftign Männer hören ihre Gründe an, vereinigen sich, oder lassen es wenigstens nicht zu Handgreiflichkeiten kommen. Freylich ist aber auch oft ein solcher Wirwar durch einander, daß Niemand weiß, wer Recht hat, Männer und Weiber sich gegenseitig in die Haare fassen, und eine allgemeine blutige Prügeley das Finale der ganzen Herrlichkeit wird. —

Uebrigens ist der Cosak ein schöner Mann, von einem regelmäßigen Bau, und von stolzer majestätischer Bildung. Seine Kleidung erhebt die äußere Schönheit seiner Gestalt eben nicht, aber sie vermindert dieselbe auch nicht. Sein Stuzbart, den er gewöhnlich trägt, und sein abgeschorner Kopf, verunstalten ihn nicht, sondern geben ihm vielmehr ein gewisses kriegerisches und männliches Ansehen. Er hat etne braune, männliche Gesichtsfarbe, ein lebhaftes ernstes Auge, und einen schönen, edlen Körperbau. Wer ihn als Feind bewafnet auf sich zueilen sieht, dem muß natürlich sein Anbliz Furcht und Entsetzen erregen; wer sich ihm aber als Freund naht, der sieht ihm gerne in sein ofnes Auge.

Die Mädchen und jungen Weiber haben von der Natur alles erhalten, was man sonst, dem sehr relativen Begriff von weiblicher Hübschheit, gewöhnlich unterzulegen pflegte. Ihr großes

Schwarzes feuriges Auge, die Gesundheit und der Frohsinn, die aus diesen Augen hervorstralen, ihre proportionirte, und zum theil sehr feine Gesichtsbildung, ihre volle runde Brust, ihr schöner schlanker Körperbau, die edle, ungekünstelte Art, wie sie sich zu benehmen wissen, alles dieses macht das kosakische Mädchen zu einem äußerst interessanten Geschöpf, dem nichts fehlt, was nicht nur die geringste Sinnlichkeit befriedigen, sondern auch allenfalls einen Platoniker fesseln kann. An zierlicher Bildung fehlt es freylich diesen Kindern der Natur; sie sind das, was wir alle sind, wenn die Kunst uns nicht beschnitten, und das Cerimoniel uns mit eine Art von Papagayennatur angemodelt hat. Sie verstehen die Kunst nicht, ihre natürlichen Reize durch unnatürliche und gestohlene zu erheben, oder auch zu verunstalten; sie kennen keine Toilettenspielereyen; sie haben das abgeschmackte Air unsrer französisirten deutschen Damen nicht; sie verstehen nichts von Affekation, Mundverzerrungen, Sprödehün, romantischen Schwärmerereyen, und dergleichen pharuaistischen Modekünsten. Sie haben sich in keinen Kostschulen, durch keine französischen Windbeutel, durch keine Lafontainische Romane gebildet; sie wissen nichts von dem puppenmäßigen, affenartigen Wesen, das unsern deutschen Mädchen zur Erhöhung ihrer Reize als Pflicht vorgezeichnet wird; ja, wenn man will, sie sind plump, unbeholfen, ungebildet, rohe Kinder der Natur, durch keine Kunst verhunzt, — aber sie sind dem allen ohngeachtet recht artige und interessante Geschöpfe, die jedem, der Natur liebt, besser gefallen, als unsre Modedamen, die der Natur den Krieg angekündigt haben, und nun ein Mittelding zwi-

ſchen Natur und Kunſt geworden ſind, das auf allen Zeiten verhunzt, verſchoben und verbogen iſt. —

Immerhin lächle man über meinen bizarren, unmodiſchen Geſchmak, ein rohes, halb wildes Coſakenmädchen über unſre Allerweltsſchönheiten zu erheben — immerhin rümpfe man die Naſe über mich, und potte meiner Uaverſchämtheit. Ich bin nun einmal ſo; ich kanns ſchon einmal nicht leiden wenn die Natur verhunzt iſt. Unſre durch eine jämmerliche Kunſt verkrüppelte Gärten ſind mir eben ſo zuwider, als unſre durch einen geſchmakloſen Modeton verkrüppelte Damen. Wo ich Natur rein und ungekünſtelt wieder finde, da bleibe ich gerne; wo aber die Natur durch die Kunſt verdrängt iſt, oder wohl gar — welches noch abſcheulicher iſt, und ſetzt Mode wird — wo eine erkünſtelte Natur die Stelle der wahren erſetzt, da kann ich nicht herzlich, nicht froh ſeyn, da ziehe ich mich in mich ſelbſt zurück, und fröhne keinem Narren, keiner Närrinn, und wenn die ganze Welt vor ihnen niederſtürzte! — Die Kunſt, wo ſie wohl angebracht wird, da erſetzt ſie die Stelle der Natur, das gebe ich gerne zu; auch bin ich nicht Thor genug, Kunſt, im weitläufigen Verſtande des Worts, zu verdammen, vielmehr habe ich hohe Ehrfurcht für dieſelbe. Aber ein Geſicht läßt ſich nicht erkünſteln, und unſre Modeaffen werden unnatürlich, wenn ſie von Woche zu Woche alles nachmachen, was die Thorheit unſers Jahrhunderts aus Begierde zur Geldſchneiderey erfindet. Man verbinde immerhin Kunſt mit der Natur, und verſchönere dadurch ſeinen Körper; dagegen habe ich nichts; aber man übertreibe nicht, die Mode arte nie

in Narrheit aus; man entwöhne sich nicht von der Natur, und ahme dagegen eine andere nach, die nicht Allen ansteht. Das papagayenartige Wesen, Natur zu affectiren, wo keine ist, ist meines Bedünkens eben so lächerlich, als eine falsche Haartour nach der Mode auf einem veralteten, grauen und zitternden Matronenkopfe. Jener würde eine schlichte Haube weit besser kleiden, als die ungeheure erborgte Bastion, die ihr Kopf kaum tragen kann; und unsre von Jugend auf verkünstelten Modedämchen würden denn auch besser thun, wenn sie so halb verhunzt durch die Welt schlichen, statt daß sie sich durch ein natürliches Air, worinn sie sich gar nicht mehr finden können, ein noch lächerlicheres, verhunzteres Ansehen geben. Man verzeihe mir die Verbhheit, mit der ich von dieser Materie spreche! Es ist in Wahrheit arg genug, daß es schon so weit gekommen ist, daß aus den schönsten natürlichen Anlagen, durch eine verschrobene Ausbildung solche traurige Wesen hervorgegangen sind, die außer ihrem Läruchen und ihrer Flatterie nichts haben, was einen vernünftigen Mann reizen kann! Denn, leider Gottes! ist ja an unsern Modeschönen, so wie sie sich jezt da vor uns herumdrehen — es versteht sich von selbst, daß ich Ausnahmen gelten lasse; und ich selbst kenne ja Mehrere, die besser sind, als dieses Gemälde — lauter falsche Kunst, von der Haartour an, bis auf die Zehenspitze herab. Jede Biegung, jede Wendung des Körpers hat der Tanzmeister angegeben, mithin fällt sie unnatürlich aus. Man spricht eine Romanensprache, die ins gemeine Leben nicht paßt. Man affectirt Empfindung, die man nicht besitzt. Man spielt die Spröde oder

die Coquette, je nachdem der Gegenstand gefällt, oder mißfällt. Man geht auf Stelzen, und hat keinen sichern festen Tritt. Man stolzirt pfauenartig umher, und bildet sich auf das vergängliche Läruschen, Gott weiß, wie viel? ein. Man verachtet ehrliche Kerls, weil sie nicht schmeicheln können, und erhebt Gefken, die sich in dieser elenden Kunst unterrichtet haben. Man will gelehrt thun, und lernt Bücherphrasen auswendig. Man schwärmt in überirdischen Welten, und vergißt die nothwendigste Kunst eines guten Weibes, Haushaltungs-, Koch- und Erziehungskunst. Man plappert dem braven Jean Paul, Lafontaine und andern beliebten Romanendichtern Worte nach, die man nicht versteht, und macht sich durch eine falsche Anwendung lächerlich. Man verändert mit jedem Monat seine Kleidung, und schnörkelt und dreht daran so lange, bis ein lächerliches Unding herauskommt. Man verlacht vormalige gute Grundsätze zur Bildung einer Hausfrau und Mutter, als vermittelte Vorurtheile, und folgt dem neumodischen Wesen, das Pfauen oder Affen bildet. Man schwärmt mit Laffen umher, die nur an äußerer Gestalt dem Menschen ähnlich sehen, im Innern aber meistens Paviane sind. Man weiß nicht mehr, wie man sich recht puzzen, womit man sich alles behängen soll. Unser heutiger Geschmack hat mehr das Gepräge der Geschmacklosigkeit, und die Nachkommen werden uns mit unsern Moden auslachen. Man sorgt für nichts, als für den Bedarf des Luxus, und darüber mag denn die Haushaltung zu Grunde gehen. Das Mädchen schröpft den Beutel ihres Bräutigams oder Liebhabers, und die Frau die Kasse ihres Mannes. Häusliche Tugenden sind aus der

Mode gekommen. In den Näh- und Strickschulen erlernt man, statt dessen, einen erbärmlichen französischen Jargon, eine stümperhafte Kimperei auf dem Klavier, und ein falsches sogenanntes Air. Alles soll nur von Außen glänzen. Wie es auch im Innern aussehen mag, darum bekümmert man sich nicht mehr. Die Gouvernantinnen sind größtentheils nur angewiesen, auf körperliche Ausbildung Acht zu haben; auf wahre Cultur des Geistes, darauf sieht Niemand. Das junge Mädchen sei klug oder einfältig, handle gut oder schlecht, denke edel oder unedel, das alles kommt gar nicht mehr in Anschlag; nur habe sie Geläufigkeit in der Zunge, Papagayenton und Pfauenwesen — Eehrt, das hat eine elende Kunst aus unsern Mädchen und Weibern gemacht — ist es wohl so leicht möglich, daß diese so sehr verkrüppelten Geschöpfe wieder zur echten wahren Natur zurückkehren können? Die herrlichsten natürlichen Anlagen sind zerrüttet; man will alles seyn, und ist nichts. Daher so viele unglückliche Ehen, die wir täglich vor unsern Augen sehen. Daher die Zerrüttung so vieler Haushaltungen; daher das Verderben so vieler Familien; daher die wizzige Erziehungsweise der Kinder, die jetzt so gäng und gäbe ist, und doch, aller Vertheidigung ungeachtet, nun und nimmermehr etwas taugt. — Doch, ich behalte mir es vor, diese Materie einmal an einem andern Orte noch weitläuftiger auseinander zu setzen, und lehre dafür jetzt zu meinen Cosakinnen zurük. —

Der ganze Anzug dieser Töchter der Natur ist nichts weniger als modern, und würde vielleicht unsern schamhaft seyn-wollenden Schönheiten eine erkünstelte Röthe verursachen. Der

größte Theil der hiesigen Mädchen läuft im bloßen Hemde herum, oder wenn sie viel thun, so schlagen sie ein Stück grobes Tuch um den Unterleib, das von grauer oder brauner Farbe ist, und mit einem Strik oder auch mit einem ordentlichen Gürtel um den Leib befestiget wird. Ihre schönen langen Haare flechten sie in kleinen Zöpfen zusammen, und winden sie um den Hinterkopf herum, so daß sie eine Art von Kranz bilden, der durch zwei Nadeln zusammengehalten wird. Wenn sie gepuzt erscheinen, so ziehen sie eine Art von weißem Oberkleid an, das oben enge ist, unten in Falten herabfällt, und sie eben nicht häßlich kleidet. An den Füßen tragen sie Sandalen. Im Winter geht Mann und Weib in großen Schaafpelzen, die entweder ordentlich nach dem Leibe gearbeitet, oder auch nur ganz kunstlos eingewickelt sind. Und dennoch, trotz der leichten Kleidung der hiesigen Mädchen, halten sie vielleicht mehr auf Ehre und reine Sitten, als unsre affectirte Modenarrinnen. Sie bewahren das Kleinod ihrer Unschuld mit großer Sorgfalt. Ein gefallenes Mädchen ist bei den Cosaken eine größere Seltenheit, als bei uns. Die Mütter prägen es ihren Kindern frühzeitig ein, welch' ein Kleinod sie zu bewahren haben, und halten sie dabei äußerst strenge und eingelegen. Doch würde es nicht an Gelegenheit zu Ausschweifungen fehlen, wenn die Mädchen selbst dahin inclinirten. Daß jedoch diese Keuschheit gerade ganz aus moralischem Pflichtgefühl entstünde, will ich eben nicht behaupten; am meisten fürchtet man wohl die Schande, die damit verbunden ist, wenn der Bräutigam bei seiner Braut das erwartete Kleinod nicht findet. Denn es herrscht hier die Sitte, daß

der Bräutigam am Tage nach der Hochzeit der ganzen Gemeinde unter feierlichen Cerimonien verkündet, wie er seine Braut gefunden habe. Entspricht sie seinen Wünschen nicht, so wird sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause gestoßen und ihren Eltern zurückgeschickt, die dann Schande und Entehrung mit ihr theilen. Doch läßt dieser Gebrauch von Jahr zu Jahr immer mehr von seiner Strenge nach; ja es giebt Dorfschaften, die schon so aufgeklärt denken, von dergleichen Thorheiten weiter kein großes Wesen mehr zu machen. Oeffentliche Unzucht wird zwar noch immer sehr hart bestraft; geheime kleine Sünden aber verzeiht man schon um so eher, je weniger man sich selbst davon frei weiß. Tout, comme chez nous! —

Tief unter die Menschheit erniedrigt, mit allen nur erdenklichen Lastern und Abscheulichkeiten besetzt, ein Auswurf, ein Abschaum der menschlichen Natur, Mörder, Straßenräuber, Bösewicht ohne Gleichen — so steht der Saporoger Cosak da, eine bis zur gänzlichen Entartung der menschlichen Natur herabgesunkene Abart der cosakischen Nation. Diese Europäischen Canibalen, die in Lastern und Abscheulichkeiten aller Art, selbst die wildesten unkultivirtesten Völker des Erdbodens übertrafen, bewohnten zueither jene reizenden Inseln des Dneppers, die jenseits der Wasserfälle liegen, und einen Theil der Länder, die gegenwärtig Neufervien ausmachen. Alle diese Gegenden können das Paradies der Erde genannt werden, das an Fruchtbarkeit und Schönheit seines Gleichen sucht. Die Hauptstadt der Saporoger hieß *Cetscha*, auf einer der größten Inseln gelegen, ein elendes hölzernes Nest, das aber er-

staunlich stark bevölkert war. Hier war der Sitz ihrer Regierung, an dessen Spitze der Attaman stand, ein sogenanntes Oberhaupt, das von der ganzen Nation erwählt wurde, jedoch ohne deren Zustimmung nichts unternehmen konnte. Dieß Volk bildete eine Art von demokratischer Republik, wo eine unumschränkte Freiheit und Gleichheit herrschte, wo Keiner mehr war, als der Andere, wo jeder Einzelne die obrigkeitliche Würde erhalten konnte, wann ihn die Wahl traf; wo der Attaman nicht besser wohnte, nicht bequemer lebte, nicht köstlicher aß und trank, als der gemeinste seiner Mitbrüder; wo jeder Cosak gleiche Stimme, gleiches Recht hatte, wenn er sich desselben nicht durch Verstoß gegen die Gesetze, oder durch Feigheit verlustig gemacht hatte; wo kein Vorzug, keine Auszeichnung geduldet wurde; wo jede Beute zu gleichen Theilen ging. Mit den andern Cosaken traten sie in keine Verbindung; sie handelten vielmehr oft feindlich gegen sie, und ließen sie ihre fürchterlich-barbarischen Einfälle eben so sehr fühlen, als den übrigen benachbarten Provinzen. In ganz Polen sind sie daher auch nur unter dem Namen der Haidamaken bekannt; eine Benennung, die alles Abscheuliche in sich begrif, was die Natur nur in den verdorbensten Menschen legen konnte; ein Volk ohne Treu und Glauben, das aller Menschlichkeit entsagt, aller Tugend Hohn gesprochen hatte; das sich mit Blut mästete, und den schrecklichsten verderblichsten Lastern ergeben war. Von Menschen hatten diese Barbaren nichts an sich, als die äußere Gestalt, sonst waren sie ganz blutgierige, räuberische Thiere, die den Tiger an Grausamkeit, den Bären an Blutdurst übertrafen. Ganz

Polen zitterte lange Zeit vor dieser Horde von Straßenräubern. Wer einen solchen Menschen antraf, der schlug ihn, wie einen tollten Hund, todt, wenn er seiner habhaft werden konnte. Ein Caporoger fand nirgends Menschlichkeit und Erbarmen, selbst wenn er sich in Umständen befand, die das Mitleid des des kältesten Menschen rege machten. Erkrankte er auf seinem Zuge, so nahm ihn kein Mensch in seine Hütte auf; man floh seinen Anblick wie ein pestartiges Ungeheuer; kein mitleidiges Herz reichte ihm Labung und Arznei; er mußte am Wege verichmachten, und es noch für eine Barmherzigkeit anerkennen, wenn man ihn mit einem schnellen Schlage tödtete. Diese Behandlung war grausam; aber der Pole sah in dem Hardamaken nur jenes vi. hische Ungeheuer, das ihm seine Gattin, seine Kinder gemordet, seine Töchter geschändet, seine Eöhne mit unmenschlicher Grausamkeit hingerichtet, seine Hütte niedergebraunt, sein Haabe und Gut ihm gestohlen, und ihn dem Elende, der Verzweiflung zum Raube überlassen hatte. Was Wunder denn, daß er diesem Ungeheuer Gleiches mit Gleichem vergalt, und nur dem kalten Rufe der Rache folgte? Feines Gefühl ist ohnehin dem Polen nur sehr sparsam zugetheilt, aber auch selbst der bessere Mensch wäre hier dem harten Kampfe zwischen Rache und Verzeihung vielleicht zum Nachtheil der letztern unterlegen.

Der Caporoger hat es wirklich so arg gemacht, daß es kein Wunder war, wenn man ihn verabscheute, und ihm jedes Recht der Billigkeit und Menschlichkeit versagte. Gondas schrecklicher Einfall in die Ukraine, von dem ich bald etwas mehr reden werde, übertraf alles, was man noch

von Abscheulichkeiten dieser Art erfahren hatte. Aber er war nicht der erste, noch der letzte. Hordenweise fielen diese Canibalen, wenn es ihnen einfiel, über diesen und jenen Distrikt her, verwüsteten, gleich Schaaren von Heuschrecken, mit tiegerartiger Grausamkeit die gesegnetesten Fluren, mordeten schuldlose Menschen ohne Schonung, ließen keine Hütte stehen, kein Geräthe ganz; alles, alles wurde in blinder Wuth zertrümmert. Mit Beute beladen, kehrten sie denn in ihre Winkel zurück, verzehrten gemeinschaftlich, was sie gewonnen hatten, und stürzten sich dann wieder über einen andern Distrikt her. Kurz, diese Barbaren konnten mit Recht die Europäischen Wilden genannt werden, die noch nicht einmal, gleich ihren Brüdern in der Ukraine, in den zweiten Zustand des Menschengeschlechts übergegangen waren, sondern noch vollkommen trogloditenartig lebten, keine Kunst, kein Gewerbe trieben, keine Begriffe von Religion und Pflicht hatten, kein Gefühl für Tugend und Menschlichkeit kannten, sich im Blute der Unschuld badeten, und von der Beute zehrten, die sie mit der erschrecklichsten Grausamkeit gewonnen hatten.

Diese abschauliche Menschenbrut wurde eine Zeitlang von Rußland geschützt, denn dieser Staat bedurfte ihrer, so lange er nicht durch den Besitz der Krimm vor den feindlichen Anfällen der Tartarn gesichert war. Da die Caporoger immer auf den Beinen, immer bewaffnet waren, so durfte Rußland nur winken, und Canibalen stellten sich Canibalen entgegen, fochten mit gegenseitiger Erbitterung, und rieben sich unter einander auf, wodurch Rußland gesichert wurde. Allein die Besitznahme der Krimm machte endlich den Räube-

reien der Tattarn ein Ende, und die Saporoger wurden jetzt weniger nothwendig. Diese Menschen hatten schon lange den ganzen Abscheu der Regierung auf sich gezogen; da sie nun aber anfangen, ihre grausamen Streifzüge auch russischen Unterthanen fühlen zu lassen, so konnte es nicht fehlen, daß die Regierung nach und nach auf Mittel sinnen mußte, diese Ungeheuer unschädlich zu machen. Dieß geschah denn auch durch mehrere Verordnungen, die am Ende, wie ich in der Folge erzählen werde, die gänzliche Zerspaltung dieser wilden Horde nach sich zogen.

Diese Barbaren zeichnen sich durch eine Rohheit in ihren Sitten aus, die man unter Europäern nicht erwarten sollte. Die kaiserlichen Rothmäntler sind Ungeheuer, die kein Gesetz achten, kein Blut schonen, wie sie es denn noch in dem gegenwärtigen Kriege hinlänglich bewiesen haben; aber diese Teufel sind Engel gegen die Saporoger. Jenen hat man doch alle Gelegenheit gegeben, grausam zu seyn; ihre Generale selbst haben sie dazu angefeuert; deutsche Krieger haben ja, zur Schande unsers Jahrhunderts, die unerhörte Niederträchtigkeit begangen, diesen Menschen jeden Feindeskopf mit einem Dukaten zu bezahlen; die Saporoger aber haben keinen andern Antrieb, als ihre eigene unnatürliche Grausamkeit; sie morden, ohne daß sie dafür bezahlt werden, blos zum Zeitvertreib, und sie morden nicht allein, sie quäl en mit unerhörter Teufelei. — Von eigentlichen, vernünftigen Gesetzen wissen sie nichts; ihr Wille, ihre Launen gelten ihnen so lange als temporaire Richtschnur, bis sie von einer andern wieder verdrängt wird; Jeder handelte nach Gutdünken; alle aber arbeiteten auf

den gemeinschaftlichen Zweck hin, ihre Unabhängigkeit, ihre Gleichheit zu behaupten, und mitten in der Monarchie eine Art von Freistaat zu bilden, die eigentlich nur im Stande der Wildheit möglich ist. — Sie nennen sich Christen, aber worin besteht ihr Christenthum? Der Ukrainer, so unwissend er auch in Sachen der Religion seyn mag, ist ein kenntnißreicher Theologe gegen diese Menschen. Sie wissen nichts, gar nichts von der christlichen Religion, als die paar jämmerlichen Cerimonien, die ihnen der Pope vormacht. Was ihnen ihre Pflichten gegen die Menschheit für Aufopferungen gebieten, wie sie sich zu verhalten haben, um in der menschlichen Gesellschaft als gute nützliche Staatsbürger zu leben, welche Einschränkungen Natur- und Völkerrecht ihrem wilden wilden Geiste auflegt — von dem allen haben sie gar keinen Begriff. Gott ist ihnen ein Gedanke, der fast nie in ihren Sinn kommt; höchstens erheben sie ihre mit Blut bes Flekten Hände zur Jungfrau Maria, oder zu einem andern Heiligen, und beten, wenn man anders ihr gedankenloses Plappern mit diesem ehrwürdigen Namen nennen darf. Kopf und Herz sind bei ihnen gleichverdorben. Ueber Ehre und Schande setzen sie sich weg; sie ergeben sich den abscheulichsten Lastern. Männer buhlen mit Männern, Weiber mit Weibern; alles lebt in Unzucht und thierischer Wollust durch einander. Der Ehe göttliches Band ist ihnen verächtlich. Wer von ihnen heirathet, der wird mit der äußersten Verachtung behandelt, muß die Hauptstadt verlassen, darf keine Waffen mehr tragen, an keinen räuberischen Unternehmungen mehr Antheil nehmen, verliert seine Vorrechte,

Siz und Stimme in der Setscha, und muß sich als Bauer ernähren und das Feld bearbeiten, eine Lebensart, die unter ihnen eben so verächtlich ist, als die des Kriegers, des Helden, oder welches bei ihnen Sinonima sind, des Räubers und Mörders geachtet wird. Nur der hat Anspruch auf die Achtung der Nation, der sein in Räuberhandwerke die Freuden der Ehe und des geselligen Lebens opfert, der ohne Mitleid mordet, ohne Gefühl plündert, und sich über aufgethürmte Leichenhügel den Namen des Helden, des Mannes erringt. — Wenn der Caporoger ein Weib in der Setscha besucht, so geschieht es nicht aus Fortpflanzungstrieb, sondern blos aus Begierde, einmal auf eine andere Art seine Wollust zu befriedigen, als man sonst gewöhnlich auf eine weit sträflichere Weise zu thun gewohnt ist. Ueberhaupt dulden sie nicht viel Weiber unter sich, diejenigen ausgenommen, die sie zur Einrichtung ihrer nothwendigen Bedürfnisse durchaus brauchen. Um ihr Geschlecht nicht aussterben zu lassen, hatten sie die abscheuliche Gewohnheit, ihren Nachbarn die männlichen Kinder zu stehlen. Diese wurden denn nach ihrer Weise erzogen, das heißt, zu Ungeheuern, die ihren Vätern und Erziehern nachahmten, und ihre Grausamkeiten fortsetzten. Frühe gewöhnte man diese unglücklichen Schlachtopfer an eine harte Lebensart, und an alle jene Bubeereien, welche sich die ganze Horde zur Hauptbeschäftigung ihres Lebens machte. Von Menschlichkeit und Tugend hörten sie nicht ein Wort, desto mehr aber wurde ihr Ohr an Erzählungen verübter Grausamkeiten gewöhnt, für welche gebildete Menschen schauern. Menschliches Mitleid mußte der Knabe schon frühzeitig aus seiner Seele

verbannen, wenn er an der elenden Ehre, in der Sertscha Siz und Stimme zu haben, Theil nehmen wolte. Er mußte sich von all' den schönen Gefühlen der Eltern-, Weibes- und Kindesliebe entfremden. Er mußte ein ganz isolirtes Wesen werden, das in der ganzen Schöpfung allein da stand, abgerissen von allen geselligen Freuden, nur bestimmt tiegerartig zu morden. Zeigte der Knabe Weichlichkeit, Mitleiden, Geselligkeitstrieb, und wurde ihm jener hohe Grad von Selbstverläugnung zu schwer, so ward er ausgestoßen, und entweder seinem Schicksale überlassen, oder auch grausam hingerichtet.

Die wenigen Weiber, welche unter diesem Volke lebten, standen unter der unumschränkten Herrschaft der Männer, die über Leib und Leben derselben geboten. Ein Weib mußte jedem Caporogor zu Diensten stehen, mußte sich die größten Mishandlungen, die ärgsten Abscheulichkeiten gefallen lassen, mußte jedem Glück der ehelichen und geselligen Freude entsagen, mußte also natürlich werden, was die Männer schon längst waren — Teufel! Auch ist es wirklich so weit mit ihnen gekommen, daß sie hin und wieder an unnatürlicher Grausamkeit selbst ihre Männer übertroffen haben. Mehrere von ihnen sind ihr ganzes Leben hindurch in männlicher Kleidung gegangen, haben alle jene fürchterlichen Streifzüge mitgemacht, haben teuflisch-wild gewirthschaftet, jeder menschlichen Empfindung entsagt, jeder Tugend Hohn gesprochen, die ganze natürliche Sanftheit des Weibes verläugnet, und sich als Ungeheuer gezeigt, die ärger wütheten und kaltblütiger mordeten, als ihre Lehrmeister. Als Pugatschew

seinen fürchterlichen Heereszug unternahm, befanden sich, wie mir Augenzeugen versichert haben, mehrere Saporogerweiber in seinem Heere, die sich mit einem Theil dieses Volks zu ihm geschlagen hatten, in Reih und Glied fochten, und fürchterlicher und schrecklicher gemüthet haben sollen, als die ganze übrige Cosakenhorde. Auch Genda, als er im Jahr 1770 die Ukraine verwüstete, hatte eine Menge Weiber unter seinem Commando, die es den Männern an Grausamkeit gleich thaten. Von diesem Zuge des Genda, dem schrecklichsten Einfall dieser Räuberhorde, will ich dir jetzt etwas näheres berichten. Ich nehme den ganzen Stoff dieser Erzählung aus den schon oben angeführten Reisen des preußischen Ingenieurlieutenants Hammar d durch die Ukraine, der seinen Bericht von Augenzeugen herleitet, die bey dem ganzen schrecklichen Vorfall mit gegenwärtig waren.

Genda, ein Cosak aus der polnischen Ukraine, stand in Diensten des Woywodden Potocky, und war von demselben bey verschiedenen Gelegenheiten, wo er sich als ein schlechter, unmoralischer Mensch gezeigt hatte, strenge gezüchtigt worden, eine Behandlung, die zwar der polnische Cosak, der überhaupt schlimmer daran war, als sein Nachbar, wohl erdulden mußte, die aber ein russischer Cosak, voll Stolz auf seine persönliche Freyheit, nicht ertragen haben würde. Genda verdiente indessen sein Schicksal, und vielleicht wäre er nie auf den Einfall gekommen, sich auf eine schreckliche Weise zu rächen, wenn nicht andere Umstände hinzugekommen waren, die sich so ganz eigneten, um seinem rachsüchtigen Entwurfe eine bestimmte Richtung zu geben, und die Ausführung möglich zu machen. Schon seit langer Zeit war nämlich die griechische Geistlichkeit mit der katholischen in einen fanatischen Religionsstreit verwickelt, und beyde Parteyen waren so erbittert auf einander, daß sie jede Gelegenheit benutzten, wo sie einander schaden konnten. So lange Polen diesen Theil der Ukraine beherrschte, so behaupteten die Catholiken ihr Vorrecht, als Verwandte der regierenden Religion, und die Griechen mußten zu Knecht kriechen. Allein das verdroß den griechischen

Priestern, die den Vorzug ihrer Kirche geltend machen, und sich unter dem Drucke der katholischen Geistlichkeit nicht schmiegen wolten. Diese Bedrückung von Seiten der Catholiken wird wenigstens als die Ursache angegeben, welche die griechische Geistlichkeit benutz haben soll, um ihre Religionsverwandten auf die Unternehmungen der Catholiken, zum Nachtheil der griechischen Kirche, aufmerksam zu machen, und ihnen die Gefahr zu zeigen, die ihrem Glauben und ihrer persöhnlichen Freyheit, von Seiten des katholischen Adels, bevor stände. Sie gingen dabey so heimlich zu Werke, daß die Catholiken nicht einmal ahndeten, was über sie geschmiedet wurde. Ganz insgeheim fachten sie den Empörungsgeist ihrer Gemeinden an. Man erinnerte sie an die Zeiten Siegismunds des dritten, wo eine ähnliche Gefahr ihrer allerheiligsten Religion bedrohte, die sie am Ende bewogen hatte, sich damals dem Schutze der russischen Krone zu unterwerfen. Man ermahnte sie, aufmerksam zu seyn, für die Aufrechthaltung ihres allerheiligsten Glaubens zu streiten, und der Bedrückungswuth der Catholiken allensals einen gewaltthatigen Widerstand entgegen zu setzen.

Genda, dessen Seele ohnehin schon zur Rache gestimmt war, fand in diesen Bewegungen der Priester seines Volks, eine schickliche Gelegenheit, seine Rachsucht zu befriedigen, und benutzte den Fanatismus seiner Zeitgenossen, um mit ihrer Hülfe seinen fürchterlichen Entwurf auszuführen, der nichts weniger zur Absicht hatte, als den gesammten katholischen Adel, und alles, was demselben anhing, auszurotten. Er verließ die Dienste des Boywodden, und trat nun, wahrscheinlich heimlich von der Priesterschaft unterstützt, als Missionair derselben auf. Er befeuerte durch kühne Reden den Fanatismus und die Freyheitsliebe seines Volks, machte ihnen die größtentheils erdichtete Gefahr recht anschaulich und furchtbar, bot ihnen seine Beyhülfe an, errang sich eine geheime Partey unter den Ukrainern, ging dann nach der Saporoge über, machte auch dieses Volk mit der Gefahr, die ihren Brüdern drohte, bekannt, foderte sie im Namen der unterdrückten Religion und v. r. gemiß-

handelten Freyheit zu Schutz und Beystand auf, belebte ihren Muth durch eine gegründete Hofnung zur Plünderung, machte die Schwärmerey des gemeinen Haufens rege, und vertraute Einigen unter ihnen den ganzen weitläuftigen Plan seiner vorhabenden Unternehmung an. Die wilden barbarischen Saporoger, ohnehin schon an Raub und Mord gewöhnt, und jetzt noch durch die Schwärmerey erhitzt, zum Beystand ihres allerheiligsten Glaubens das Schwert zu ziehen, gaben dem verworfenen Bösewicht, unter lautem Frohlocken ihren Beyfall zu erkennen, erwählten ihn zu ihrem Anführer, ließen sich in seinen grausamen Entwurf einweihen, und fielen, ehe man es sich versah, mit kanibalischer Wuth über das wehrlose Land her. In der Ukraine schlug sich die ganze Partey zu ihnen, die schon mit Gondas Planen bekannt war; wer aber diesem Unternehmen den Beyfall versagte, der ward schrecklich gemordet. Die Woywodtschaft Braclaw erfuhr die erste Wuth des Anfalls dieser Ungeheuer.

Gondas entsetzlicher Plan, den gesammten Adel, als Feinde der Religion und der Kirche, und alle Juden, als Helfershelfer der adlichen Tyranny, auszurotten, ward allgemein genehmigt, und ausgeführt. Wo sie hinkamen, da ging Vermüstung und Schrecken vor ihnen her. Das ganze platte Land ward mit Blut gedüngt, und der Rauch brennender Dörfer und Palläste verfinsterte die Luft. Wer nicht mit diesen Barbaren gemeinschaftlich das Schwert ergrif, dem Adel und den Juden Tod und Verderben schwur, und der katholischen Religion entsagte, der mußte als Opfer ihrer fürchterlichen Rache bluten. Was entkommen konnte, das flüchtete nach Human, einer dem Woywodden Potocky gehörigen Stadt, die mit Erdwällen, Graben und Pallisaden versehen war. Um nur das Leben zu retten, ließ man alle seine Güter den Barbaren zum Raube, und schloß sich in diese Stadt ein. Doch fanden die Ungeheuer noch immer Gegenstände ihrer Blutgier genug, und ohne Schonung mordeten sie, auf eine zum Theil höchst entsetzliche Art, Greise, Weiber und Kinder. Das Ungeheuer Genda brannte nieder, was er auf seinem Wege antraf, und die ganze

blühende Gegend, durch welche er zog, gleich nun einem ewig rauchenden Vulkan.

In Human war ein Menschengetümmel, das man bisher noch nicht gesehen hatte. Fünftausend unglückliche Flüchtlinge hatten sich vor der Wuth der schrecklichen Feinde, in diese Stadt eingeschlossen, und harrten mit Furcht und Schrecken auf den Augenblick, wo der Barbar in der Nähe dieser Stadt erscheinen würde. Endlich kam dieser fürchterliche Augenblick; Gonda zeigte sich mit seiner Horde vor der Stadt, und forderte dieselbe zur Uebergabe auf. Er bot Gnade an, wenn sie sich sogleich ergeben würde; im Fall der Wiedersezung aber drohte er, mit Feuer und Schwert alles zu verbrüsten. Die unglücklichen Einwohner ahndeten schon, was von seinem Versprechen zu halten sey; und alles, was die Waffen tragen konnte, bestand deshalb auf die Vertheidigung des Orts. Man beschloß, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als sein Leben unter den Händen eines Ungeheuers langsam aufzugeben, der bey den Zuckungen der sterbenden Glieder eine teuflische Freude bewies, und immer neue Arten erfand, um die Quaaen der unter seinen Henters Händen langsam Sterbenden zu verlängern. Die Juden selbst, sonst die feigherzigste Nation, die den Krieg verabscheute, foderten Waffen von dem Commandanten des Orts, und schlossen sich der übrigen Menge an. Sie wußten zum voraus, daß Gondas Begierde nach Rache vorzüglich auf sie gemünzt sey, und daß jede Bitte um Gnade bey diesem Scheusaal vergeblich seyn würde. Aber, leider fehlte es dem Commandanten am besten, was ein Vaterlandsvertheidiger auch bey den gefährlichsten Lagen und Umständen nicht verlieren sollte — an Muth und Entschlossenheit. So sehr auch die ganze Masse der Menschen auf Vertheidigung bestand; so dringend auch selbst ein preussischer Offizier, der gerade damals in Human auf Remonte stand, dazu anrieth, so wenig war der Commandant zu bewegen, nur einen Versuch zu wagen, um die Feinde abzuhalten. Er hielt den Ort nicht für fest genug, um die wilde Horde dieser Barbaren durch Vertheidigungsanstalten noch mehr

zu erbittern; er traute Gondas Anerbietungen, und hoffte, durch eine Uebergabe, das Schicksal der Stadt zu mildern. Allein gerade hierinn täuschte er sich. War auch Human nicht mit einer ordentlichen Festung zu vergleichen, so war es doch stark genug, um einen Haufen roher Barbaren abzuhalten, die wohl im ofnen Felde sengen und brennen konnten, von der Belagerungskunst hingegen gar nichts verstanden; Gondas Versicherungen waren um so weniger zu trauen, da man den Barbaren kannte, und seinen abscheulichen Entwurf schon wußte; und das Schicksal der Stadt wäre auf keine Weise verschlimmert worden, auch wenn man die Vertheidigung der Stadt, von der man sich ganz ohne Zweifel eher Rettung als Verschlimmerung versprechen konnte, gewagt hätte.

Allein alle diese Umstände überwogen die unzeitige Furcht des Commendanten nicht. Er hatte sich einmal durch die Versprechungen eines Menschen täuschen lassen, der mit seiner ganzen Rotte nur nach Blut dürstete, und dem Wortbrüchigkeit eine unbedeutende Kleinigkeit war. Allen Warnungen zum Trotz ließ sich der Commendant mit diesem treulosen, verächtlichen Barbaren in Unterhandlungen ein, die endlich dahin gediehen, daß man dem Genda die Thore öfnen, ihm einen freien Durchzug verstatten, und die ganze Rotte mit Lebensmitteln und Branntwein versehen folte. Dagegen versprach Genda, an den Einwohnern keine Gewaltthätigkeiten auszuüben, das Eigenthum zu schonen, sich und seiner Rotte weder Raub noch Mord zu gestatten, sondern ruhig und freundschaftlich ein- und auszuziehen. Der unglückliche Commendant glaubte wunder, welche Vortheile er durch diesen Vertrag gewonnen hatte; er traute den Schwüren eines Bösewichts, und ward dafür das erste schreckliche Opfer seiner Wuth.

Raum hatte man das Thor geöfnet, so stürzte Genda mit seiner Rotte hinein, ergrif den Commendanten mit seiner ganzen Familie, ließ ihn nach dem Markte schleppen, und daselbst unter den schrecklichsten Quaalen lebendig schinden. Sein unglückliches Weib, die im sechsten Monat schwanger ging, mußte dabey

sehen, und den fürchterlichen Tod ihres Mannes mit ansehen. Dann ergriß man ihre Kinder, eins nach dem andern, und ließ sie der Reihe nach, vor ihren Augen, und unter dem erbärmlichsten Geheul der armen schuldlosen Schlachtopfer, auf die martervollste Weise hinrichten. Endlich kam auch die Reihe an die unglückliche Mutter; Gonda war unerschöpflich in Martern für diese unglückliche Familie. Er ließ ihr die Frucht aus dem Leibe treten, und sie mehrere Stunden lang peinigen, bis sie endlich unter den fürchterlichsten Quaalen ihren Geist aufgab. Nun erteilte Gonda den Befehl, über die unglücklichen Einwohner herzufallen, und man befolgte denselben mit kanibalischer Wuth. Alle Thore alle Ausgänge waren verschlossen und besetzt; keine Rettung war möglich; mit unmenschlichem Grim griffen die Ungeheuer ihre Schlachtopfer an. Da war an keine Schonung, an kein Mitleiden zu denken. Von neun Uhr Vormittags, bis drey Uhr Nachmittags dauerte die Mezzelung, und wenigstens eilftausend Menschen verloren in dieser Zeit unter allen nur erdenklichen Martern ihr Leben. Alle Straßen schwammen von Blute; die Leichen lagen über einander gethürmt; halbtodte Menschen winselten um Rettung, und wurden zertreten; man hörte nichts als das wütende Geschrey der Mörder, und das Wimmern der Sterbenden; Bitten und Thränen wurden umsonst verschwendet; kein Geld rettete die Unglücklichen von einem schmählischen Tode. Die mit Blut bespritzten Ungeheuer lechzten nach immer größerer Beute, und lachten teuflisch, wenn ihre Schlachtopfer beteten; es war ein schreckliches Schauspiel! —

Bis dahin hatte Gonda, der Urheber aller dieser Greuelszenen, dem fürchtbaren Spiele nur zugesehen, ohne selbst daran Theil zu nehmen. Er hatte sich auf den Altan des Rathhauses hingestellt, und übersah von da aus, die fürchterliche Mezzelung. Wenn seine Mörder ermüden wolten, dann rief er ihnen Muth zu, und befeuerte ihre Mordlust durch fanatische Reden. Jetzt nahte sich endlich die Stunde, wo auch er seine Hände mit Blut besmekken wolte, und er wählte dazu einen Gegenstand, der ihm in der Geschichte der

Unmenschheit eine der ersten Stellen anweist. Der bethlehemitische Kindermord war bisher einzig in der Geschichte; jetzt, seit Gondas Enfall in die Ukraine, und leider auch, seit Sumarows Eroberung von Prag, ist er es nicht mehr! Sumarow und Gonda, die beyden fürchterlichsten Menschen, die unser Jahrhundert, nebst Pugatschem, dem dritten in diesem blutigen Kleeblatt, hervorbrachte, übertrafen noch an Grausamkeit den König Herodes. Gonda hatte den Befehl gegeben, daß alle Kinder, vom Säugling an, bis zu vier, fünf Jahren, auf den Markt zusammen getrieben, und eingeschlossen werden sollten. Bitternd erwarteten diese Unschuldigen ihr Schicksal, und indeß sie ihre Väter, Mütter und altern Geschwister morden sahen, mußten sie selbst noch nicht, was aus ihnen werden sollte. Jetzt gab Gonda ein Zeichen, daß die Mezzelung in den Straßen, wo ohnehin nicht viel mehr zu morden übrig geblieben war, aufhören sollte. Die vom Blute triefenden Mörder eilten auf dieses erhaltene Zeichen noch dem Markte, und versammelten sich um den Altan zu dem gräßlichsten Schauspiele, das noch je ein Bluthund unter den Menschen aufgeführt hatte. Gonda stand auf, ergrif sein Messer und winkte. Die Mörder verstanden ihn, banden den Kindern die Beine zusammen, steckten sie zu dreyen oder vieren auf eine Stange, und hielten sie dem Ungeheuer in die Höhe. Der Unmensch ergrif die Kinder, kehrte sich nicht an das Jammern der Unschuld, und schnitt einem nach dem andern, wie sie ihm dargereicht wurden, mit seinem Messer die Kehle ab. Blutig, wie sie waren, und zum Theil noch halb lebend, wurden sie dann von den Canibalen wieder losgebunden, und in einen nahe gelegenen tiefen Brunnen gestürzt, der wenigstens tausend dieser unschuldig Gemordenen zum Begräbniß diente. Gonda allein soll mehr als achthundert derselben mit eigener Hand erwürgt haben. Dieser fühllose abscheuliche Barbar hatte seine gräßliche Freude an dem Geschrey dieser armen Kleinen, und an ihren Zukun- gen, wobey er absichtlich sie nicht schnell mordete, um ihre Quaal zu verlängern. Ihr Blut besprüzte seine Kleider und sein Gesicht; er prahlte damit noch lange,

und trotzte auf diesen gelungenen Sieg über die wehrlose Unschuld.

Nachdem in Human nichts mehr zu morden und zu stehlen übrig war, zog der fürchterliche Mensch mit seiner Horde weiter. Er nahm nun den stolzen Titel des Beschützers des Glaubens und der Freyheit seiner Nation an, und würgte im Namen der Religion mit barbarischer Wuth fort. Längs dem linken Ufer des Bogs errichtete er sich Schandsäulen einer Grausamkeit, die alles übertraf, was man noch von den wildesten Horden erfahren hatte. Was dem Schwerte dieser Ungeheuer entkommen konnte, das floh auf das rechte Ufer dieses Flusses, wohin Gonda sich vor der Hand noch nicht wagte. Doch schickte er einige Detachements in die Gegenden zwischen dem Bog und Dniester ab, die den Befehl hatten, alles zu durchstreifen, und jeden Flüchtling aufzufangen, der sich etwan nach der Moldau retten wolte. Die ganze Gegend, wo sich Gonda mit seiner Rotte aufhielt, lieferte nichts als Gegenstände des Schreckens. Seine Mordlust erkaltete und sättigte sich nicht; er suchte immer neue Opfer; Leichen lagen aufgehäuft auf den Feldern umher, und düngten mit ihrem Blute den Boden; alle Dörfer waren niedergebrannt; alle großen Palläste und kleinern Wohnungen der Edlen waren zerstört; selbst die Kirchen entgingen der Wuth des Barbaren nicht, sondern erfuhren ein gleiches Schicksal. Juden und Christen, Priester und Layen, Männer und Weiber, Greise und Kinder, alle erlagen dem Henkerschwerte des Unmenschen. Was Gondas Grausamkeit noch übrig ließ, oder wenigstens nicht erreichen konnte, das verschlang der Strom; den Fliehenden fehlte es an Fahrzeugen, um über den Fluß zu setzen; nur auf eigene Rettung bedacht, lief einer dem andern den Rang ab, die Uebrigbleibenden stürzten in den Strom, schwammen hinüber, wenn sie es vermochten, oder begruben sich in den Wellen, welches wohl am häufigsten geschah. Meilenweit war der ganze Fluß mit Menschen bedeckt, aber nur einige hundert erreichten das jenseitige Ufer, die Uebrigen alle ertranken. Die Wenigen, welche sich gerettet hatten, hörten nun von

der andern Seite des Flusses das Geschrei ihrer Familien, die sich in den Händen der Mörder befanden, und durch den schmachlichsten Tod für die Flucht ihrer Verwandten büßen mußten. Vor ihren Augen wurden sie verstümmelt; man riß ihnen das Herz aus dem Leibe, zwakte sie mit Zangen an den empfindlichsten Theilen des Körpers, hieb ihnen Beine und Arme ab, stach ihnen mit glühenden Eisen die Augen aus, und ließ sie auf andere Weise den langsamsten martervollsten Tod sterben.

Sodas Wuth war indeß vornehmlich auf den Adel und die Juden gerichtet. Die erstern retteten sich noch frühzeitig genug, und brachten größtentheils ihre Personen in Sicherheit. Für sie mußten aber die unglücklichen Juden bluten. Diese wurden zu Tausenden hingeschlachtet, und zwar mit einer Marter, die alles übertrifft, was die Sage uns von der Grausamkeit der Caraiben berichtet.

So dauerte die schreckliche Mezzelung fort, bis der Feldmarschall Romanzow davon Nachricht erhielt. Die zaudernden Polen hatten noch nichts gethan, hatten noch keinen Schritt gewagt, um eine ihrer schönsten Provinzen aus den Klauen wilder Tieger zu retten, welche sie zerfleischten. Die Anarchie, in welcher damals das unglückliche Land lebte, das verschiedene Interesse der gegen einander streitenden Parteyen, und die Wuth, mit der sich die Großen gegenseitig verfolgten, ließen es nicht zu, daß etwas unternommen werden konnte, um diese Barbaren abzuhalten. Ein kleines Corps regulärer Truppen, das allenfalls im Stande gewesen wäre, die wilde Horde zurückzutreiben, war nur mit Mühe aufzubringen. Hätte der Feldmarschall auf die Polen gewartet, so wäre den Barbaren noch Zeit genug übrig geblieben, um mehreren benachbarten Provinzen die Schwere ihres Arms fühlen zu lassen. Aber dieser großmüthige Mann besaß die Rettung der unglücklichen Provinz, und drang bei den Polen auf thatige Unterstützung. Bis diese sich sammelten, wurde ein russisches Corps unter den Befehlen eines Obristen, dessen Namen man aus Dankbarkeit vergessen hat, von den Ufern des Dnep-

pers beordert, der entfernten Provinz zur Hülfe herbeizueilen, und die Ruhe wieder herzustellen. Gondas Haufe war wenigstens sechsmal so stark, als das ihm entgegengeschickte kleine Corps der Russen, aber was die Tapferkeit hier nicht vermochte, das machte die List möglich. Der Obriste ließ den Saporogern unter der Hand bekannt machen, daß die russische Kaiserin über den Fortgang ihrer Waffen sehr erfreut sei, und sich deshalb entschlossen habe, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die Polen zu machen, zu welchem Ende er Befehl habe, nach abgeschlossener Unterhandlung sein Corps mit ihrer Armee zu vereinigen, und ihre weitem Fortschritte zu leiten. Unterdessen nun der Obrist diese verstellte Unterhandlung betrieb, näherten sich denn auch endlich die Polen, die sein Corps, ohne daß es die Saporoger ahneten, mit einiger Mannschaft verstärken. Gonda, von Herzen erfreut, und dadurch stolz gemacht, daß seine Unternehmungen den Beifall der russischen Kaiserin hatten, ließ sich mit leichter Mühe zu allem bereden, was der Obriste von ihm verlangte. Dieser ersah indeß einen Ort aus, wo es ihm möglich war, die ganze Horde mit seinem kleinen Corps zu umzingeln, machte die Polen mit seinen Maßregeln weitläufig bekannt, und begab sich denn, unter dem Vorwande, die Unterhandlungen lebhafter zu betreiben, zum Gonda, den dieses Zutrauen, welches der Obriste in ihn zu setzen schien, noch stolzer und verwegener machte, und durch allerhand glänzende Versprechungen angelockt, glücklich in die Falle ging. Der übermütige Gonda vergaß in seinem stolzen Wahne alle mögliche Vorsicht, vergaß es, zu bedenken, daß man ihn vielleicht auf eine ähnliche Weise täuschen möchte, wie er selbst den unglücklichen Commandanten von Human getäuscht hatte, und überließ sich ganz einer strafbaren Sicherheit. Er rief seine ganze Mannschaft zusammen, ließ sich sogar vom Obristen überreden, die Waffen zurückzulassen, und begab sich mit dem größten Theil seiner Leute in das russische Lager. So bald man aber die Saporoger hatte, wo man sie haben wollte, so brachen auch die Russen und Polen auf ein gegebenes Zeichen los, umzingelten sie, und nahmen

die ganze Bande, die über achttausend Mann stark war, gefangen. Auf diese Weise gelang die wohlüberdachte List des russischen Obristen; es wurde Blut geschont, das sonst noch häufig genug geflossen wäre; und das Land war gerettet. Die Russen, sobald alles vollendet war, nahmen weiter nicht an der Bestrafung der Verbrecher Theil, sondern zogen ab, und überließen es den Polen, die Richter ihrer Gefangenen zu seyn.

Ich weiß indeß nicht, ob ich das Verfahren der Polen bei ihrem Richteramte entschuldigen soll; denn sie verfahren dabei mit einer Grausamkeit und einer Eigenmacht, die selbst die des Gonda noch übertraf, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß Gonda und seine Horde Menschen ohne Erziehung, ohne Grundjasse waren, ihre Richter hingegen sich auf ihre bessere Bildung viel zu Gute thaten, und von ihrer menschenliebenden Moral ein Langes und Breites zu schwätzen wußten. Es ist wahr, diese Ungeheuer hatten erschrecklich gehandelt; aber waren denn alle gleich strafbar? Das war die große Frage, die man ganz ununtersucht ließ. Man machte weiter keine große gerichtliche Procedur mit diesen Menschen; ihre Verbrechen schienen ja am Tage zu liegen; was bedurften sie denn noch weiterer gerichtlicher Formalitäten? Man schor sie alle über einen Kamm, ohne zu untersuchen, ob sie Verführer oder Verführte waren. Ein billiger Gerichtshof hätte ohne Zweifel diesen Unterschied gemacht, und die letztern schonend behandelt — allein wann galt in Polen Billigkeit, wo Haß und Rachsucht entschied? — Es ist unstreitig, daß ein großer Theil des Gonda'schen Corps aus Schwärmern bestand, die wirklich ihre Religion, ihre Freiheit in Gefahr glaubten, und mithin ein verdienstliches Werk zu thun glaubten, wenn sie die Ehre Gottes an den Verfolgern rachten, und zum Nutzen ihrer Kirche mordeten! War der Begriff auch falsch, auch abscheulich, so hatten sie doch für ihr grausames Unternehmen einige Entschuldigung, und man hätte diese Menschen mehr wie Wahnsinnige, als wie trotzige Verbrecher behandeln sollen! Gonda und einige andere Rädelshörer waren es allein, denen man alles

zur Last legen konnte, und die man, zum schrecklichen Exempel für Andere, hätte gesetzlich bestrafen müssen: aber daß man alle ungehört, und sogar willkürlich hinrichtete, das war meines Erachtens eine noch größere Grausamkeit, als die war, welche jene Ho de verübt hatte: denn sie gründete sich einzig und allein auf kalte Selbststrafe.

In den polnischen Gerichtshöfen ward von jeher Recht und Billigkeit dem Ansehen der Beklagten, der Bestechung, der Personalrache geopfert. Allein hier ward gar nicht einmal eine ordentliche Untersuchungskommission niedergesetzt, sondern man übergab diese Unglücklichen den einzelnen Ständen und Städten heerdenweise zur Bestrafung, welche dann auch auf eine recht unmenschliche Weise ihr Richteramt mißbrauchten. Selbst den Juden gab man einige hundert zum Opfer hin, und diese hebraischen Unholden erfannen mit teuflischer Schadenfreude Martern, welche ihrem höllischen Erfindungsgeiste Ehre machten. Die Menschheit schaudert bei der Verschiedenheit der Todesarten, welche Willkühr und Rache erfannen, um diese Unglücklichen von der Erde zu vertilgen, so wie man von der andern Seite den wahren heroischen Muth, die kalte Entschlossenheit und Gleichgültigkeit bewundern muß, mit der diese Schwärmer und Bösewichter zum Tode gingen, und die für sie bereiteten Martern mit einer Ruhe erduldeten, die gewiß einzig in ihrer Art war.

Gonda, dieses fürchterliche Ungeheuer, der einzige Urheber dieses schrecklichen empörenden Auftritts, erhielt, in Gesellschaft einiger seiner Heifershelfer, seine Strafe ohnweit Moh low, am Dniester. Man nahm ihm Glied vor Glied langsam ab, und quälte ihn mehrere Stunden lang. Aber auch selbst die unmenschlichste Marter konnte ihm keinen Seufzer auspressen; bei den schrecklichsten Schmerzen verrieth er keine Zuckung; er lachte vielmehr seinen Henkern ins Gesicht, und bereute nichts, als daß er sich durch eine so plumpe List habe täuschen lassen. Er starb mit einer Geistesgegenwart und mit einer Ruhe, die man bewundern mußte, wenn sie nicht einem der abcheulichsten Menschen eigen gewesen wäre. Seinem Beispiele folgten die übrigen, selbst die, wel-

chca es unbekannt blieb, wie er geendet hatte. Mit einem gleichen unerschrockenen Heldenmuth starben alle die andern Verdammten, die der Willkühr der einzelnen Edelleute oder der Juden Preis gegeben waren, und von ihnen auf die empfindlichste Weise gemartert wurden. Die Juden besonders gingen in ihrer Rache ungemein weit, und Niemand that diesen schändlichen Tugenden Einhalt. Sie quälten ihre Schlachtopfer tagelang, marterten sie an den empfindlichsten Theilen ihres Körpers, gossen ihnen geschmolzenes Blei in den Hals, brannten einzeln an einem langsamen Feuer ihre Glieder ab, tropften von einer gewissen Höhe siedend Wasser auf ihre Köpfe, brannten ihnen die Augen aus, und was dergleichen Abscheulichkeiten mehr waren. Aber muthig duldeten diese Schlachtopfer des abscheulichsten Wahns ihre Marter; kein Seufzen, kein Klagenwimmeln entfuhr ihnen, sie riefen sich einander Muth und Standhaftigkeit zu, jauchzten bei ihren Martern, und starben in ihrem Wahne den Tod der Helden und der Martyrer. Viele, die der Gefangenschaft entronnen waren, und sich in den Wäldern versteckt hielten, als sie sahen, daß kein Ausweg mehr möglich, daß zwischen Verhungern oder Ergeben keine Wahl mehr übrig sei, theilten den letzten Bissen, den sie noch vorrathig hatten, mit einander, reichten sich sterbend als Freunde und Brüder die Hände, und brachten einander selbst ums Leben. Der Boyemodde Porocky allein bekam einige tausend zu seiner Disposition. Er ließ sie anfangs langsam verbrennen, nachdem er aber einsah, daß ihm diese Todesart so viel Geld kosten würde, so richtete er sich damit ökonomischer ein, und ließ sie haufenweise an die Bäume aufknüpfen oder mit Stricken erdrosseln. So machten es alle die, welchen die Bestrafung dieser Unglücklichen aufgetragen ward; sie folgten einzig und allein der Strafe, und waren die Haidamaken Ungeheuer gewesen, so waren es die Polen bei ihrer Bestrafung nicht weniger.

Indessen ließen sich die übrigen Caporoger durch jene entzuehen Strafen, unter welchen ihre unglücklichen Brüder den Welt aufgeben mußten, nicht bessern, sondern wurden dadurch vielmehr noch wuthender, noch

unbändiger. Der qualvolle Tod ihrer Brüder feuerte sie zur Rache, zur Wiedervergeltung an, und mit Feuer und Schwerdt verwüsteten sie, bald hier, bald da, Striche der polnischen Provinzen. Ehe man ihnen Truppen entgegen stellen konnte, waren sie schon wieder verschwunden, und selbst wenn diese noch zeitig genug kamen, so wurden sie so tapfer empfangen, daß ihnen bald die Lust verging, mit den Saporogern anzubinden. Von Zeit zu Zeit wurden die Anfälle wiederholt; ein Haidamak war, vor wie nach, der Gegenstand des Schreckens in Polen. Nach und nach gingen die Saporoger weiter, und fielen auch die benachbarten russischen Provinzen an. Jetzt dachte denn endlich Rußland mit Ernst darauf, diese fürchterlichen Menschen ganzlich auszurotten. Dieß geschah denn auch dadurch, daß man ihnen nach und nach den größten Theil ihres Landes nahm, es unter dem Namen Neuservien mit andern Colonisten besetzte, und die Saporoger theils über die Gränzen jagte, theils sie in Gegenden verwies, wo sie weniger schädlich werden konnten. Seitdem ist dieses abscheuliche Gesindel zwar nicht eigentlich aufgehoben, wohl aber versprengt, jedoch nicht so ganz zerstört, daß man nicht noch hin und wieder Spuren von ihnen antreffen sollte. Noch immer treiben sich Saporoger in der Ukraine und in ihren ehemaligen Ländern am Dnepper herum; noch immer ist der Haidamak dem Polen ein furchtbarer Unhold; noch immer ist ein solcher Mensch, selbst wenn er nur Ähnlichkeit von einem Saporoger hat, ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus, und man kann ihn, ohne Furcht vor Verantwortung, mit nichts, dir nichts, todt schlagen, wo man ihn findet. Uebrigens steht der kleinrussische Cosak mit dem Saporoger in keiner Verbindung, vielmehr theilt er mit der übrigen Nation den Haß gegen diese wilde Menschenhorde. Auch ist dieser Haß sehr zu verzeihen, wenn man bedenkt, daß der Cosak selbst von den Einfällen dieser unbarmherzigen Unholde gelitten hat, und zum Theil noch leidet. Daher verfolgt er diese seine Landsleute auch mit eben so großer Wuth, als wenn er gar nicht mit ihnen verwandt wäre, und läßt ihnen

gewiß eben so wenig Barmherzigkeit und Gnade widerfahren, als sie es ihm und seinen Kammeraden bewiesen haben! —

Und hiemit schließe ich denn meine Bemerkungen über ein Volk, das noch immer der Gegenstand des allgemeinen Schreckens ist. Vergleiche, lieber Freund! mit dem, was ich Dir hier gesagt habe, meine frühere Berichte, und verbessere, wann Du etwa in den erstern eine Irrung finden möchtest; denn was ich damals niederschrieb, das hatte ich größtentheils durch Erzählungen erfahren; jetzt, seitdem ich selbst beobachtete, finde ich, daß einige Unrichtigkeiten eingeschlichen sind, die ich hiemit berichtigt habe. Ohnerachtet ich noch lange nicht die ganze Ukraine durchreißt hin, so habe ich doch einen ziemlichen Theil derselben durchstrichen, habe meine eigenen Beobachtungen mit des oben erwähnten Ingenieur-lieutenants Hammarde's Bemerkungen verglichen, und gefunden, daß es im Jahr 1798 noch fast eben so war, wie er es im Jahr 1783 angetroffen hat. Die Reisen dieses Mannes waren mein Wegweiser in dieser Gegend, und wenn er auch nicht den nehmlichen Strich ging, den ich gegangen bin, so sind doch Menschen, Gewohnheiten, Gebrauche und Gegenden einander vollkommen gleich, und worin ich von ihm abgewichen bin, wie das ein Jeder leicht einsehen wird, da geschah es, weil ich die Dinge aus einem andern Gesichtspunkte nahm, und vielleicht anders betrachtete, als er. Uebrigens stimmen wir wohl so ziemlich mit einander überein, und alles, was ich aus dem Munde geschickter Männer, die ich zu Rathe zog, erfuhr, bestätigte mir die Vermuthung, daß Herr Hammarde sehr richtig und unparteyisch beobachtet hatte.

Zum Schlusse meiner Bemerkungen will ich Dir noch eine Begebenheit aus den frühern Jugendjahren des oft erwähnten Wopewodden Potocky erzählen, deren auch Hammarde am Ende des ersten Bandes seiner Reisen mit wenig Worten gedenkt, und die als einen Beitrag zu den Annalen der geheimen Despotie des polnischen Adels gegen einander, in diesen Briefen wohl einen Platz verdient, die der schändlichen Verfahrungsweise unsrer kleinen und großen Tyrannen den

Krieg ankündigen. Ich gebe Dir den Bericht, wie ich ihn aus dem Munde eines Augenzeugen erfahren habe, der bei dem schändlichen Vorfall gegenwärtig war, und, eben weil er dem Tyrannen in seiner barbarischen Grausamkeit nicht hülfreiche Hand leisten wollte, dessen Gnade und Zutrauen verlor.

Der Boyemodde Potocky war der Sohn eines Mannes, der mit einem unacheuren Reichthum, und einem mächtigen Einfluß in die Angelegenheiten der Republik, einen unbegrenzten Stolz, eine grausame Herrschsucht, eine Herzenshärte und einen Starrsinn behauptete, der um sich her alles unglücklich machte, was ihm zuwider war. Er war der Tyrann seiner Untertbanen und seiner Familie. Von seiner Grausamkeit erzählt noch die ganze Gegend, und Jeder, der die Umstände kennt, bedauert den Sohn, der durch einen so unmenschlichen Vater für seine ganze Lebenszeit unglücklich wurde. Dieser war ein Jüngling von warmen empfänglichen Herzen, jedem Eindrucke offen, mitleidig, großmüthig, wohlthätig, der im Stillen die Wunden heilte, die seines Vaters Barbarei schlug, und den man als eine wohlthätige Gottheit verehrte und bewunderte.

Im achtzehnten oder neunzehnten Jahre seines Alters lernte dieser edle Jüngling ein Mädchen kennen, die durch seltne Schönheit und Tugend alles ersetzte, was ihr die Natur an Glücksgütern versagt hatte. Der Mann, aus dessen Munde ich die Erzählung habe, konnte sich der Thränen bei dem Andenken eines Mädchens nicht enthalten, das zum höchsten Glücke der Erde gebohren zu seyn schien, und doch in der Blüthe des Lebens das Opfer eines reichen Unmenschen werden mußte. Sie war die Tochter armer, aber redlicher Eltern, die zwar vom alten polnischen Adel abstammten, außer einem kleinen Gütchen aber nichts besaßen, wodurch sie sich Ansehen und Glanz verschaffen konnten. Das Mädchen war ganz in der Stille zu allen häuslichen Tugenden erzogen; so viel es ihrem Vater möglich gewesen war, hatte er auch für die Ausbildung ihres Verstandes gesorgt, und mit Aufopferung eigener

Vortheile und Bequemlichkeiten mehr an sie verwendet, als es sein kleines Vermögen eigentlich erlaubte. Dafür belohnte ihn aber auch das Mädchen durch Fleiß und Anstrengung, so daß sie wirklich die Freude der ganzen Gegend ward, und dem reichen Adel zum Muster diente. Der Vater hatte seine ganze Hoffnung auf dieses Kind gesetzt; der Beifall, den man ihrem Verstande, ihrem Herzen und ihrer körperlichen Bildung zollte, trieb ihm oft eine Thräne ins Auge, und er bat Gott mit innigem Vatergefühl, daß er ihm doch noch vor seinem Ende das Glück erleben lassen möchte, sein Kind in den Armen eines guten, rechtschaffenen Mannes versetzt zu sehen. —

Der junge Potocky hörte von den Vorzügen dieses Mädchens, und suchte ihre Bekanntschaft zu machen. Dieß fiel ihm nicht schwer, da er als der Sohn eines reichen Magnaten vom niedern Adel sehr hervorgezogen und geachtet wurde. Er ward in dem Hause des Mädchens gütig aufgenommen, erwarb sich den Beifall der Eltern und der Tochter, sowohl durch seine äußere Bildung, als auch durch die wirklich schöne Seele, die er bei jeder Gelegenheit ganz unbefangenen zeigte. Aus dem Beifall ward Freundschaft, aus dieser entstand Liebe, und verdiente irgend ein Paar Liebe zu nehmen und Liebe zu geben, und in gegenseitiger Liebe glücklich zu seyn, so verdienten es diese Beiden. Lange verschwiegen sie einander ihre gegenseitige Zuneigung; endlich aber durchbrach der Strom der Leidenschaft den schwachen Damm der Vernunft und Ueberlegung; man erklärte sich; man sank einander in die Arme; man vergaß alle Hindernisse, alle Gefahren; man schwur sich einander ewige Treue und Zärtlichkeit. Von diesem Augenblicke an betrachtete der junge Potocky dieses Mädchen als die künftige Gefährtin seines Lebens. Sein Vater drang in ihn, sich zu vermählen; er widerstand, und ob er gleich dem wüthenden Menschen seine Liebe nicht entdecken durfte, so war er doch fest entschlossen, lieber den Zorn eines unmenschlichen Vaters zu ertragen, als das Mädchen seiner Liebe zu verlassen. Die Liebe gab ihm Muth und Kraft; er schwur sich noch einmal, Wort zu halten; und wenn sich Ge-

hürge von Hindernissen aufthürmen sollten. — Der Vater des Frauleins bemerkte endlich die gegenseitige Zuneigung der beiden jungen Leute; und so sehr er auch seinen jungen Freund liebte, so war ihm die gemachte Entdeckung doch äußerst unangenehm. Er kannte den Stolz des alten Woywodden; er sah die Gefahr, die Beide bedrohte, wenn jener von diesem Verständnisse das mindeste ahndete. Er that alles, um diese Verbindung zu trennen; er ließ es nicht an Bitten, nicht an Vorstellungen fehlen; aber was vermag eine kalte Sophisterei gegen warme Liebe? Die Tochter widerstand mit Thränen, der Prinz mit Entschlossenheit. „Laßt meinen Vater handeln, wie es ihm gut dünkt,“ gab er auf alle Vorstellungen des Alten zur Antwort. „Ich bin Mann, und will bei dem wichtigsten Unternehnten meines Lebens nur eigener Ueberlegung, nicht fremder Uebertredung folgen! Ich liebe Eure Tochter; ich will sie glücklich machen; ich habe ihr Treue gelobt — das sei Euch genug; Ihr kennt mich, daß ich Wort halte! Für das Uebrige laßt mich sorgen! Kommt das Schlimmste zum Schlimmen, und finden weder Bitten noch Vorstellungen Eingang in das, leider! versteinerte Herz meines Vaters, je nun, so kann ja der grausame Zerstörer unsrer Freuden nicht ewig leben, und in ein paar Jahren verliert unsre Liebe nicht! Aber geh: es, wie es wolle: ich halte Wort, und trotz jedem Hinderniß!“ — Der alte Mann konnte sich der Thränen nicht enthalten; er drückte seinen jungen Freund an sein Herz, und bat Gott, daß er alles wohl und glücklich beenden möchte.

Der alte Woywodde erfuhr endlich, durch den Widerstand seines Sohnes bei den Hehathsvorschlägen aufmerksam gemacht, die geheime Liebchaft desselben. Bei dieser Nachricht tobte er wie ein Unstäniger, und schmer seinem Sohne und dem Mädchen die fürchterlichste Rache. Er ließ den Jüngling vor sich fordern, und zwang ihm das Geständniß ab. Freimüthig gestand der junge Mann, daß er liebe, und geliebt werde, und daß keine Macht der Erde vernünftig sei, seine Gesinnungen zu ändern. Der alte Woywodde kam bei diesem Geständniß so außer sich, daß er seinen Zorn

mit dem Stocke gerade ins Gesicht schlug. Der Jüngling blieb ruhig, und setzte der Wuth seines Vaters Gleichmuth und Entschlossenheit entgegen. Der Alte drohte mit Fluch und Enterbung, wenn er seine unsinnige Leidenschaft nicht nachlassen, und eine bessere ebenbürtige Wahl treffen würde. — „Ich kann nicht, mein Vater,“ gab der Jüngling zur Antwort: „ich habe gelobt und werde halten, was ich gelobte! Ihr selbst müßtet mich für einen Schurken halten, wenn ich, um Eurer Drohungen willen, mein Wort bräche! Das Mädchen ist mein! Ihr könnt mich verstoßen; der Vater kann den Sohn aus seinem Herzen reißen, ihm sein Erbe entziehen; ich werde arm von Euch gehen; aber mir bleibt das Bewußtseyn meiner Pflicht; und ich bin reicher als Ihr! Dringt nicht weiter in mich, mein Vater! Handelt, wie es Euch gut dünkt; ich unterwerfe mich; nur vergeßt nicht, daß die väterliche Macht Schranken hat, und daß ich nur Euer Sohn; nicht Euer Sklave bin!“ Bei diesen Worten verneigte er sich und ging, um sich nicht neuen Mißhandlungen bloß zu stellen, die er von diesem wüthenden Menschen zu erwarten hatte.

Der alte Woywodde sprühte Feuer und Flammen über den unerwarteten Widerstand. So heftig, so entschlossen hatte er sich die Leidenschaft seines Sohnes nicht gedacht; er hielt sie für eine vorübergehende Schwärmerei, und jetzt sahe er, daß sein Sohn eher seiner kindlichen Pflicht, als seiner Liebe entsagen würde. Sein Stolz empörte sich, wenn er nur die Möglichkeit dachte, daß sich ein simples, armes Fräulein in seine Familie einschleichen, seinen Namen führen, seinen Stamm fortsetzen sollte. Den Gedanken konnte er schlechterdings nicht ertragen; das mußte verhindert werden, und sollte es Blut kosten! Einer mußte daran, das Mädchen, oder der Sohn. Den letztern, das sahe er wohl ein, würde er, selbst nicht durch Fluch und Enterbung, zur Entsagung zwingen; er hatte sich zu bestimmt darüber erklärt, mithin fiel sein ganzer unversöhnlicher Haß auf das unglückliche Mädchen, als die unschuldige Quelle des Zwistes zwischen Vater und Sohn. Ihr Untergang war beschlossen; doch sollte sein

Sohn nichts davon ahnden. Strenge wolte er gegen den Jüngling vefahren: aber ihn zu enterben, das ließ schon sein Ertolz nicht zu. Er ließ den jungen Mann auffuchen und in Verhaft nehmen. Man deutete ihm an, daß er seine Freiheit nicht eher erhalten würde, bis er dem Willen seines Vaters Genüge geleistet, seiner unwürdigen Liebſchaft entſagt und einem andern würdigern Mädchen ſeine Hand gereicht hätte. Der Jüngling blieb entſchloſſen, und ſchwur, daß dieſes nie geſchehen ſolte. Man hielt ihn mehrere Wochen in ſtrenger Haft; er kam nicht aus dem Zimmer, erhielt nur ſpärliche Nahrung, und entbehrte alle Bequemlichkeit. Müde dieſer Beſchränkung, und voll Echnſucht nach der Geliebten, beſtach er endlich die Wache, und entſprang aus ſeiner Haft. Der alte Woyewodde ſahe nun ein, daß auch dieſes nichts half, und daß er durch Strenge das Uebel noch ärger machte. Er ſtellte ſich alſo verſöhnt, lofte ſeinen Sohn wieder zurück, that, als wolle er noch einmal über deſſen Verbindung ernſthaft nachdenken, machte ihm Hoffnung auf ſeine Zuſtimmung, und bat ihn nur, vor der Hand nichts zu unternehmen, was für ihn und die Familie von nachtheiligen Folgen ſeyn möchte. Der Sohn, erfreut, daß ſein Vater endlich anders, als bisher, gegen ihn gefinnt werde, und, voll Hoffnung auf eine beſſere Zukunft, verſprach alles, was der Vater von ihm verlangte, eilte zu ſeiner Geliebten, und entdeckte ihr die frohe Ausſicht, die ſich jetzt für ſie eröffnete, mit väterlicher Zuſtimmung einander zu lieben, und das Glück des Lebens gemeinſchaftlich zu genießen. Beide ſchwelgten jetzt in dem Gedanken einer frohen Zukunft, beide träumten ſich eine Seligkeit, wie ſich feurig Liebende immer träumen, die ſo gerne die Wirklichkeit vergeſſen, und in idealiſchen Welten herumſchwärmen; beide genoſſen die glückliche Gegenwart; umſonſt warnte der Vater des Mädchens, der Schlange nicht zu trauen, die ſich unter Roſen verbarg; man hörte ihn nicht; man hielt ſeine Beſorgniſſe für Schwächen des Alters; man ſchwelgte fort, indeß der Verderber herbeischwabte! —

Der alte Graf arbeitete indeß an ſeinem Ent-

schlusse fort, auf eine gute Art den Gegenstand seiner Unruhe aus dem Wege zu räumen, und dabei auch seinen Sohn gewaltsam von einer Verbindung zurückzuhalten, die ihn, seiner Meinung nach, entehrte. Er ging dabey so heimtückisch als böseartig zu Werke. Einer seiner Bedienten, ein Mensch, der seinem Herrn an Kopf und Herz weit übertraf, und sich dennoch des Vertrauens des Woywodden bemächtigt hatte, wurde von ihm zur Ausführung seines Entwurfs bestimmt. Er entdeckte ihm alles, seine Furcht und seine Hoffnungen; er ließ ihm merken, daß nur der Tod des Mädchens den Frieden zwischen Vater und Sohn wieder herstellen könnte, und daß er ihn bestimmt habe, die Rolle des Meuchelmörders zu übernehmen. Der edle Diener schauderte über die Bosheit seines Herrn; er machte ihm die beweglichsten Vorstellungen, und da er unerschüttert blieb, so sagte er ihm gerade heraus, daß er sich nie zum Morde einer Unschuldigen würde brauchen lassen. Der Woywodde schäumte vor Wuth, daß er sich betrogen hatte; er sah die Gefahr ein, die ihm bevor stand, wenn der Bediente den projektierten Mordanschlag seinem Sohne entdeckte. Der gefährliche Vertraute mußte also entfernt werden; ein Verbrecher mehr oder weniger, das galt dem stolzen Bösewicht gleich; ein Unterthan hatte es gewagt, sich seinen Entwürfen zu widersezzen; dafür mußte er bestraft werden. Seelengroße kannte und achtete der vornehme Bube nicht. Der arme Mensch ward auf seinen Befehl ergriffen, als Verbrecher, der sich gegen seinen Herrn aufgelehnt hatte, halb todt gezeißelt, und in ein elendes Gefängniß geworfen, wo er vor Schmerz und Hunger in wenig Tagen seinen Geist aufgab. Niemand ahndete, warum diese barbarische That geschah; kein Mensch wagte es auch, darnach zu forschen; alle zitterten für ein ähnliches Schicksal; alle beugten ihre Knie in sklavischer Unterthanigkeit, vor dem blutgierigen Tyrannen. Die ganze Geschichte war in wenig Tagen vergessen; denn eine solche Schauderszene war nichts neues, weder hier, noch bey andern Magnaten des freyen polnischen Reichs.

Indessen vergaß der Woywodde seinen Hauptent-

wurf nicht. Mit Zähneknirschen sah er, daß sein Sohn den Umgang mit dem ihm verhaßten Mädchen fortsetzte, ohne sich weiter viel um die väterliche Zustimmung zu bekümmern. Eine gewaltsame, fürchterliche Maaßregel, sollte entscheiden, und dem Liebesroman ein Ende machen! Ob diese Maaßregel den Gesetzen, der Religion und der Menschlichkeit entgegen war, ob sie das Leben eines schuldlosen Mädchens kostete, ob das ganze Daseyn eines guten, edlen Sohnes dadurch gelähmt, vernichtet wurde — was fragte ein polnischer Tyrann nach einer solchen Kleinigkeit? — Genug sein Stolz ward befriedigt, seiner Rachsucht ward Genüge geleistet; er ward von einer unwillkommenen Schwiegertochter dadurch befreit — nur das war es, was den Grausamen bestimmte. Ohne daß sein Sohn, oder irgend ein anderer Mensch etwas ahndete, hatte er seine Anstalten so geheim und so sicher getroffen, daß das Schlachtopfer seines Stolzes unausbleiblich in seine Hände fallen mußte. In einer Nacht ward das kleine Wohngebäude des unglücklichen Vaters von Bewafneten überfallen. Man knebelte die Eltern, und band sie im Bette fest; eben so ging es der wenigen Dienerschaft. Das Mädchen aber nahm man mit, und brachte sie heimlich auf das Schloß des Wojwodden. Die unglücklichen Eltern, dem nahenden Jammer über den Verlust ihres Kindes überlassen, mußten die Tochter vor ihren Augen wegschleppen sehen, ohne sie zu retten. Umsonst flehten sie zu den Ungeheuern um Erbarmen, umsonst boten sie alles dar, was sie besaßen, wenn man ihnen nur ihr Kind lassen wolte; die heimtückischen Räuber lachten, und eilten im Triumph mit ihrer Beute fort. Der Wojwodde jubelte, als hätte er die schönste That seines Lebens vollendet, da er das unglückliche Schlachtopfer in seinen Tigerklauen hielt. Er machte sich die teuflische Freude, ihrer Angst, ihres Jammers zu spotten, sie mit allerhand zärtlichen Benennungen zu fränken, und dann in kalter Ruhe ihr Todesurtheil zu sprechen. Umsonst jammerte die Arme, und flehte um Gnade; umsonst versprach sie, allen Ansprüchen auf die Hand ihres Sohnes zu entsagen, weit zu verzichten, und

nie wieder etwas von sich hören zu lassen; das Geschrey der Unschuld erweichte das steinerne Herz des kalten Barbaren nicht. Mit grimmigen Blick befahl er, sie zum Tode abzuführen; sein Wille ward vollzogen: er stand dabey, und weidete sich an der Todesanast des schönen und edlen Mädchens. Das bejammernswürdige Schlachtopfer unmenschlicher Tyranny ward lebendig in einen Sack gesteckt, und unter den Eieschollen, die gerade den Fluß bedeckten, begraben. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, begab er sich auf sein Schloß zurück, und bereitete sich, dem tobenden Ungestüm seines eben abwesenden Sohnes kalten Gleichmuth entgegen zu setzen. Umsonst klagten die Eltern des Mädchens; das Ansehen, welches dieser Bube in der sogenannten Republik hatte, sicherte ihn vor jeder Bestrafung. Ein polnischer Magnat konnte ja von jeher Teufel gegen die geringern Menschen seyn; mit hundert polnischen Gulden ward ja das Leben eines Menschen bezahlt! — Der junge Potocky erfuhr bey seiner Rückkehr, den an seiner Geliebten verübten Meuchelmord. Sein Schmerz ward Wuth; er suchte seinen Vater auf, der ihn nicht vor sich ließ. Die Wuth ging endlich in verzehrende Schwermuth über; er fing an, Handlungen zu begehen, die für seinen Verstand fürchten ließen. Man sperrte ihn ein, und trug alle mögliche Sorgfalt für ihn. Nach und nach kehrte er wieder zur Vernunft zurück; aber sein Kummer nagt noch jetzt, nach so langer Zeit an seinem Leben, und soll in allen seinen Handlungen sichtbar werden. Er ist nicht Menschenfreund mehr, wie sonst, sondern er flieht die Menschen. Zwar hat er geheiratet, aber er liebt seine Frau nicht, da ihn nur Convenienz verband; er geht still vor sich hin, und widmet dem Andenken seiner unglücklichen Liebe noch manche geheime Thrane. —

Freund, läßt sich wohl im Staate des Großmoguls, oder in einem Lande, wo du immer willst, das von uns Europäern, als wild und unkultivirt verschrieen ist, eine schrecklichere, gesetzlosere Despotie denken? Hebt diese nicht alle Bande, welche den Menschen an den Menschen fesseln, mit einer Gewalt auf,

der nichts widerstehen kann? Ist dieß nicht das so verschrieene Recht des Stärkern, was allein einen solchen teuflischen Unjug beschönigen kann? — Und das geschah in einem Lande, wo man auf Freyheit pochte, und doch alle Gesezze des Menschen- und Bürgerrechts mit Füßen trat! Freyheit! heiliges Gut, dessen Namen man oft so schandvoll mißbraucht — wo du auch deine Wohnung aufgeschlagen haben magst — aber unter solchen Menschen wohnst du gewiß nicht! Diese Teufel, und alle die, welche ihnen ähnlich handeln, sind dein nicht werth! Du hast nicht Gefallen an Menschenblut! Wo du haust, da kehrt der Friede ein, da leben besternte und unbesternte Menschen als Brüder und Freunde bey einander! In Polen war das gewiß nie der Fall! Da galt ein teuflisches Recht, ein Recht, das nur unter Canibalen gehört; da that der Mächtige, was er wolte; da galt Unterthanenleben weniger als ein Pfeiffenspiel! Wie viele Begebenheiten gleicher Art mögen noch das Maas der Sünden dieser Unmenschen voll machen, die sich frey nannten, indeß sie Millionen ihrer Unterthanen in schreckliche Ketten schmiedeten! Nein, der Himmel bewahre mein glükliches Vaterland für eine Freyheit von dieser Art! Caribenfeelen ehren vielleicht das geheiligte Recht der Unschuld mehr, als diese christlichen Barbaren, die in ihren Pallästen Schandthaten begehen, welche den Satan selbst in freudiges Erstaunen sezen! — Heil, heil, daß ihre unumschränkte Macht nach und nach zu zertrümmern anfängt; Seegen dem Fürsten, der diese adlichen Ungeheuer, in ihre, kraft der gräßlichsten Usurpation, durchbrochene Schranken zurückweist, dem gemißhandelten Volke seine gestohlenen Menschenrechte wieder giebt, und der Hyder des greuelvollsten Despotismus endlich den sezten Kopf abschlägt! Ihn wird das gerettete Volk segnen, ihm wird eine dankbare Nachwelt Ehrensäulen errichten, und noch nach Jahrtausenden wird man seinen Namen mit Anbetung und Entzükken nennen! Amen! Amen! — —

Jetzt noch ein paar besondere Bemerkungen über meine Reise! — Die Ukrainischen Dorfer sind in keinem bessern Zustande, wie die in den übrigen polni-

schen Provinzen; es sind eben solche elende, kunstlose Leimhütten, wie jene; denen ebenfalls jede Bequemlichkeit mangelt; die nicht einmal Rauchfänge haben; und in denen Menschen und Vieh friedlich bey einander hausen. Der Boden des Zimmers ist ebenfalls mit Estrich belegt, und hat Höhen und Tiefen. Der mit weißem Kalk überstrichene Ziegelofen nimmt auch noch den achten Theil des Gemachs ein, und ist die Schlafstelle für die Kinder und jungen Leute. Der Rauch beißt noch immer, wie in Litthauen, beynabe die Augen aus, und erschwert dem an solche Ausdünstung nicht Gewohnten, das Athemholen. Allein die Einwohner wissen von dieser Unbequemlichkeit nichts, und wenn es ja einmal zu arg wird, und ihnen eine Thräne ins Auge kommt, so öffnen sie ein in der obern Decke des Zimmers befindliches Schieber, durch welches der Rauch denn auf den Oberboden, und von da durch alle Spalten und Löcher des Dachs, gleich einem rauchenden Vulkan auf die Straße dringt. Das vorzüglichste Meubel dieser Wohnungen ist eine breite, rund um das Gemach laufende Bank, auf der man arbeitet, ißt und schläft. Je nachdem nun die Familie reinlich oder unsauber ist, je nachdem ist denn auch diese Bank beschaffen; gewöhnlich liegt Jahrelanger Mist und Staub darauf, und der Rauch hat sie, wie die Wände des Zimmers, mit einer schwarzen Farbe überstrichen. Wo es ordentlich hergeht, da findet man auch wohl noch, außer dieser Bank, einen oder ein paar Tische, allenfals ein paar Strohstühle, ein hölzernes Behältniß für einige Töpfe und Teller, und ein großer viereckigter Kasten, in welchem der Sonntagstaat, und die Kleinodien der Familie aufbehalten werden. Dies findet besonders in den cosakischen und einigen griechischen Dorfschaften statt, die überhaupt schon von außen und innen eine weit größere Reinlichkeit, Ordnung und Bequemlichkeit aufweisen. Da trifft man auch schon nicht selten, ein ordentliches Bettgestell, mit Betten zur Bequemlichkeit für Mann und Frau an, und einen kleinen Spiegel, in dem sich das eitle Weibchen beäugelt, wenn sie ihren Puz anlegt, um in der Kirche, oder in der Ehenke recht

hübsch hervorstechen. Da sind die Bänke und übrigen Muebeln des Zimmers rein und sauber gescheuert; da hängen an den Wänden umher, gemahlte Heiligen, die einem oft fürchterlich genug angrinzen, und recht scheusliche hogartische Karrikaturen bilden; da ist der Rauch aus den Stuben verbannt; der Schmutz klebt nicht an Wänden und Gefäßen; und man wird nicht bey dem Eintritt von der entgegenströmenden mephyrischen Ausdünstung von Menschen und Thieren dem Ohnmacht gwerden nahe gebracht. Daher wird man auch selten in den Wohnzimmern der Cosaken und der Altgriechen mehrere Hausthiere beysammen antreffen; und gewöhnlich wird ihnen ein anderer Ort angewiesen, der zu ihrem Aufenthalte dient. Das einzigste, was Cosaken, Griechen, Juden und Polen mit einander gemein haben, ist, daß sie ihre Stuben so fürchterlich überheizen, daß ein, an eine solche Badstube nicht gewohnter Mensch, unmöglich darin verweilen kann, ohne von Dunst und Dampf ganz betäubt zu werden. Sie selbst hingegen befinden sich in dieser erstikenden Hitze sehr wohlbehaglich, und legen sich allenfalls noch auf dem glühenden Ofen die Länge lang hin. Auch heizen sie, sobald es nur etwas kühle wird, so übermäßig ein, als wir es in den härtesten Wintertagen nicht thun, und bey zunehmender Kälte nimmt auch die Hitze in den Stuben zu. Sind sie von derselben allenfalls zu sehr abgemattet, so laufen sie im nackten Hemde auf die Straße, walzen sich im Schnee tüchtig herum, und kehren dann mit einem recht behaglichen Gefühl in ihre Badstube zurück. Eine zweite Unannehmlichkeit für die hiesigen Wohnungen, machen die sogenannten Kienpergel, lange, zwey Finger breite, und ganz dünne geschnittene Holzer, die in die Rissen der Wand gestekt werden, und die Stelle der Lichter vertreten. Diese sind hier ganz allgemein, selbst der kleine Edelmann weiß selten etwas von einer andern Beleuchtung. Den ganzen Abend werden diese Pergel fortgebrannt, die ganze Familie sitzt und arbeitet dabey; selbst in dem Keller, und durchs Haus, auf dem Heu- und Holzboden nehmten sie diese Leuchte mit. In den Stuben verursachen diese Lichter einen

unerträglichen Dampf, der äußerst unangenehm ist. Aber das ist noch der kleinste Nachtheil; das Unglück, das diese Kienstöcke zuweilen anrichten, dehnt sich weiter aus. Da man so wenig vorsichtig mit diesen Lichten umgeht, sich um die Gefahr gar nicht bekümmert, sondern ohne alle Umstände, allenfals unter Heu, Holz und andern leicht feuerfangenden Sachen die Kohle abschlägt, und fortglimmen läßt, so ist es natürlich, daß durch eine solche Unvorsichtigkeit sehr oft Feuer entsteht, wodurch alle benachbarte Wohnungen, ja fast ganze Dorfschaften verwüstet werden. Wir selbst hatten in einer Nacht auf unsrer Reise das nämliche Schicksal, daß in dem Dorfe, worinn wir uns befanden, auf diese Art ein wütendes Feuer ausbrach, das den größten Theil der Wohnungen zerstörte, und mit solcher Gewalt um sich grif, daß wir genöthigt wurden, uns mit unsern Sachen und Pferden aus dem brennenden Dorfe zu retten, und den Rest der Nacht auf dem Felde zuzubringen. Des Morgens in aller Frühe sahen wir denn die erbärmliche Verwüstung, heulende Weiber und Kinder schlossen uns ein, klagten uns ihr Elend, maasßen die Schuld ihres Unglücks, nicht, wie billig, sich selbst, sondern, ich weiß nicht mehr welchem Heiligen bey, und flehten um unsre Unterstützung. Wir suchten es ihnen zwar begreiflich zu machen, daß ihre Unvorsichtigkeit einzig und allein die Schuld an dem Verlust ihrer Habe sey; allein sie blieben steif und fest bey ihrer Behauptung, daß der Heilige auf sie zürne, und sich auf diese schreckliche Weise gerächt habe. Bey dieser Gelegenheit sagte ein siebzehn- oder achtzehnjähriges Mädchen zu meinem Gefährten: „Wie, Herr, du bist ein Kusse, und glaubst das nicht? daß dieser Kezzer (auf mich zeigend, und ein Kreuz schlagend) über so etwas lacht, ist begreiflich — aber du, Herr, prun, du soltest dich schämen!“ — Wir sahen nun wohl ein, daß alle unsere philosophischen Demonstrationen bey einem Volke vergeblich wären, das nur Zeichen und Wunder sah, wo ganz natürliche Ursachen Statt fanden; mithin wolten wir unsre Perlen nicht weiter den Säuen vorwerfen, sondern lieffen sie bey ihrem Glauben, gaben ihnen, was wir entbeh-

ren konnten, und ließen den Schauplaz der Verwüstung hinter uns zurück, der jedoch noch lange ein Gegenstand unsrer Unterhaltungen wurde.

Uebrigens haben alle Dorffschaften in der Ukraine, ihrer elenden Bauart ungeachtet, ein sehr freundliches und zum Theil lustiges Ansehen. Sie liegen größtentheils an oder in romantischen Gesträuchen und prachtvollen Wäldern, die sie, wie große Obstgärten umgeben, und mit den schönsten Blüthen und Früchten prängen. Die Kirchen sind von Holz, und haben von außen und innen ein gleich erbärmliches Ansehen. Ihre Hauptzierde sind die drey Thürme, die ihren äußern Schmuck ausmachen, die, wie ich schon gesagt habe, das Symbol der Dreyeinigkeit seyn sollen, und von denen der dickste, Gott den Vater vorstellt. Die Städte selbst, welche wir durchreisten, verdienen nicht einmal die Bemerkung, und haben zum Theil solche barbarisch klingende Namen, daß es ordentlich Mühe kosten möchte, sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Sie halten nicht einmal unsern deutschen, besonders unsern sächsischen Dorffschaften die Wage; denn unstreitig ist ein sächsisches Dorf weit schöner, als eine ukrainische Stadt; es läßt sich hieraus auf ihre Erbärmlichkeit schließen.

Kiew allein tritt unter den andern jammervollen Städten der Ukraine merklich hervor, und überrascht um so mehr, je weniger man einen so ansehnlichen wohlgebauten Ort hier erwartet hat. Kiew führt eigentlich die Wiege des russischen Reichs genannt werden, die Stammstadt, aus deren Schooß der nachher so mächtige Colosß Rußland hervorging. Osthold und Dir, zwey Brüder aus dem Stamme der Waringer, ein Name unter dem man mehrere Völker verstand, die an den Küsten der Ostsee wohnten, und das damals sehr ehrenvolle Handwerk, gleich den Engländern in unsern Tagen, der Seerauberey trieben, legten im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung den Grund zu dieser Stadt, indes ihr Landsmann Kurik mit seinen beyden Brüdern zu Nowgorod der Stifter eines neuen Staats wurde. Diese Fürsten waren damals nicht vollkommen souverain, sondern sie standen nur als Oberhaupter einer Repu-

blük vor, die schon lange vor ihnen existirt hatte. Dieß dauerte aber nicht lange; die Desvotie erhob bald ihr Haupt, und beugte eine ursprünglich freye Nation unter ihr sklavisches Joch. Schon Kurik machte, nach dem Tode seiner Brüder, der republikanischen Verfassung Nowgorods ein Ende, und Oleg, sein Nachfolger, oder vielmehr der Vormund seines Nachfolgers, des jungen vierjährigen Igors, machte es mit Kiew eben so. Dieser Barbar ersann eine schändliche List, wodurch er sich zum Herrn von Kiew machte, worauf er die beyden Brüder Oskhold und Dir ermordete, und den Siz seines Reichs von Nowgorod nach Kiew verlegte. Mehrere Fürsten nach einander behielten diese Residenzstadt bey, und vergrößerten dieselbe. In der Folge aber, als die Streitigkeiten mit Polen losbrachen, der russische Staat sich durch unvernünftige Theilungen schwächte, das gegenseitige Interesse einzelner Fürsten dem Interesse des Ganzen widersprach, und dem Reiche seine innere Consistenz entriß, da geschah es, daß Kiew nebst dem ganzen dazu gehörigen Distrikt des sogenannten Kleinrußlands, von den Polen erobert, und als eine eigene Boywodtschaft ihrem Reiche einverleibet wurde. Mehrere russische Fürsten versuchten zwar die Wiedereroberung dieses Landes, und, je nachdem sie die Zeitumstände zu benutzen verstanden, je nachdem waren sie auch glücklich in ihrem Versuch; allein die Freude dauerte denn doch nicht gar zu lange; die Polen ermannten sich bald wieder, und eroberten das Land von neuem. So gingen mehrere Jahrhunderte im ewigen Erobern und Wiedererobern hin; bis endlich Rußland seine Kraft konzentrirte, den Polen überlegen ward, und im Jahr 1667 der Vergleich von Andrustava zu Stande kam. In diesem Vergleich gab nun endlich die Republik Polen, nothgedrungen, alle ihre Ansprüche auf denjenigen Theil von Kleinarußland auf, der auf der Morgenseite des Dneppers gelegen war, und überließ den ganzen Distrikt der russischen Oberherrschaft auf ewige Zeiten. Alles, was disseits des Dneppers lag, blieb vor der Hand im ruhigen Besiz der Krone Polens, die Stadt Kiew ausgenommen, die ebenfalls im Jahr 1689 nach

einigen darüber gepflogenen ernsthaften Unterhandlungen, an Rußland mit abgetreten wurde. Bekanntlich ist im Jahr 1793 der den Polen noch übriggebliebene Theil der Ukraine ebenfalls mit Rußland vereinigt, wodurch denn diese Krone die Herrschaft über eins der schönsten und fruchtreichsten Länder der nordischen Erde erhielt.

Kiew liegt in einer schönen, prachtvollen Gegend, am Dnepper, der in der Nähe der Stadt einige Inseln bildet, die mit derselben zusammenhängen. Dieser Strom, unstreitig der größte und wichtigste, den das polnische Reich in seinen Grenzen aufzuweisen hatte, entspringt, ungefähr zwanzig Meilen über Smolensko hinaus, aus einem großen Sumpfe im sogenannten Wollchonskischen Walde. Schon bey Smolensko wird er schifbar. In vielen wunderlichen Krümmungen läuft er durch einen Theil von Litthauen, Kleinrußland, das Land der Saporogischen Cosaken, und das Land der Nogaischen Tartarn. Bey Dczakow, einer der größten und wichtigsten türkischen Besitzungen, berühmt durch Suwarows Menschenschlächterey, nimmt er den Bog auf, der aus Podolien ihm zufließt. Nicht weit von seiner Mündung bildet er einen großen morrastigen See, und dann jene dreizehn, weltberühmten Catarakte, die ihn so fürchterlich, und die Farth auf demselben so gefährlich machen. Bey seinem Ausflusse ins schwarze Meer zwischen Dczakow und Kiew, hat er eine sehr ansehnliche Breite, und bildet mehr als siebenzig kleinere und größere Inseln. Die Kaiserinn Catharina die Zweite hat mehrere sehr kostspielige Versuche anstellen lassen, um die Felsen, welche jene großen Wasserfälle verursachen, zu sprengen, und dadurch diesem großen Strome eine ausgedehntere Wirksamkeit zu verschaffen; allein so glücklich auch der Versuch im Anfange ausfiel, so hat man doch in der Folge davon abgelaßen, entweder weil die Natur zu unübersteigliche Hindernisse entgegen stellte, oder, weil es den Menschen an Eifer und Fleiß gebrach. Das Wasser dieses Stroms ist im Sommer ungesund, und muß erst durch die Kunst trinkbar gemacht werden. Dagegen wimmelt es von großen und kleinen Fischen aller Art, die natürlich einer Nation

sehr willkommen seyn müssen, deren Religion so strenge und anhaltende Kasten gesetzlich biefelt. Ubrigens bildet dieser Fluß auf der Abendseite ein weit höheres Ufer, als auf der entgegengesetzten. Das ganze Ufer ist gebürgigt, und mit Waldungen besäet. Diese ziemlich beträchtlichen Felsenmassen ziehen sich den Strom hinab, treten mit den Gebügen von Neu-Servien in Verbindung, und schliessen die Ebenen der Caporoge auf der Abendseite ein.

An diesem großen Strome nun liegt Kiew, theils durch die Natur, theils durch die Kunst einigermaßen befestigt, und zu einem Waffenplatz geschikt gemacht. Sie ist eine von den Mittelstädten, nach alter Art, recht hübsch gebaut, und durch mehrere russische und polnische Fürsten verschönert. Ihre Straßen sind, wenn auch nicht alle hinlänglich breit, doch wenigstens nicht so schmal, wie viele derselben, in Danzig, Langsberg, Stettin, wo zuweilen der Fußgänger nicht weiß, wohin er sich retiriren soll, wenn ihm ein Wagen entgegen kommt. Zum Glück wird in diesen Städten sehr langsam gefahren; denn führe man dort so schnell, wie hier, und in ganz Rußland, so würde bey der Enge der Straßen, und bey der Ungeschicklichkeit der deutschen Kutscher, großes Unglück nicht zu vermeiden seyn. Das Pflaster ist hier, so wie in den meisten russischen Städten, wo die Policen wachsam, und um das Verhindern des Hals- und Beinbrechens besorgter ist, als in den deutschen und preussischen Städten, so gut, daß man selbst bey dem Regenwetter, und trotz des fetten schwarzen Bodens, auf dem der größte Theil der Stadt erbaut ist, durchkommen kann, und wenigstens nicht, wie in Berlin und Danzig, Gefahr läuft, stecken zu bleiben. Auch fehlt es der Stadt nicht an modernen Gebäuden und Kirchen, die ihr ein sehr schönes und freundliches Ansehen geben. Die Menschen, welche hier wohnen, und deren Anzahl sich etwan, nach einer ungefähren Schätzung, auf zuntzehen bis sechszehntausend betaufen mag, sind gutmüthiger Natur, sehr gesellig und gastrey, und haben nicht jene ekle deutsche Steifheit, die mit zu dem gantzen Ton unserer altfränkischen Hansee- und Handelsstädte gehört, und im Grunde den Aufenthalt an einem solchen Ort sehr langweilig, und erbärmlich macht. Die hiesigen Ein-

wohner bestehen aus einem Gemisch von Nationen, namentlich: Russen, Cosaken, Griechen, Polen, Armeniern, Deutschen, Juden, und andern Völkerschaften, die friedlich mit und bey einander leben. Trotz den natürlichen Hindernissen, die der Dnepper mit seinen Wasserfällen entgegenwirft, wird doch in Kiew den Fluß hinauf und hinab ein sehr ansehnlicher Handel getrieben, der einen großen Theil der Einwohner beschäftigt. Man treibt fast mit allen russischen, so wie mit den benachbarten türkischen Provinzen, einen sehr starken Verkehr. Die übrigen Menschen leben von allerhand Gewerben; auch einige hier etablirte Fabriken beschäftigen eine ziemliche Anzahl derselben. Die Stadt besteht eigentlich aus drey Städten, welche die Altstadt, die Unterstadt, und die Petscherische Festung heißen. Der letztere Theil hat seinen Namen von Petschera, Höhle, und die Legende erzählt von der Art, wie er diesen Namen erhielt, folgende Sage: —

Die Fürstin Olga, welche zu Anfange des zehnten Jahrhunderts den russischen Staat, eigentlich als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes, beherrschte, fand Geschmack am Christenthum. Doch blieb sie lange Zeit unschlüssig, welcher Sekte sie sich zuwenden sollte; bis sie endlich für den griechischen Gottesdienst entschied. Sie ging nach Constantinopel, ließ sich unter prachtvollen Cerimonien als Mitglied der morgenländischen Kirche einweihen, und wurde vom Kaiser Constantinus Porphyrogenitos über der Taufe gehalten. Nach dieser Cerimonie kehrte sie in ihre Staaten zurück, und brachte einen brennenden Befehrsungseifer mit. Ihr Wunsch ging dahin, alle ihre Unterthanen auf gleiche Art zu metamorphosiren, die Nationalreligion auszurotten, und die griechische Kirche zur alleinherrschenden im Staate zu machen. Allein ihr Wunsch wurde nur zum Theil erfüllt, so thätig sie auch bey der Befehrungsgeschichte zu Werke ging. Zwar galt es den Russen im Grunde gleichviel, ob sie so oder so beteten, diese oder jene Cerimonie mltmachten; denn sie verstanden weder von der einen noch von der andern etwas; zwar ließen sich wirklich Viele ihrer Unterthanen, aus Begierde, der Fürstin Wünsche zu erfüllen, die neue Metamorphose gefallen, und

traten zur griechischen Kirche über; allein Viele waren auch hartnäckig gegen die Neuerung gestimmt; die alte Nationalreligion behielt immer noch die Oberherrschaft; Christen machten nur noch immer die kleinste, untergeordnete Partey aus. So unerträglich diese Kränkung auch der frommen Fürstin war, so konnte sie dieselbe doch nicht abwehren, besonders da sie an ihren eignen Sohn Swiatoslaw den hartnäckigsten Gegner für ihre Entwürfe fand. Der Großfürst entschied sich für die Nationalreligion; alle Vorstellungen seiner Mutter und der ihr ergebenen Rätthe waren nicht im Stande, seine Gesinnungen zu ändern: „Wolt Ihr, daß ich mich lächerlich machen soll?“ sagte der rauhe Held: „Rußland war unter der Herrschaft unsrer alten Gottheiten glücklich, und stieg an Macht und Größe von Jahr zu Jahr — warum denn diese schändliche Verachtung? Wer weiß, ob neue Gottheiten, die wir uns wählen, unser Vaterland so segnen möchten!“ —

Olga, voll Verdruß über ihre fehlgeschlagenen Erwartungen, legte die Regierung nieder, übergab die Zügel derselben ihrem Sohne, und zog sich in die Stille zurück, um ungestört der Frömmigkeit zu pflegen, und ihre Proselytenmacherey fortzusetzen. Sie hatte bisher nichts unterlassen, was zu ihren Absichten tauglich war; das Christenthum hatte hin und wieder Wurzel gefaßt, und man konnte wenigstens den dritten Theil der Russen rechnen, die sich nach dem Willen der Fürstin bequemt hatten. Zu Nutz und Frommen dieser neuen Gläubigen hatte sie, nach dem Muster der übrigen christlichen Fürsten, Kirchen und Klöster, als die wesentlichen Erfordernisse des Christenthums, gestiftet, die neue Geistlichkeit mit schönen Gütern bereichert, und mit einem mächtigen Einfluß beschenkt, und so viel es ihr, der vielen Gegner ohnerachtet, möglich war, die Nationalgötter verdrängt. Unter den damals gestifteten Klöstern zeichnete sich bald eins derselben aus, das auf einer Anhöhe nahe bey Kiew erbaut war, sich durch allerhand Tauschungen in den Geruch vorzüglicher Heiligkeit setzte, und mehrere Mirakel bewirkte. Die Mönche dieses Klosters wurden bald von allen neuen Christen als Mönche und Heilige angebetet; wer was zu suchen hatte, der eilte hieher, brachte seine Gaben und Geschenke mit,

und fand, im Glauben an die Wunderkraft dieser Betrüger, Erhörung seiner Bitte.

So lange die Fürstin Olga das Ruder der Herrschaft führte, so lange ging es mit der neuen Religion und ihren Dienern, allen Hindernissen zum Trotz, ziemlich gut. Konnte sie sich auch noch nicht als die Herrschende ansehen, so stand sie doch unter dem unmittelbaren Schutz der Fürstin, und hatte wenigstens nichts von Verfolgung zu befürchten. Swiatoslaw sahe indeszen mit Widerwillen dem Unwesen zu; er hing mit fanatischem Eifer der Religion seiner Vater an; der zunehmende Reichthum der Klöster und die anwachsende Macht der Geistlichkeit, war ihm, der allein herrschen und befehlen wolte, in den Tod zuwider. Verdröben hatte er der neuen Sekte geschworen, sobald er selbsthätig würde handeln können; und diese Zeit rückte immer näher heran. Olga, selbst wenn sie es gewolt hätte, konnte, ohne das Murren der Nation zu erregen, ihrem Sohne die Herrschaft nicht länger vorenthalten. Zwar ahnete sie, was ihren Lieblingsentwürfen von dem rauhen Swiatoslaw bevorstände; allein sie konnte nichts verhindern; und da sie ohnehin den Verdruß erleben mußte, ihren Plan kaum zur Hälfte ausgeführt zu sehen, so trat sie zurück, voll der Hofnung, daß ihre mütterliche Gewalt wenigstens so viel über den Großfürsten vermögen würde, daß es nicht zur offenbaren Verfolgung der neuen Sekte kommen möchte. —

Allein sie irrte sich. Kaum hatte sie sich der Regentschaft entzogen, und Swiatoslaw war an ihre Stelle getreten, so hatte sie auch die Kränkung, zu sehen, wie der wilde Fürst alles niederriß, was sie gebaut hatte, gegen die Geistlichkeit der neuen Kirche mit unerbitlicher Strenge handelte, alle christlichen Glaubensverwandten zur Rückkehr in die alte Mutterkirche ermahnen ließ, und gegen diejenigen mit fanatischem Eifer verfuhr, die seinem Willen nicht sogleich Folge leisteten. Seine Mutter ließ er in ihren Meinungen ungekränkt, aber gegen ihre Glaubensverwandten war er weniger schonend; er schloß die christlichen Kirchen; verfolgte die Geistlichkeit, oder trieb sie aus dem Lande, und stellte die Herrschaft des alten Nationalgottesdienstes wieder her. So wie das Volk

sich vormals bloß auf Bitten ihrer Fürstin zur neuen Religionsveränderung bequemt hatte, ohne über das Bessere oder Schlechtere dieser Religion nachzudenken, so fiel es auch jetzt wieder dem Heidenthum zu, da es der Fürst befahl. Alle Anhänger der christlichen Kirche wurden versprengt. Der Großfürst, so viel er auch mit auswärtigen Kriegen zu thun hatte, sahe doch auch auf die Befolgung seines Willens im Innern, und forderte strenge die Aufhebung aller christlichen Cerimonien. So wie nun jenes Kloster, das sich in einen so besondern Ruf von Heiligkeit und Wunderkraft gesetzt hatte, ein vorzüglicher Gegenstand seines Abscheu's gewesen war, so ward es auch jetzt das ganz besondre Ziel seiner Verfolgung. Die Monche, voll Vertrauen auf ihr Ansehen, widersezten sich anfangs seinen Eingriffen; dafür wurden sie aber auch mit aller Strenge bestraft. Um ihr Leben zu retten, flohen die Uebrigen, und nahmen einen Theil ihrer Schazze mit Voll Sorge und Bekummerniß, wo sie einen Schuzort finden solten, erschienen ihnen die Mutter Gottes, der Engel Gabriel, der heilige Nikolaus, und was weiß ich, welche Heiligen mehr, und wiesen ihnen eine Hohle dicht bey der Hauptstadt zum Aufenthalte an. Der Eingang zu dieser Hohle ward von einem Engel bewacht, und blieb vor aller Menschen Augen, außer vor den geheimen Gläubigen, verborgen. Speise und Trank erhielten sie durch unsichtbare Wesen; der Verfolgung des rauhen Swiatoslaws und seiner Spione waren sie entgangen; Niemand wußte, wo sie geblieben waren; nur Olga und die ubrigen geheimen Anhänger des Christenthums kannten ihren wundervollen Zufluchtsort. Diese sammelten sich denn auch in großer Anzahl um sie her, wurden von ihnen belehrt und unterrichtet, traten zum Theil bey dem Abgange der alten Monche in diesen geheimen Orden ein, und sezten die religiose Verbindung fort. Fast achtzig Jahre lang blieben die Monche in dieser Hohle, und wurden wundervoll erhalten.

Olga that indeß alles, was in ihren Kräften stand, um wenigstens noch zu retten, was vor der Hand noch möglich war. Hatte sie ihren Sohn nicht zum Uebertritt des Christenthums überreden können, so versuchte sie es bey ihrem Enkel, dem jungen Bladimir. Durch

eine List suchte sie sich Einfluß in seine Erziehung zu verschaffen, und da Swiatoslaw im Grunde seine Mutter liebte, so hatte er nichts dagegen, daß sein Sohn unter der Aufsicht derselben stand. Sie starb, voll der schönen Hofnung, daß Vladimir fortsetzen würde, was sie angefangen hatte. Auch Swiatoslaw ging endlich nach einer langen thatenvollen Regierung zu seinen Vätern. Schon lange war sein Fanatismus erkaltet, und er verfolgte die Christen nicht mehr. Vladimir erhielt endlich nach vielen überstandenen Hindernissen die Herrschaft über Rußlands Staaten. Obnerachtet der Hofnung, welche Olga genohrt hatte, daß mit dem Antritt seiner Regierung ein besserer Stern über die unterdrückte Christenheit aufgehen würde, hatte es doch gleich anfangs nicht das Ansehen, als ob ihre Hofnung erfüllt werden sollte. Vladimir der Große schien vielmehr ein eben so heftiger Verteidiger des Heidenthums, und ein eben so eifriger Feind der neuen Religion werden zu wollen, als es sein Vater gewesen war. Nur ein Wunder, eine Erscheinung, oder — was weiß ich, was sonst? — machte ihn anders Sinnes. Er beschloß nunmehr, zur christlichen Religion überzutreten; doch konnte er sich lange nicht entschließen, ob er der Sekte seiner Großmutter oder einer andern beitreten sollte. Er schickte deshalb einige weise und erfahrene Männer ins Abend- und Morgenland, welche den Auftrag hatten, die verschiedenen Sekten der christlichen Kirche genau zu untersuchen, ihre Cerimonien kennen zu lernen, und bei ihrer Rückkehr gewissenhaften Bericht abzustatten — diesen Männern wolte der abendländische Gottesdienst nicht behagen; er schien ihnen vielmehr abgeschmakt und kalt zu seyn. Als sie aber zu Constantinopel in der prächtigen Sophienkirche den Cerimonien der griechischen Sekte bewohnten, da wurde ihr ganzer Enthusiasmus rege, da hielten sie dafür, daß die griechische Kirche, die allein wahre sey. Voll von diesen Ideen, und von dem, was sie gesehen und beobachtet hatten, kehrten sie nach Kiew zurück, und statteten dem Fürsten einen getreuen, aber überspannten Bericht ab. Vladimir ward von demselben so eingenommen, daß er sich sogleich entschloß, mit allen seinen Unterthanen dieser Sekte beizutreten. Er ging nach Constantinopel, und ließ sich

taufen. Bei seiner Rückkehr befahl er die Ausrottung der Gözzenbilder, und der übrigen alten heidnischen Gebräuche, so wie die gänzliche Aufhebung der Nationalreligion. Er ließ alle diejenigen für Feinde des Staats und der Kirche erklären, welche dem alten heidnischen Gottesdienst noch anhängen würden, und ging mit einem Fanatismus zu Werke, der es bald dahin brachte, daß das Christenthum die herrschende Religion des Landes wurde.

Nun erfuhren auch die Mönche in der Höhle, durch ihre unsichtbaren Kundschafter, die glüklichen Veränderungen in der Oberwelt, und erhielten Befehl, ihren Zufluchtsort zu verlassen. Sie gingen nach Kiew, und wurden daselbst als auferstandene Heilige angestaunt. Vladimir erfuhr das Wunder ihrer Rettung, ließ die heiligen Männer vor sich kommen, überhäufte sie mit Geschenken, und versicherte sie seines Bestandes. Sogleich ertheilte der Fürst den Befehl, daß auf dem Felsen, in dessen wunderbarer Höhle diese Männer Schutz gefunden hatten, Kloster und Kirche prachtvoll emporsteigen sollten. Dies geschah, und die Mönche erhielten die Anweisung, dieses Kloster zu ihrer Wohnung zu machen. Sie thaten es, und behaupteten bald wieder ihren alten Geiuch von Heiligkeit und Wunderkraft. Vladimir überhäufte sie mit Geschenken und Gütern, und machte dieses Kloster zu einem der reichsten im Lande. Er nannte es Petschera, von der Höhle, in welcher die Mönche gewohnt hatten. In der Folge ließ er in der Nahe dieses Klosters mehrere Gebäude anlegen, die sich späterhin so erweiterten, daß sie mit Kiew eine Stadt ausmachten, und den Namen der Petscherischen Festung erhielten. Uebrigens behauptet dieses Kloster auch noch bis jezt seinen großen, seit Jahrhunderten erhaltenen Ruf; es ist der Aufenthalt der Mirakel, die daselbst, der Sage nach, noch immer in großer Menge geschehen; es ist das reichste in der ganzen Gegend, und hat gleichsam das Monopol des Alleinbesizes an sich gerissen. Die dazu gehörigen Gebäude sind prachtvoll, und die Kirche strotzt von Gold, Silber, Marmor und andern Kostbarkeiten. In den großen unterirdischen Gewölben zeigt man die Leichname vieler Heiligen und Martyrer er griechischen Kirche, welche schon Jahrhunderte lang

unversehrt da liegen. Wenn diese Gewölbe geöffnet und die Leichen zur Schau ausgestellt werden, dann strömt das abergläubische Volk in ungeheurer Menge herbei, stürzt vor den wundervollen Heiligen nieder, betet sie in frommer Einfalt an, und bringt ihnen reiche Geschenke und neue Bitten dar. Von diesen Ausstellungen gewinnt das Kloster enorme Summen; denn selbst der ärmste Bauer nähert sich nicht den heiligen Gräbern, ohne ein kleines Geschenk an Gelde, oder andern Sachen, die er für kostbar halt, mitzubringen, um sich dadurch die Bewogenheit der Heiligen zu erkaufen.

Uebrigens wohnt in Kiew, in einem sehr schönen Pallast, ein griechischer Erzbischof, der in diesen Bezenden den Pabst im Kleinen spielt, und ein sehr unumschränktes Ansehen hat. Da die heilige Synode, nebst der Hauptstadt, zu weit entfernt ist, so kann der hiesige Erzbischof machen, was er will. Auch haben frühere ihr Ansehen und ihre Gewalt oft zum Nachtheil des Ganzen gemißbraucht und Eingriffe gewagt, die ihnen, bei aller Eifersucht der Regierung, so hingegangen sind. Der jezzige Erzbischof ist ein Mann von geprüfter Erfahrung, Weitflugheit und Redlichkeit, der ruhig seine Einkünfte verzehrt, sich um die Weltbändel gar nicht bekümmert, seinem Amte mit Treue und Sorgfalt vorsteht, und auch in geistlichen Dingen sehr aufgeklärte Gesinnungen äußert. In seinem Umgange ist er jovialisch und gesellig; er verschließt sich nicht, sondern nimmt an den Freuden des Lebens einen erlaubten Antheil. Seine Duldung wäre jedem unserer intoleranten lutherischen und katholischen Bönzen anzurathen. Von Proselytenmacherey ist er so weit entfernt, daß er eher ab- als zurath. — „Laßt doch einen jeden glauben, was er will! so soll er sich oft gegen seine Freunde äußern: wer sagt uns mit Gewißheit, daß wir allein Recht haben? Irrthum mischt sich überall ein; wenn nur der wahre Zweck nicht verfehlt wird! Der Weg zum Himmel ist breit, trotz dem, daß die Bibel das Gegentheil zu behaupten scheint; ob ich diese oder jene Straße einschlage, das ist ja im Grunde einerley, wenn sie nur am Ende zusammentreffen! Nur daß wir dieses Zusammentreffen nicht verfehlen, das ist die Sorge — und dazu bedarf es nichts mehr,

als Redlichkeit, Tugend, und einen ernstest Willen für das Gute! Wer so lebt, daß er jeden Tag mit seinem Bewußtseyn eine richtige Abrechnung machen kann, der hat den rechten Weg zum Himmel eingeschlagen, er mag übrigens mehr oder weniger glauben! Man kann in blinder Einfalt alles annehmen, was diese oder jene Kirche lehrt; man kann Eiferer, Schwärmer für seine Religion werden, und doch im Leben und Wandel ein Heuchler, ein Thor, ein Bösewicht seyn!" — So spricht, so handelt dieser verehrungswürdige Mann! Verdient er nicht mehr Achtung, als unsere scheinheiligen Orthodoxen, die nichts auf der Welt lieber thun, als verfezzern und befehren, die ihre Vernunft verleugnen, den tollsten Wahn für entschiedene Gewisheit ausgeben, gegen alle Meinungen der Vernunft zu Felde ziehen, ihren Glauben, als den allein wahren, andern Menschen aufdringen, die Gottheit zum Spielwerk des grellsten Aftermahns machen, die Frommler spielen, und heimlich in Sünden und Lastern schwelgen? Man sieht ja noch täglich das Unheil, das diese heuchlerische Bonzenbrut noch immer stiftet; man hört ja noch von unsern Kanzeln Vorträge, deren Unsinn dem unkultivirtesten Jahrhunderte Ehre machen würde; man sieht ja nichts als Masken, womit man Dummheit, Bigotterie, Scheinheiligkeit, Intereffe, ja oft wohl gar Bosheit bedekt; man sieht ja noch immer die Vernunft mit Füßen treten, und dem Wahne huidigen; man hört ja noch immer fast nichts als Geheimnißkrämerey und Legendentraum, statt gelauterter Moraltheologie, man verfezzert ja noch immer den Vernünftigdenkenden, und tüftische Pfaffen verschleiffen bubischerweise dem redlichen Biedermanne den Weg zum Himmel, weil er ihrem Wahne nicht beystimmt, ihrem Intereffe nicht huidigt; man mochte Scheiterhausen und Holzstoße errichten, man mochte neue Inquisitionen und Kezzergerichte stiften, man mogte die Vernunft, das heiligste Geschenk der Gottheit, ganz und auf ewig verdrängen, wenn man jetzt noch zu dem allen die Macht hätte! Aber glücklicherweise ist die vormalige Allmacht dieser Bonzen gesunken; man achtet ihr Loben nicht mehr; man lacht ihrer unsinnigen Vorträge, die sie für Wahrheit ausgeben; ihre angenommene Heiligenmaske tauschet

nicht mehr; man beschleicht sie in ihrem moralischen Schlafrocke, und findet geldgierige Schurken und dummdiebstahlige Thoren unter ihnen: man läßt sie laufen und achtet ihrer Noth nicht mehr; die Vernunft wegt; der Wahnsinn ist niedergeschmettert; Heuchler und Bösewichter erhalten ihren Lohn; edle wahrheitsliebende Männer werden emporgehoben, geachtet und geliebt. Um des Glaubenswillen wird Niemand mehr verdammt; die Fürsten fangen an, das Recht der Vernunft zu ehren; man duldet, man schont; der Wahrheit und der bessern Ueberzeugung baut man Altäre. Heil uns! Mögen jene Bonzen schreien, verfezzern und toben — wir sind auf ewig vor ihnen gesichert! — —

Die Universität zu Kiew, auf der mehrere Mönche als Lehrer angestellt sind, bedarf immer noch einer großen Verbesserung, wenn sie dem Entwurf ihrer Stiftung entsprechen soll. Sie zeigt nicht allein alle diejenigen Mängel, welche erfahrne Männer auch an unsern deutschen Akademien zu tadeln finden, in einem weit höhern Grade, sondern die Lehrer taugen auch im Durchschnitt fast gar nicht; ihr Amt fällt ihnen zur Last, denn sie sind demselben nicht gewachsen; es gehen sogar viele nothwendige Fächer der Wissenschaften ganz ab, die gar nicht gelehrt werden; kurz, es ist ein Mangel, dem noch viel, sehr viel zur gehörigen Ausbesserung fehlt. Es ist daher lächerlich, wenn der Kaiser die studierende russische Jugend auf inländische Universitäten einschränkt; damit hat Rußland am allerwenigsten zu prahlen Ursache. Soll das geschehen, so bleiben die jungen Russen Zeit ihres Lebens Strümpfer; das ist bei der jezzigen Einrichtung schlechterdings nicht anders möglich. Die verstorbene Kaiserin hat auch bei der Universität zu Kiew einige Reformen versucht; allein ihre edle Absicht ist nicht erfüllt worden; Vorurtheil, Dummheit und Privatinteresse haben sich ihr mit Gewalt in den Weg gestellt; und so hat sie nur hin und wieder durchgedrungen, und zur Vollendung fehlt noch sehr viel! — Einen fast unersetzlichen Verlust hat diese Universität im Jahr 1780 erlitten, wo ihre ganze schöne Bibliothek, die aus mehr als zwanzigtausend Bänden bestand, und eine Menge seltner und kostbarer Manuscripte gehabt haben soll,

Durch einen unglücklichen Brand ohne Rettung in die Asche gelegt wurde. Uebrigens steht an der Spitze der russischen Regierung in Kiew ein Gouverneur, der jedoch mehrentheils nur in Militairsachen entscheider; bürgerliche Streitigkeiten macht der Stadtrath ab. In und um die Stadt her liegen einige Regimenter russischer Infanterie. —

Von Kiew machten wir unsere Rückreise über Cytomierz, Ostropol, Constantinow und Gruddek, nach Saminiecz, Podolzky. Alle diese Städte, die letztere ausgenommen, verdienen eigentlich den Namen nicht; ich sage daher auch nichts von ihnen, als daß ich sie alle, mehr oder weniger, schlecht, banfällig, veräuchert, schmutzig, kurz, echt polnisch gefunden habe. Indesß waren sie denn doch die Einzigen, in denen man zuweilen ein ordentliches und besseres Nachtlager antraf, so, daß man sich wenigstens nicht in die Nothwendigkeit versetzt sah, entweder auf halbverfaultem Stroh, das von Ungeziefern aller Art wimmelte, erbärmlich zu schlafen, oder die Nacht in einer stinkenden veräucherten Stube, umlagert von einigen zwanzig schnarchenden und recht grob ausdünstenden Menschen, zu durchwachen, oder auch, welches noch von allem das erträglichste war, sich auf der grünen Erde zu lagern, die Ausdünstungen derselben einzuziehen, und sich von Mücken und andern giftigen Thieren stechen zu lassen. Eins von diesen dreien war fast beständig unser Schicksal, wenn wir zur Nachtzeit ein polnisches Dorf zu erreichen, das Unglück hatten. Noch jetzt, da ich schon seit mehreren Tagen meine ermüdeten und zerschlagenen Glieder in ordentlichen und reinen Betten ausstrecken kann, denke ich mit Widerwillen und Ekel an so manche auf die abscheulichste Art hingebachte Nacht, und an alles überstandene Ungemach, das uns fast jeden Abend erwartete, wenn wir uns bei schmutzigen Juden oder Polen einquartieren mußten. Am besten, obgleich noch immer nicht so bequem, als wir es wünschten, fanden wir es in den vier oben genannten Städtchen, oder auch wenn wir gerade auf ein eosakisches oder griechisches Dorf stießen, aus dem die Juden und mit ihnen die Unreinlichkeit verbannt, die Stuben reinlich waren, und das Nachtlager wenigstens die nothwendigste Bequemlichkeit hatte. Da durf-

ten wir uns doch nicht mit Läusen, Flöhen und Wanzen herumschlagen, erhielten ein schönes frisches Stroh, einen reinlichen Ueberzug und ein paar gute Kopfkissen. So etwas that uns denn recht wohl, besonders wenn wir es mehrere Nächte entbehrt hatten, und wir segneten dann immer unser Geschik.

Bei dem Dorfe Rusowicza sahen wir die Gränze von Polhynien hinter uns, und betraten: die eben so fruchtbare und reiche Provinz Podolien. Wir gingen längs dem rechten Ufer der Smietricz hinab, einem kleinen Flusse, der im obern Theil von Podolien entspringt, und sich ohnweit der Bergvestung Caminecz mit dem Dnepper vereinigt. Wir fanden größtentheils schönen schwarzen Korboden und fettes Grasland, das nur weniger Menschen Hande bedurfte, um eine reiche Ausbeute zu schenken. Die Getreidefelder standen in dem herrlichsten Schmucke da; in üppiger Fülle waren die Wiesen mit den nahrreichsten Gras- und Kleearten übersäet, die eine solche Höhe erreichen, daß das ohnehin hohe und starke Vieh bis über dem Bauche in seinem Futter gieng. Die Wälder waren häufig genug, und hatten noch immer das freundliche Ansehen großer reichhaltiger Obstgärten, vermischt mit Eichen, Linden, Buchen, Ahornen und anderm schönen Laubholz. Ueberhaupt erschien uns Podolien weit angebauter und menschenreicher, als die Ukraine. Die Dörfer lagen dichter bei einander, oft kaum Viertelmeilen weit entfernt; aber ihr verwildertes, zerstörtes und schmutziges Ansehen blieb. Wir stießen auf mehr Menschen, die im Felde und bei den Heerden arbeiteten; auf allen Landstraßen begegneten uns Weiber und Männer, Kinder und Jünglinge. So elend aber auch die Dörfer ausfahen, so erbärmlich auch die Menschen samt dem lieben Herrgott darin wohnten, so ragte doch der sogenannte Pallast des polnischen Nabobs größtentheils mächtig hervor, und überblifte stolz die leimigten räucherigen Hütten. Hier schwelgte in orientaischer Pracht der sich mächtig dünkende Göttersohn, zapfte mit unerhörter Grausamkeit den armen Untertanen das Herzblut ab, und ließ sie durch seine Büttel zur Arbeit für sein Wohlleben treiben.

Die Menschen in dieser Provinz erschienen uns als starke nervigte Leute, mit einem runden vollen Gesicht,

stärken Muskeln und vestem Körperbau. Mädchen und Weiber hatten hin und wieder das Gepräge von Subtilität, doch bemerkten wir unter ihnen mehr männliche Züge, als unter den Polyniern. In Kleidung, Wohnung und Lebensart unterschieden sie sich durch nichts von ihren benachbarten Landesleuten. Sie lebten eben so elend, so kümmerlich, als jene; sie hatten die nehmlichen Lasten, denselben Tyrannendruck zu ertragen; sie seufzten eben so, wie jene, unter der Peitsche ihrer milden, herzlosen Treiber; sie kannten eben so wenig Bedürfnisse, eben so wenig Lebensfreuden; sie waren dem Trunke, der Zänkelei, der Wollust und allen damit verbundenen Lastern eben so heftig ergeben; bekümmerten sich eben so wenig um die Zukunft; empfanden eben so wenig für häusliches Glück, Freundschaft und Ueligkeit; mußten eben so wenig von Gott, Religion und Tugend; waren dem Aberglauben eben so groll ergeben. unterschieden sich ebenfalls bloß durch ihre äußere Bildung von den Thieren, mit denen sie Bett und Wohnung theilten; waren eben so schmutzig, ekehaft, unreinlich und unsauber in ihrer Kleidung und ihren Wohnungen; kurz, es waren ganz die nehmlichen Menschen. Die Juden, die wir bisher in der Ukraine, besonders unter den Cosaken und Griechen, sehr selten angetroffen hatten, spielten hier wieder alle mögliche Rollen; Professionisten, Kaufleute, Krämer, Wechseler, Spione, Zwischenrager, Ärzte, Apotheker, Wollustmatier, kurz alles, was man aus ihnen machen wolte. Die Menschen arbeiteten, daß ihnen der Schweiß den Rücken herablauff, nicht aus Lust, sondern weil sie getrieben wurden, und die Peitsche jedes Ausruhen bestrafte. Was nicht nothwendig war, oder nicht gesodert wurde, das blieb liegen. So kam es denn, daß wir große Flecken des schönsten, reichhaltigen Landes unbebaut liegen und mit Dornen und Disteln bewachsen sahen. Es fehlte immer noch an Menschenhänden, um die Landesfrucht aus den möglichen hohen Grad der Vollkommenheit zu bringen. Hin und wieder sah man mehr scheinbares e treiben, der freigebigen Natur etwas nachzuhelfen, und ihre reichen Geschenke zu vermehren; allem an ordnunglicher Anwendung des Besten und Nützlichsten jagten wir doch noch überall einen auffallenden Mangel, noch immer sehte es an Eifer und Nachden-

fen für eine möglichst gute Cultur dieses so reichhaltigen, so ergiebigen Bodens; noch immer befolgte man gewöhnlich den alten Schlendrian, vernachlässigte die Düngung und andere nothwendige Vorarbeiten. Mit dem gewonnenen Getreide wirthschaftete man zwar nicht so toll, als in der Ukraine, doch aber auch nicht viel besser; nur selten sahen wir es in ordentlichen Scheunen verwahrt; das Gewöhnlichste, was man that, war, daß man es auf dem Felde ordentlich trofnen ließ, und es dann auf einen mit Estrich belegten Theil des Hofes aufschüttete, und durch eine Bedeckung verwahrte.

Der ganzen Provinz Podolien, ob sie gleich weit besser bevölkert ist, als die Ukraine, fehlt es dennoch an Menschen, besonders an fleißigen Menschen, welche die Natur unterstützen, und ihre reichen Geschenke gehörig zu benutzten wissen. Die fürchterlichen Einfälle der Tartarn und der Haidamaken, Pest und andere Landplagen zeigen noch immer ihren schädlichen Einfluß auf die Bevölkerung dieser Provinz. Die Wuth der im Jahr 1772 ausgebrochenen Pest hatte noch immer Spuren ihrer ehemaligen Verwüstung hinterlassen. Indessen könnte das Land noch immer weit ergiebiger sehn, als es wirklich schon ist, und von den vorhandenen Menschen noch weit besser benutzt werden, wenn nicht feige niedrige Sklaven es bewohnten. In frühern Zeiten fehlte es dem Lande weder an Menschen, noch an dem übrigen Naturreichthum. Freie Leute bewohnten dieses Paradies der nördlichen Erde, und benutzten ihr Eigenthum nach eigener Willkühr. Die Legenden des Landes erzählen noch von dem Muth der alten Bewohner. Sie sollen einen eben so kriegerischen Charakter besessen haben, als noch jetzt ihren Nachbarn, den Cosaken, eigen ist. Auch war das wohl natürlich, denn sie kämpften für ihren Heerd, ihre Güter, ihre Kinder, ihre Weiber. Die unversöhnliche Feindschaft der Tartarn ward für sie eine nothwendige Auffoderung, sich frühzeitig mit den Waffen bekannt zu machen. So härteten sie sich durch die Gewohnheit ab; Waffenspiel ward ihre Lieblingsbeschäftigung; gezwungen, immer das Schweiß bereit zu halten, um ihre Feinde zu empfangen, mußte sich natürlich ihr Muth erheben, je öfter die Gefahr wieder kam. Sie vertheidigten die Grenzen, und sie thaten es gerne, denn sie wußten,

daß ihnen der Kampf allein zu gute kam; der eindringende Feind sahe Männer gegen sich, deren entschlossener Muth ihm jeden Schritt theuer erkauften.

Dieser kriegerische Charakterzug des Volks ist jetzt längst dahin; auch jede Spur fast hat sich davon verloren. Seitdem die Usurpation einiger Wenigen dem Volke die Sklavenkette über den Hals warf, und ihn tief unter das Thier beugte, seitdem sind jene schönen Züge freier Völker aus dem Charakter der Nation verwischt. Der Muth dieser Menschen ist jetzt auf immer dahin; die schändlichste Sklaverei hat sie erschlaft, gleichsam entmenscht; die Wuth ihrer Tyrannen hat sie ganz zu hingebenden, willenlosen Knechten gemacht, die vor der Peitsche ihre Knie beugen, und gezwungen arbeiten, was ihnen der Büttel anweist. Ihre ganze Seele kennt nun keinen andern Wunsch, als Branntwein; ist dieser befriedigt, so mögen ihre Hütten niederbrennen, ihre Weiber und Kinder verderben; sie trinken, und — dünken sich glücklich! Nur im Rausche zeigt sich bei ihnen noch zuweilen ein aufkeimender Funke ihres alten Nationalmuthes. Da dulden sie keine Beleidigung; da sind sie im Stande, selbst ihren sonst so fürchterlichen Aufseher ins Gesicht zu schlagen, wenn er ihnen in den Weg kommt; da widersezzen sie sich der Bestrafung, selbst wenn sie es verdient haben; da erheben sie sich zu einer geträumten Größe, die aber freilich wieder in unnatürliche Erschlaffung übergeht, sobald der Rausch ausgeschlafen ist. Das Mittel, welches, wie Herr Schirach in seiner tollen Aristokratienwuth behauptete, die französischen Generale angewendet haben sollen, um ihre Armeen, durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke, zum Siegen geschickt zu machen, möchte vielleicht bei diesen Leuten mit weit besserem Erfolg gebraucht werden können, wenn man sie zu einem raschen Schritt überreden wolte. Der geistreiche Herausgeber des weltberühmten politischen Journals, und andere Herren seines Gelichters, möchten vielleicht hier durch hinlängliche Auspendung des Branntweins, als das summum bonum des Podo-liens, einen Aristokratenklub errichten können, der seinen Richtern Ehre machen würde. Dieß würde den Herren um so leichter fallen, da ihre Schriften schon an sich

ienen künstlichen Geist athmen, der gewöhnlich trun-  
kene oder im Gehirn verbrannte Menschen beseelt! —

In Podolien beschäftigt man sich mehr mit der  
Viehzucht, als mit dem Ackerbau. Ich will damit  
nicht gesagt haben, daß man gerade so sorgfältig mit  
diesem Zweige der Oekonomie umgeht, als es geschehen  
könnte; allein man hält es wenigstens für ein noth-  
wendiges Erforderniß einer guten Haushaltung, eine  
Menge Vieh's zu haben. Die podolischen Ochsen sind  
in der halben Welt bekannt; sie gehen zu Tausenden  
alljährlich nach den Ufern der Ostsee und nach ganz  
Deutschland. Diese Thiere erreichen hier nicht allein  
eine sehr ansehnliche Größe und Schwere, sondern sie  
zeichnen sich auch durch eine ganz vorzügliche Fettigkeit  
und Schönheit ihres Fleisches aus, wodurch sie eigent-  
lich so vorzüglich berühmt geworden sind. Man ver-  
wendet hier freilich einige Sorgfalt auf diese Thiere,  
allein die Natur muß denn doch das meiste dabei thun.  
Diese hat am besten für alles gesorgt, was die Men-  
schen vernachlässigt haben; sie hat dem Lande die herr-  
lichsten Wiesen, und auf denselben die nährreichsten  
Futterkräuter geschenkt, an deren Anbau sonst Niemand  
denken würde. Unser Klee, den wir mit Mühe an-  
bauen müssen, bleibt hier der Natur überlassen und  
gedeiht zu einer Ueppigkeit, die unsern besten Kleeboden  
übertrifft. Alle andere Grasarten, die den Thieren  
eine gedeihliche Nahrung schenken, wachsen ohne mensch-  
liche Pflege in wilder Fülle. Das Rindvieh bleibt den  
ganzen Sommer hindurch sich selbst überlassen, und  
zeigt sich gewöhnlich sehr unbändig; doch folgt es sei-  
nem Führer. Im Winter bringt man es in Ställe,  
und füttert es sorgfältiger, als es in Poldhynien und  
in der Ukraine geschieht. Die Schweine erhalten Eichel-  
mast, wo nehmlich diese Frucht zu finden ist; in an-  
dern Gegenden füttert man sie mit Kartoffeln und  
andern in Menge vorhandenen Nahrungsmitteln. Mit  
der Schaafzucht will es nicht viel sagen. Die hiesigen  
Schaafe haben beinahe die nämlichen Mängel, die ich  
oben bemerkt habe. Um den Obstbau bekümmert sich  
Niemand, so sehr auch der Boden dazu inclinirt.  
Außer was wild in den Wäldern wächst, sieht man  
selten einen fruchttragenden Obstbaum, vielweniger

denn eine ordentliche Anlage. Von Baummastung weiß Niemand etwas; doch darum hat man sich ja noch bisher in den meisten Gegenden Deutschlands selbst wenig bekümmert — was Wunder denn, daß es in Polen unbekannt ist? — Einige Edelleute haben denn wohl zu ihrem Bedarf einige Obstbäume angelegt, auf die man aber weiter nicht die geringste Sorgfalt verwendet, sondern sie ganz der lieben Mutter Natur überläßt, die denn auch schafft, was daran zu schaffen ist; doch bleibt das Obst gewöhnlich klein und herbe von Geschmack. Die Bienenzucht wird hier eben so getrieben, wie in den benachbarten Provinzen; doch bemerkten wir hin und wieder mehr zahme Bienenstöcke in den Höfen, als bisher. Das Klima ist heiß; doch wird es einigermaßen durch die kühlen Winde gemäßigt, welche von den benachbarten Gebürgeu herabwehen, und die drückende Hitze einigermaßen dämpfen. Auch werden die Menschen hier älter, als ihre Nachbarn, mithin muß doch die Luft gesunder seyn, ohneachtet man keine große auffallende Veränderung bemerkt. Nach allem zu urtheilen, so müßten hier alte Menschen keine seltene Erscheinung seyn, wenn man mehr Sorgfalt auf das Leben eines Menschen verwendete, und ihn nicht der Obhut eines unwissenden Juden überließ, der Tausende durch seine Quakalbereien tödtet.

Podolien zerfiel bisher in zwei Wojwodschaften, nämlich in Ober- und Niederpodolien; das letztere wurde auch die Wojwodschaft Braclaw genannt. Der Dniester trennt die ganze Provinz von der Moldau. Dieser Fluß entspringt aus einem großen See in den Karpathischen Gebürgeu, macht gleichsam die natürliche Gränzcheidung zwischen den polnischen und türkischen Provinzen, und fällt bei Bialagorod ins schwarze Meer. Die Ufer dieses Stroms bilden eine Reihe ansehnlicher Felsengebürge, an deren jähen Abfällen der Fluß sich vorbeidrängt. Alle diese Felsen sind größtentheils kahl, und nicht, wie die des Dneppers, mit Waldungen bedekt.

Podolien hatte ehemals seine eigenen Herzoge, die ihr Land, ganz unabhängig von Polen und Litthauen, regierten, und keine Eingriffe in ihre Souverainitätsrechte duldeten. Diese Herzoge starben im funfzehnten

Jahrhundert aus, und nun begann ein langwieriger Kampf wegen der Erbfolge in diesen Provinzen zwischen Polen und Litthauen. Je mehr sich indeß beide Staaten ihrer gänzlichen Vereinigung naheten, desto mehr ließ auch der Streit nach, und im Jahr 1569 wurde er endlich dahin entschieden, daß Polen auf immer das Souverainitätsrecht im Herzogthum Podolien erhielt. Es litt, wie ich schon gesagt habe, wiederholend von den Einfällen der Tartarn, die, trotz des vorgefundenen Widerstandes, immer von neuem zurückkehrten, bald diesen, bald jenen Theil des offenen unbewehrten Landes überschwebmten, und Menschen und Beute mit sich fortschleppten. Erst in neuern Zeiten haben diese Einfälle nachgelassen, wenigstens sind sie nicht so häufig und mit solcher Wuth wiederholt worden. Im Jahr 1793, da das polnische Reich die zweite Theilung seiner Staaten erlebte, ward Podolien mit der Krone Rußland auf immer vereinigt.

So lange diese Provinz noch die polnische Herrschaft anerkannte, galt die Bergveste Caminiecz für eine undurchdringliche Vormauer gegen die streifenden türkischen und tartarischen Horden. Die Polen trotzten auf ihren Fels, und ließen sich den Wahn seiner Unüberwindlichkeit nicht nehmen. Zwar wurde ihnen der Beweis vom Gegentheil gleichsam in die Hand gegeben, und ihr Glaube mußte natürlich einen gewaltigen Stoß erhalten, da die Türken diese für unüberwindlich gehaltene Festung im Jahr 1672 mit Sturm eroberten, und sie erst im Jahr 1699 im Carlowiczzer Frieden an Polen wieder zurückgaben; allein hartnäckig blieben die Polen bei ihrer Behauptung, und ließen sich durch das unvermuthete Ereigniß in ihrem alten, ihnen liebgewordenen Wahn an die Unüberwindlichkeit der Mauern von Caminiecz nicht irre machen. Dieser Glaube beruhete auf eine alte Prophezeihung aus der Vorzeit, deren Wahrheit man noch in diesen Gegenden ganz allgemein verbürgt, daß nemlich der Felsen von Caminiecz der Stein des Anstoßens für die Ungläubigen seyn, und sie von allem weitem Vordringen in die Länder der abendländischen Christenheit abhalten sollte. Da nun diese Prophezeihung in frühern Zeiten aus dem sehr natürlichen Grunde in Erfüllung ging, weil die Tur-

fen anfangs durchaus keine Belagerungskunst verstanden, sondern blos das platte Land zu verheeren mußten, und nur mit toller Wildheit auf alles losgingen; wo also der kleinste Widerstand sie zurückschrecken konnte, so nannten die Polen ihren Fels den Fels der Christenheit, den Gott selbst dahin gesetzt hätte, um seine Gläubigen zu schützen. Caminiecz war also der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; es war der Ort, mit dem Polen vor ganz Europa großthat, daß er innerhalb seinen Grenzen zu finden sei. Zwar bewies die Folge, daß man zu viel Vertrauen auf diese Steinmasse gesetzt hatte; aber das alte Vorurtheil blieb, und das Zutrauen veränderte sich nicht.

Caminiecz ist wirklich eine wichtige Festung, und in Polen unstreitig die wichtigste; aber sie hält denn doch den Vergleich mit Ehrenbreitenstein und andern wichtigen Bergvesten am Rhein nicht aus. Und doch sind auch diese gefallen, wie die Geschichte unserer Tage es beweist; lächerlicher Wahn ist es also, Caminiecz, das, im Verhältniß mit jenen, schwache Caminiecz für unüberwindlich zu halten. Es liegt auf einem steilen Felsen, unter dessen jähem Abhang die Emietricz vorüberfließt, und von den andern Seiten mit Bergen umgeben, von denen die nächsten allenfalls im Nothfall befestigt werden können. Auf dem höchsten Gipfel des Felsens ist noch überdem eine feste Citadelle angelegt, die sich selbst in dem Falle, daß der übrige Theil der Festung erobert wird, noch eine Zeitlang halten kann, wenn sie nur mit gehörigem Proviant und Kriegsbedürfnissen versehen ist. Der Hauptumstand indeß, der als ein wesentlicher Fehler angesehen werden muß, ist der, daß die benachbarten Berge zum Theil höher sind, als der Felsen, auf dem die Weste liegt, und also bei einer schnellen Ueberrumpfung von Seiten des Feindes leicht zum Nachtheil der Festung benutzt werden können. Diesen Fehler, über den ich freilich nicht entscheiden kann, haben mir erfahrene Offiziere bemerkbar gemacht, die eine größere Einsicht im Fortifikationswesen besitzen, als ich.

Die untere Stadt ist offen, liegt längs dem Felsen hin, und bildet mit ihren schönen Pallasten und Kirchen ein sehr reizendes Amphitheater, das sich besonders aus einiger Entfernung vorzüglich schön aus-

nimmt. Wenn man so die Stadt von weitem ins Auge faßt, sollte man in ihr nichts, als die prachtvollsten Gebäude erwarten; kommt man aber hinein, so findet man wieder die alte polnische Wirthschaft, zertrümmerte Palläste, und prächtige Kirchen, hölzerne halbverfallene Judenwohnungen neben herrlichen modernen Gebäuden, die der schönsten Stadt von Deutschland Ehre machen würden; alles angefangen, wenig oder nichts vollendet. Die Straßen haben größtentheils eine Mittelbreite, und erheben sich einigermassen nach der Anhöhe hin, weshalb der untere Theil der Stadt bei anhaltenden Regengüssen einer Art von Ueberschwemmung ausgesetzt ist. Nicht alle Straßen sind gepflastert, aber doch der größte Theil, und zwar mit einer sehr lobenswerthen Sorgfalt, die allenfalls den preussischen Städten zum Muster dienen könnte, wo Pflasterereien bei der Straßenpflasterung nicht so seltenes sind. Die Stadt ist ungemem bevölkert. Eine Menge von Nationen, namentlich Russen, Griechen, Polen, Juden, Deutsche, Armenier, Türken, Tartarn, Perser und andere wimmeln geschäftig Straße auf, Straße ab in ihren Nationaltrachten dahin. Es ist den ganzen Tag über, bis spät in die Nacht hinein, allenthalben ein solches Menschengetümmel, als man es in mancher deutschen Residenzstadt nicht findet. Alles eilt seinem Gewerbe nach; die Hauptbeschäftigung bleibt indes der Handel, sowohl mit dem Innern des Reichs, als auch mit dem Morgen- und Abendlande. Caminiecz ist die Hauptniederlage aller türkischen, levantischen, persischen und österreichischen Natur- und Kunstzeugnisse. Es giebt hier mehrere reiche Handelshäuser, die an Größe ihrer gewonnenen Capitalien, freilich aber nicht an Ausbreitung ihres Handels, mit dem reichsten Kaufmanne in unsern Hanseestädten wetteifern können. Was Caminiecz vor vielen andern Städten voraus hat, ist, daß man darin so wenig eigentliche Armuth antrifft. Wenn man in Danzig, Königsberg, Stettin und andern Orten, zur Schande dieser Städte, bei jedem Schritte auf unverschämte Bettler stößt, die ihre Forderungen bis zur Frechheit übertreiben, und, allen Polizeiverordnungen zum Trotz, ihr erbärmliches Handwerk fortsetzen, so ist das hier nicht der Fall, obuerachtet man eben die hiesige Polizei nicht gar sehr loben kann. Aber das Verhält-

nist hier besser, die Summe des Erwerbs ist besser vertheilt, und die Menschen sind an Arbeit gewöhnt. In den oben genannten Städten trifft man wenigstens auf einen einzigen Reichen hundert bettelhafte Arme; der Begüterte sorgt nur für sich, scharrt nur zusammen, und besoldet, gewöhnlich silzig genug, nur die nothwendigsten Arbeiter, die ihm unentbehrlich sind; die übrigen können feinerwegen verhungern; sein Egoismus kehrt sich nicht weiter daran. In Caminiec; hingegen ist der Erwerb gemeinschaftlicher, er dehnt sich mehr über alle einzelnen Individuen aus, er ist nicht das Monopol einiger Bezirgen, und — er wird reichlich bezahlt. Das ist wohl die Hauptursache, warum man hier, außer den wenigen Bettlern, welche besonders die katholische Kirche mastet, und denen es erlaubt ist, vor den Kirchenthüren zu sitzen, und den Ein- und Ausgehenden anzublocken, nur äußerst selten von einem Armen überlaufen wird. Aber selbst diese dürften ihr ekelhaftes Schlaraffenleben nicht führen, wenn sie arbeiten wolten; allein sie sind gewöhnt an den frommen Mißgung, und halten es für besser, sich füttern zu lassen, als für eignen Unterhalt zu sorgen. Viele der hiesigen Einwohner sind sehr begütert, die meisten sind wohlhabend. Alle haben ihr mitteimäßiges Auskommen; Keiner ist ganz arm. Kirchen giebt es hier, im Verhältniß der geringen Größe dieser Stadt, eine ganz geraume Anzahl. Die meisten und schönsten gehören den Katholiken, die sich durch eine besondere Pracht von innen und außen auszeichnen. Die paar griechischen und armenischen Gotteshäuser sind zwar recht artig eingerichtet, besitzen aber eben sonst keine große Merkwürdigkeiten. Die lutherische Kirche hat keinen Thurm. Die hiesige Synagoge der Juden ist eine der schönsten, die ich noch in Polen, außer Brzesc, gefunden habe. Griechen und Armenier haben hier ihre eigene Bischöfe, die in prächtigen Pallästen wohnen, einen wunderlichen Heiligenschein annehmen, eine allgemeine Anbetung fodern, sich aber gegenseitig als Schismatiker hassen, und auf einander mit dem Donner ihrer geistlichen Waffen recht feindselig losstürmen. Von Duldung weiß weder der Eine noch der Andere etwas. Bis dahin standen sie beide unter der geistlichen Oberherrschaft ihrer beiderseitigen Erzbischöfe, die zu Lemberg ihren Sitz haben; ob das aber bei der gegenwärtigen Veränderung der Dinge so bleiben wird,

das muß die Folge lehren. Die Gegend um die Stadt ist äußerst reizend und mannigfaltig, und vereinigt so zu sagen alle die einzelnen Schönheiten in sich, welche die Natur diesen Provinzen schenkte. Die Landstraße ist schön, breit und wird mit Sorgfalt unterhalten. Oben von der Citadelle genießt man einer malerischen Ansicht. Zu ihren Füßen strömt die Smietricz, die man bis zu ihrer Vereinigung mit dem Dniester verfolgen kann. Dann verdecken die hohen Felsenrücken des Ufers die schwarzen Wasser jenes majestätischen Stroms. Ueber denselben hinweg überblickt man einen ansehnlichen Theil der hohen waldbegrenzten Bergrücken, welche längs der Moldau hinlaufen, sich in grauer Ferne verlieren, und den Urvätern dieser Gegend, den Karpathen, Platz machen. Die auf einem entgegengesetzten Felsen, zwei Meilen von Caminiecz, jenseits des Dniesters gelegene türkische Festung Choczim ist in ihrem ganzen Umrisse sichtbar; kurz, das Auge kann gar nicht satt werden, in den mannigfaltigen Reizen der Natur zu schwelgen, die sich ihm im reichhaltigsten Ueberflusse von allen Seiten, bis tief in die schönen Ebenen Polens hinein, darbieten. Nicht weit von Caminiecz liegt in einer sehr romantischen Gegend das schöne Gut des Fürsten von Nassau, der, als Admiral der russischen Flotte, in mehreren Kriegen ruhmliche Lorbeeren erfocht, die ihm jedoch der letzte schwedische Krieg größtentheils entriß. Man will ihm hier mehreres bei den verschiedenen Vorfällen dieser Fehde zur Last legen, und man tadelt ihn hier allgemein. Ich bin nicht berechtigt, über den Grund oder Ung. und dieses Tadelis zu urtheilen, doch kommt es mir vor, als wäre der Neid der übrigen Großen die Hauptquelle desselben. Dem sei nun, wie ihm wolle, der Fürst hat sich aus dem Gerümmel des Hofes und der Welt auf immer in seine romantische Einsamkeit zurückgezogen, wo er jetzt in sorgloser philosophischer Ruhe lebt. In dieser reizenden Einöde bringt er seine Zeit vielleicht jetzt besser und nützlicher hin, als es damals geschah, da er als unumschränkter Befehlshaber einer großen Macht Menschen in das Gewühl des Treffens und auf das Erndrefeld des Todes führte. Er ist ein Mann von einigen sechszig Jahren, der sehr gesellig lebt, seine Güter auf eine sehr vernünftige Weise verbessert, seinen Untertanen ein sehr gütiger nachsichtsvoller Herr ist, und mit ruhmwürdigem Eifer das Beste

derselben befördert. In seinem Privatumgange soll er ein sehr kluger, lebenswürdiger und jovialischer Mann seyn, der steife Pedanterie und ängstliches Zurückziehen haßt, der den Menschen gerne nimmt, wie er ihn findet, den häßlichen deutschen Ahnenkolz verachtet, und sich gerne mittheilt, wo er sieht, daß er nicht mißverstanden wird. Das ist wenigstens die Schilderung, welche man mir durchgängig von diesem Manne gemacht hat; ich selbst kenne ihn nicht persönlich, wohl aber die schönen, trefflichen Anlagen, wodurch er sein Gut so verbessert hat, daß es jetzt ein Muster für die ganze Gegend seyn kann. — Und so viel denn über diese Länder, ihre Städte und ihre Bewohner! Ich hoffe, daß ich nichts vergessen habe, was nur einigermaßen merkwürdig ist. Daß ich Dir nicht von jedem Orte eine vollständige gelehrte Topographie gegeben, sondern mich mehr mit allgemeinen Beobachtungen beschäftigt habe, das wirst Du mir doch hoffentlich nicht verargen. Theils war es mir nicht immer möglich, gehörige Data zu einer solchen Topographie zu sammeln, theils hielt ich es auch für wirklich überflüssig, Dir so oft zu wiederholen, diese Kirche besitze diese und jene Schönheiten, Kostbarkeiten, Gemälde; jener Pallast sei so oder so eingerichtet; dieser und jener Nabob sei von dieser und jener Herrlichkeit umgeben; jene Stadt habe so oder so viel Straßen, Kirchen, Palläste und öffentliche Gebäude, und was des Kleinlichen mehr ist. Menschen und Sitten habe ich Dir geschildert, wobei ich meine Beobachtungen mit fremden zusammengehalten und verglichen habe. Es kann seyn, daß ich zuweilen irre gegangen bin; aber wissentliche Unwahrheiten habe ich gewiß vermieden. Das ist genug! Wo ich nun weiter mich hinwenden werde, das mußt Du mit der Zeit erfahren. Bis dahin gehab' Dich wohl!

Ende der ersten Abtheilung des vierten und  
letzten Bändchens.

P